GR
1
.Z4
Jg.28

P
Anthrop
V

ZEITSCHRIFT

des

Vereins für Volkskunde.

Begründet von Karl Weinhold.

Unter Mitwirkung von Johannes Bolte

herausgegeben

von

Fritz Boehm.

28. Jahrgang. 1918.

Mit 3 Tafeln Abbildungen.

161122
20/4/21

BERLIN.
BEHREND & Co.
1918.

Inhalt.

Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

Seite

Der Ursprung des Martinsfestes. Von Carl Clemen . . . . . 1—11
Einige Grundfragen der Kinderspielforschung 2. Kind und Sprachspiel (Fortsetzung). Von Georg Schläger . . . . . 15—25
Das Fangsteinchenspiel in den Rheinlanden. Von Josef Müller . . . . 26—41
Die Entstehung eines dienstbaren Kobolds aus einem Ei. Von Georg Polívka . . . . . 41—56
Die Garnweife oder Garnhaspel. Von Karl Brunner mit vier Abbildungen auf Tafel 1) . . . . . 56—63
Schmuckgegenstände aus Menschenhaaren. Von Franz Weinitz mit drei Abbildungen auf Tafel 2) . . . . . 64—65

Kleine Mitteilungen.

Zum deutschen Volksliede, 50. Die Versuchung. 51. Das Baurenlob. 52. Steirisches Bauernleben. Von Johannes Bolte . . . . . 65—78
Ein Schifflein sah ich fahren, Kapitän und Leutenant. Von Wilhelm Lucke . . . . . 79—88
Der Bauernjunge in der Landshuter Vesper, ein Handwerksburschenlied aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts. Von Paul Emil Richter. — Nachtrag. Von J. Bolte . . . . . 88—91
Volkslieder aus dem Odenwald, 1—4. Von Lina Clauss-Mangler. Anmerkungen von J. Bolte . . . . . 92—95
Zu dem Spruch: Hätt's Gott nicht erschaffen oben 5, 355. Von Anton Englert und J. Bolte . . . . . 95—96
Lieben kein Verbrechen. Von Arthur Kopp † . . . . . 97—98
Das Ringlein sprang entzwei. Von Otto Stückrath. Nachschrift von J. Bolte . . . . . 98—99
Kunstlieder im Volksmunde, 1—8. Von Otto Stückrath . . . . . 99—110
Wurstreime aus Baden. Von Ottomar Meisinger . . . . . 111—113
Drei deutsche Haussprüche und ihr Ursprung. Von Johannes Bolte . . 113—120
Steirische Volksmärchen. 1. Der goldige Hirsch. 2. Der tapfere Soldat. 3. Spielmannsmârl. Von Victor von Geramb . . . . . 120—124
Der Gesundheitsbrunnen, ein Märchen aus Pommern. Von Otto Knoop 124—126
Der Schwank vom Zeichendisput. Von Heinrich Loewe . . . . . 126—129
Zu Bürgers Münchhausen, 1. Eine neue Quelle Bürgers 2. Münchhausens Jagdabenteuer in slawischen Volksschwänken. Von Johannes Bolte und Georg Polívka . . . . . 129—132
Hessische Volksschwänke aus dem Jahre 1811, 1—5. Von Johannes Bolte 132—135
Die Scheune brennt!" oder die sonderbaren Namen. Von Wilhelm Wisser und J. Bolte . . . . . 135—137

Seite
Schwanke aus Hinterpommern. 1–3. Von Otto Knoop 137–138
Das Dreizehnerfest in Windhagen bei Gummersbach. Von Otto Schell 138–140
Ein studentischer Brauch. Von Hermann Fischer 140
Eine Warnung vor dem Meineid. Von Oskar Ebermann mit einer Abbildung auf Tafel 3 140–145
Das angebliche Berliner Weihnachtspiel von 1597. Von Johannes Bolte 145–147

Berichte und Bücheranzeigen.

F. Ohrt, Danmarks Trylleformler I. Indledning og Text O. Ebermann . 147–148
Notizen A. Aarne, W. Ahrens, J. H. Albers, Berichte, J. Bolte und G. Polívka, A. de Cock, A. Christensen, Deutsche Volksspiele des Mittelalters, M. Eberle, Flämisches Liederbüchlein, M. Gmür, M. J. bin Gorion, A. Hauffen, W. Keller, F. v. Luschan, R. Meissner, W. Meyer und W. Bousset, A. Hilka, W. Lüdtke, P. Mitzschke, E. Norden, A. Olrik, E. Otto, J. Pesch, J. Polívka, J. Reimers, M. Rothbarth, Rubehn, H. Schneider, H. Spies, F. Teutsch, J. Turi 148–157
Wilhelm Wissers 75. Geburtstag 157
Register 158–160

Der Ursprung des Martinsfestes.

Von Carl Clemen.

Der heilige Martin, dessen Gedächtnis der 11. November geweiht ist, war zuerst, von seinem 15. bis 20. Jahre, Soldat und soll als solcher am Stadttor von Amiens jene bekannteste und oft abgebildete fromme Tat vollbracht, d. h. seinen Mantel mit einem Armen geteilt haben. Schon als Knabe war er mit dem Christentum bekannt geworden, wollte auch bereits mit 12 Jahren Klausner werden, liess sich mit 18 taufen und lebte, nachdem er aus dem Militärdienst ausgeschieden und eine Zeitlang herumgereist war, als Anachoret auf der sog. Hühnerinsel an der genuesischen Küste. Um 370 gründete er bei Poitiers einen Mönchsverband, vielleicht die erste klösterliche Organisation des Abendlandes, aber schon ein oder zwei Jahre später wählte ihn die Stadt Tours zu ihrem Bischof. So errichtete er auf dem andern Ufer der Loire ein zweites Kloster, das heutige Marmoutiers, in dem er selbst lebte; doch gab er sich nicht der stillen Betrachtung hin, sondern betätigte sich ungemein eifrig als Mönchsvater, Heidenmissionar und Volksarzt. Zwischen 397 und 401 starb er eines Sonntags um Mitternacht und wurde an einem 11. November beigesetzt[1]); aber die Art, wie dieser Tag jetzt gefeiert wird, wird sich mit alledem noch in keiner Weise erklären lassen. Vielmehr sind auf ihn mancherlei wohl uralte Gebräuche verlegt worden, die mit dem Heiligen ursprünglich gar nichts zu tun hatten; sie lassen sich fast sämtlich um die beiden bekanntesten, von denen daher hier in erster Linie die Rede sein soll, gruppieren: das Essen der Martinsgans und das Anzünden des Martinsfeuers oder der Martinslichter.

I.

Von einer Martinsgans hören wir zuerst im 12. Jahrhundert: nach den Korveier Annalen, die zwar erst im 15. entstanden sind, aber auf gute Quellen zurückgehen werden, schenkte im Jahre 1171 Othelricus von Svalenberg den Mönchen des Klosters am Feste des heiligen Martin eine silberne Gans[2]). Schon früher wird also eine wirkliche Gans ver-

1) Vgl. zuletzt Bernoulli, Martin von Tours, Realencyclopädie für protestantische Theologie und Kirche[3] 12, 389f. (1903).

2) Vgl. Leibniz, Scriptores Brunsvicensia illustrantes 2, 308 (1710). Noch andere ältere Nachrichten führen an J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie 1, 47 (1852) und U. Jahn, Die deutschen Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht 1884 S. 232.

speist worden sein, wie das seit dem 14. Jahrhundert auch in eigenen Martinsgansliedern geschildert wird. Sie sind in grösserer Anzahl und zusammen mit anderen, nachher noch zu erwähnenden Liedern zuerst von Simrock gesammelt und anonym herausgegeben worden unter dem Titel: „Martinslieder, hin und wieder in Deutschland gesungen von Alten und von Jungen zu Ehren des bescheidenen Manns (bei einer wohlgebratnen Gans), mit zweien Vorberichten, die manches Dunkel lichten, in Druck gegeben säuberlich durch Anserinum Gänserich. Bonn gedruckt in diesem Jahr, da der Wein geraten war.“[1]) Und in einigen von diesen Martinsgansliedern wird die Sitte nun auch aus dem Leben des Heiligen erklärt, am eingehendsten in folgendem:

Der ward also jung erwählet,
Dass er sollte Bischof sein,
Aber das hat erst gefehlet,
Denn er willigt selbst nicht drein;
Und wie man ihn zwingen will,
Da entgeht er in der Still
Und entwischt Gewalt zu meiden,
Will den Bischofhut nicht leiden.

Aber wie er endlich schauet,
Dass die Flucht verraten war,
Siehet er ein Haus gebauet,
Voll von Gänsen ganz und gar.
Das erreicht er ganz erschreckt
Und von Zagen angesteckt,
Sprach: ‘Hier will ich mich verkriechen;
Wer wird mich bei Gänsen riechen?’

Aber ach, du bist betrogen,
Mein Martinus, kurz hernach:
Ach die Gans hat nur gelogen,
Da sie dir Geleit versprach.
Denn sobald der Feind nur kömmt
Und dies Haus in Acht nicht nimmt,
Kehrt er durch der Gänse Schreien
Wieder, suchet da von Neuem.

Also wird der Mann gefunden,
Der berühmte Martinsmann,
Kommt zurück zur Stadt gebunden,
Zieht die Bischofskappe an;
Doch dass auch gerochen sei
Dieser Gänse Büberei,
Schlachtet er sie allzusammen,
Brät sie dann an heissen Flammen.

Daher ist der Brauch gekommen,
Dass man noch die Gänse isst,
So oft diese Tage kommen,
Dass es Martinsabend ist.
Also dass oft Schaden bringt,
Wer zuviel schwätzt oder singt:
Weil die Gänse Schweigen hassen,
Müssen sie sich braten lassen.[2])

Aber das ist offenbar nur eine nachträgliche Rechtfertigung der Sitte; unsere alten Quellen wissen wohl davon, dass sich Martinus der Wahl zum Bischof habe entziehen wollen, aber nicht, dass er von Gänsen verraten worden sei. Und noch weniger ist daran zu denken, dass sie deshalb ihm zu Ehren gegessen würden, weil er selbst sie besonders ge-

1) Weitere Martinslieder veröffentlichten Reusch, Das Martinsfest, Neue preuss. Provinzialblätter 1850, 179ff., Wolf 1, 41ff., Pfannenschmid, Germanische Erntefeste 1878 S. 469ff., Jürgensen, Martinslieder (Wort und Brauch 6) 1910, bes. S. 78ff., Ostheide, Zum Martinsfeste, Zeitschr. für rhein. Volkskunde 1911, 294ff.

2) Vgl. Simrock S. 22ff., sowie ausserdem Jürgensen S. 145f. 149f.

schätzt hätte und an Unmässigkeit in ihrem Genuss gestorben sei; Martinus war vielmehr sehr mässig und starb nach dem Briefe des Sulpicius Severus ad Bassulam an plötzlichem Kräfteverfall auf einer Reise[1]). Vollends wenn in einem andern Martinsliede die Sitte der Martinsgans damit begründet wird, dass auf den Rat des heiligen Martin einmal eine von einem Wolf gefangene Gans diesen betrogen habe, so kann aus einer solchen Fabel eine Volkssitte noch weniger entstanden sein, ja sie wird in dem Liede schon vorausgesetzt, sofern die Gans zum Wolf sagt:

Der mir von dir, wolf, half auss not
und mir auch gab den trewen rat,
des bin ich nit vergessen;
der heilige sant Merten hat
mein leib auch helfen essen[2]).

Indessen vielleicht lösen unsere Lieder doch das Rätsel, dadurch nämlich, dass sie auch von sonstigen Speisen und Getränken, die man bei derselben Gelegenheit zu sich nahm, reden. Ja das war schon früher, bereits gegen Ende des 6. Jahrhunderts üblich — vorausgesetzt, dass sich der 5. Kanon der Synode von Auxerre im Jahre 590: 'etiam pervigiliae, quas in honorem domni Martini observant, omnimode prohibentur'[3]) auf solche Schwelgereien bezieht. Und das ist deshalb wahrscheinlich, weil der heilige Martin auch bei Gregor von Tours, der 594 starb, schon als Spender des Weins gilt[4]). Jedenfalls hören wir von solchen Schwelgereien am Martinstag gegen Ende des 12. Jahrhunderts; ja wenn im Jahre 1179 die Kreuzfahrer vor Joppe das Martinsfest in dieser Weise begangen und dadurch die Stadt verloren haben sollen[5]), so wird es in ihrer Heimat schon viel früher üblich gewesen sein. Wie verbreitet die Sitte namentlich in Frankreich, der Heimat des Martiuskultus, war, geht ja auch daraus hervor, dass 'faire la Saint Martin' oder 'martiner' gut essen und

1) Vgl. Janssen, Over den oorsprong der St. Maartensganzen (Werken van de maatschappij van nederlandsche letterkunde, N. R. VI, 174 f. 1850.)

2) Vgl. Jürgensen S. 137 ff. — Noch andere Erklärungen s. bei Reichhardt, Die deutschen Feste in Sitte und Brauch [3] 1911 S. 23. Dass die Martinsgans nichts mit den Gänsen der Juno zu tun hat, braucht wohl, obgleich es von manchen behauptet worden ist (vgl. darüber Treuer, Untersuchung des Ursprungs und der Bedeutung des Martinsmannes 1733 S. 77 und auch Pfannenschmid S. 230) nicht erst bewiesen zu werden; aber auch ihre Zurückführung auf den heiligen Vogel des Mars durch Jürgensen S. 69 ff. erscheint mir ganz unmöglich.

3) Vgl. Hefele, Conciliengeschichte 3, 38. 476 (1877).

4) Vgl. Jürgensen S. 57 f.

5) Vgl. Pfannenschmid S. 499, der weiterhin, ebenso wie Jürgensen S. 53 ff., auch andere solche Zeugnisse beibringt. Dagegen ist die Erzählung von Olaf Trygweson, auf die sich Treuer S. 74, Wolf 1, 44 f. und Jürgensen S. 59. 61 berufen, wie letzterer selbst zugibt, wohl nicht mit Sicherheit so zu deuten. Um so mehr könnten die sog. Martinshörner (vgl. darüber Pfannenschmid S. 216. 495, sowie Höfler, Sankt Martini-Gebäck, Schweiz. Archiv für Volkskunde 1902, 22 ff.) auf diese Sitte zurückgehen.

trinken bedeutet, 'mal de Saint Martin' dagegen Trunkenheit und verdorbenen Magen[1]).

Der Grund für diese Feier des Martinstags ist manchmal in griechischen oder römischen Festen gesucht worden, die doch weder zur gleichen Zeit gefeiert wurden, noch einem derartigen Volksfest überhaupt zugrunde liegen können[2]). Auch zur Vorbereitung auf und Entschädigung für die Adventsfasten kann das Martinsfest nicht gedient haben[3]); denn dieses Fasten, das allerdings mit dem 11. November begann, ist, wenigstens im Abendlande, nur von den Dienern der Kirche, nicht dem Volke, gehalten worden[4]). So wird das Martinsfest vielmehr ein altes Erntefest sein, wozu ja auch passt, dass an ihm früher die Dienstboten wechselten und der Pachtzins entrichtet wurde[5]). Daran erinnern vielleicht zugleich die Gaben, die am Martinstag von den Kindern eingesammelt werden; aber davon kann erst nachher eingehender die Rede sein. Hier fragt es sich noch, ob sich auf diese Weise nun auch die Sitte, am Martinstage gerade eine Gans zu essen, genügend erklärt.

Allerdings wird die Gans auch zu anderen Zeiten des Jahres gern gegessen[6]), und wenn das doch vor allem zu Martini geschieht (und daher das Einläuten des Festes in Erfurt geradezu das Gansläuten hiess)[7]), so lässt sich auch das mit Leibniz[8]) und anderen[9]) ganz einfach daraus erklären, dass die Gänse um diese Zeit am fettesten sind. Spricht man doch auf dem Eichsfelde, wie von dem Gänsemarten, auch von dem Hasenbarthel (Bartholomäus, 24. August) und Schwienethommes (Thomas, 21. Dezember), d. h. bringt man doch auch andere Tiere mit Heiligen zusammen, weil sie an deren Festsagen besonders schmackhaft sind[10]).

1) Vgl. Jürgensen S. 59.

2) Vgl. Treuer S. 76 f., Janssen S. 176, 1 und Albers, Das Jahr und seine Feste[3] 1917 S. 288.

3) Gegen Janssen S. 177 f. und die von ihm angeführten Gewährsmänner.

4) Vgl. Caspari, Advent, Realencyclopädie für protest. Theologie und Kirche[3] 1, 189 f. (1896), auch gegen Bernoulli, Die Heiligen der Merowingerzeit 1900 S. 208.

5) Vgl. Pfannenschmid S. 237. — Sartori, Sitte u. Brauch 3, 266 (1914), bemerkt dazu noch: „Es sieht so aus als ob man durch eine Art von Anfangszauber das künftige Jahr recht günstig beeintlussen wolle, indem man es in Wohlleben und Überfluss beginnt. Je mehr man trinkt, desto mehr Schönheit und Stärke trinkt man sich an."

6) Vgl. Pfannenschmid S. 228.

7) Vgl. ebd. S. 507.

8) Introd. S. 28.

9) Vgl. Treuer S. 78, H. D. bei Simrock S. XXI, Janssen S. 179 und die bei Pfannenschmid S. 505 f. angeführten, auch Jahn S. 228, Bernoulli, Die Heiligen S. 208, Nilsson, Die volkstümlichen Feste des Jahres 1914 S. 40, Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche 1916 S. 5.

10) Vgl. Pfannenschmid S. 506, auch das von Hildebrand in Grimms Wörterbuch IV, 1, 1, 1262 (1878) angeführte Zitat aus Henisch S. 1497: 'Vögel vor Michaelis und Gänse nach Martini seind nicht am gesundesten zu essen'.

Gleichwohl liegt die Sache vielleicht noch etwas anders und hat die Sitte, zu Martini gerade Gänse zu essen, noch einen besonderen Grund. Um ihn zu entdecken, müssen wir freilich erst einen kleinen Umweg machen.

Wie die verschiedensten anderen Völker, so haben auch unsere Vorfahren angenommen, dass in dem Getreide eine unpersönliche Kraft oder ein Geist wohne, der, wenn die letzte Garbe geschnitten oder eingebracht wird, damit er nicht an Altersschwäche stirbt, sondern rechtzeitig durch einen andern, noch kräftigen Geist ersetzt werden könne, oder damit er seine Fruchtbarkeit anderen mitteile, getötet und wohl auch gegessen werden müsse. Das ist freilich nur möglich, wenn dieser Korndämon in Tiergestalt gedacht wird, sei es als Pferd, Rind, Schwein, Bock, Hase, Wolf, Fuchs, Hund, Katze oder auch als Hahn[1]). So wird z. B. in Fürstenwalde in Brandenburg, wenn die letzte Garbe geschnitten werden soll, ein Hahn losgelassen und von den Schnittern gefangen. In anderen Gegenden Deutschlands oder Frankreichs wird er an eine Stange gebunden, mit dem letzten Fuder nach Haus gebracht und dort manchmal gegessen. Wenn dagegen ein Knecht mit einem Erntewagen umgeworfen hat, dann heisst es: er hat den Erntehahn verscherzt, d. h. ursprünglich: er bekommt nichts von ihm zu essen. Zumeist allerdings wird nur ein künstlicher Hahn dem letzten Erntewagen vorangetragen oder auf das letzte Fuder gesetzt, die letzte Garbe wird in die Form eines Hahnes gebracht oder heisst wenigstens so, und ebenso derjenige, der sie abschneidet und nun wie ein Hahn krähen muss. Aber alles das ist offenbar nur verständlich, wenn ursprünglich und zu dem angegebenen Zweck ein wirklicher Hahn getötet worden ist[2]).

Nun sagt man in der englischen Grafschaft Shropshire, wenn ein Knecht mit dem Erntewagen umgeworfen hat, vielmehr: er hat die Gans verscherzt, und nennt in anderen Gegenden Englands das Erntemahl ausdrücklich 'Harvest Gosling' oder 'Inning Goose'[3]), wie im Elsass Erntegans[4]). In Shropshire hiess früher auch die letzte Garbe selbst, nach der die Schnitter aus einer Entfernung von 10 bis 20 Schritt ihre Sicheln warfen — und schon das deutete natürlich auf eine besondere Schätzung hin —, der Gänserichhals, wie bei Trier der Ziegenbockhals und bei Aurich der Hasen-, in manchen Gegenden Frankreichs der Katzen- oder

1) Vgl. Mannhardt, Roggenwolf und Roggenhund[2] 1866 S. 6, Die Korndämonen 1868 S. 13 ff. und noch ausführlicher Frazer, The Golden Bough[3] 5, 1, 131 ff. (1912).

2) Vgl. Mannhardt, Korndämonen S. 13 ff., Pfannenschmid S. 111. 232, Frazer[3] 5, 1, 276 ff., auch Müller, Den Hahn fangen, Zeitschr. für rhein. Volkskunde 1913, 228, Der Stoppelhahn, ebd. 1914, 297.

3) Vgl. Frazer 5, 1, 277, 3.

4) Vgl. Kassel, Mäßti u. Kirwe, Jahrbuch für Geschichte, Sprache u. Literatur Elsass-Lothringens 1907, 217 ff.

Fuchsschwanz[1]). So wird also der Korndämon, wie als Fuchs, Katze, Hase, Ziegenbock, Hahn, so auch als Gans gedacht worden sein[2]).

Und dass sich daraus mindestens zum Teil die Sitte der Martinsgans erklärt, das lässt sich nun auch noch auf andere Weise nachweisen. Schon wenn in manchen Martinsliedern die Gans mit allerlei Epithetis ornantibus bedacht (als die feiste Gans, die beste Gans, die frömbste Gans, die schönste Gans, die weisse Gans, die bunte Gans, die graue Gans, ja unsre Gans, die gute Gans, die liebe Gans, die Schnadergans, die Bladergans, der beste Vogel in der Schüssel gefeiert) wird, so könnte das darauf gedeutet werden, dass die Gans ein Opfertier war, das man auch sonst lobt, damit es sich willig töten lässt und so ein wohlgefälliges Opfer bildet[3]). Mehr noch weist auf ein solches hin, dass in Grez-Doiceau im wallonischen Brabant am zweiten Kirmestag eine lebende Gans für alles Missgeschick, das die Gemeinde im letzten Jahre betroffen hat, verantwortlich gemacht, deshalb zum Tode verurteilt und nun von den jungen Leuten mit Papierpfropfen erschossen wird; denn wenn hier auch speziell an ein Sühnopfer gedacht wird, so war das doch nur möglich, weil die Gans früher schon als Opfer anderer Art galt[4]). Diesen Sinn wird ursprünglich auch das Gansreissen, -reiten oder -schlagen gehabt haben, das vielfach zu Martini üblich ist und auch in den Martinsliedern vorausgesetzt wird[5]) — wenn andere Gänsespiele auch zu anderen Zeiten gespielt werden, so haben sie das mit dem Hahnschlagen gemein, das ursprünglich auch zur Zeit der Ernte stattfand, und zwar zu dem angegebenen Zweeke, d. h. um den Vegetationsgeist rechtzeitig zu töten. Denn wenn in Klausenburg in Siebenbürgen der Bursche, der den bis zum Hals auf dem abgeernteten Felde eingegrabenen Hahn mit einem Sichelhieb köpfen soll, daneben schlägt, so glaubt man, wird die nächste Ernte schlecht. Und auch sonst wurde der Tötung eines Hahnes bei der Ernte offenbar ursprünglich ein ähnlicher Sinn zugeschrieben: deshalb nagelt man ihn noch jetzt vielfach an die Haus- oder Stalltür und belässt ihn da bis zur nächsten Ernte — offenbar weil in ihm besondere Kräfte wohnen, die man den Menschen oder dem Vieh zuwenden will. Ja bei Udvarhely (auch in Siebenbürgen, nur nicht im sächsischen, sondern im Szekler Sprachgebiet) wird in die letzte Garbe ein Hahn gebunden, getötet und wieder, wenigstens was Balg und Federn betrifft, bis zum nächsten Jahr aufgehoben; dann werden die Federn unter den Samen von der letzten Garbe gemischt und mit ihm ausgesät, so dass man deutlich sieht, wie in jener, so wohnen auch in dem Hahn besondere Kräfte[6]).

1) Vgl. Frazer [3] 5, 1, 268.
2) Vgl. auch Pfannenschmid S. 231 ff., Sartori 3, 267. 18.
3) Vgl. Jürgensen S. 64. 150. — 4) Vgl. ebd. S. 65.
5) Vgl. Pfannenschmid S. 510, Jahn S. 108. 234, Jürgensen S. 64.
6) Vgl. Frazer [3] 5, 1, 277 ff.

Endlich in Shropshire wird wenigstens jener sog. Gänseriehhals, die letzte Garbe, bis zum nächsten Jahre aufgehoben, weil er oder sie Glück bringen soll[1]). Die Gans ist also ursprünglich ebenso wie der Hahn aufgefasst worden, und darauf deutet nun auch noch hin, dass man der Martinsgans auch sonst übernatürliche Heilkräfte zusehreibt. „Schriftsteller des 17. und 18. Jahrhunderts zählen ganze Reihen von Krankheiten auf, gegen welche die verschiedenen Teile der Gans helfen sollen, und selbst heute noch sagt man in Niederdeutschland, Mark aus dem Grossbein eines Gänseflügels vertreibe die Fleeken im Auge[2])." Nach ungarischem Volkglauben ist ihr Fett gut gegen Gicht, ihr Blut gegen Fieber; „eine Feder ihres linken Flügels soll man zu Pulver brennen und in Wein gemengt Epileptischen eingeben"[3]). Endlich „die Schuppen oder Häutchen von den Gänsefüssen legt man in Böhmen häufig in den Schuh, um sich gegen Schweissfüsse zu schützen, oder zwischen die Zehen, um keine Hühneraugen zu bekommen"[4]). Die Sitte, zu Martini eine Gans zu schlachten und zu verzehren, gehört also in der Tat ursprünglich zu jenen weit verbreiteten, aus primitiver Zeit stammenden Gebräuchen, die man als Töten des Vegetationsgeistes und Gottessen zu bezeichnen pflegt[5]).

1) Vgl. ebd. [3] 5, 1, 268.

2) Jahn S. 234 f.

3) Vgl. Herrmann, Der volkstümliche Kalender in Ungarn, oben 4, 40 f.

4) Vgl. Reinsberg-Düringsfeld, Festkalender aus Böhmen, Neue Ausg. 1861 S. 501.

5) Vgl. darüber am ausführlichsten Frazer [3] 5, 2, 48 ff. 169 ff., auch Crawley, Eating the God, Encyclopaedia of Religion and Ethics 5, 136 ff. (1912). — Nicht als Bestätigung für diese Deutung der Martinsgans möchte ich es bezeichnen, wenn man aus ihrem Brustbein wahrsagen zu können meint (vgl. darüber Pfannenschmid S. 233 ff. 507 ff. u. Jahn S. 235 ff.); denn dass sich das auch anders erklären lässt, zeigt Petronius, Sat. 137: 'recluso pectore (anseris) extraxit fortissimum iecur, et inde mihi futura praedixit'. Auch dass die Gans bei den Briten und Norwegern tabu war (vgl. Cäsar, B. Gall. V, 12, 6, Vita Bedae 36, auch Thomas, Animals: Encyclopaedia of Religion and Ethics 1, 518 [1908]), kann natürlich andre Gründe haben, wenngleich es ebenso mit der in Rede stehenden Theorie vereinbar wäre. Und mehr noch, woran Nilsson S. 10 erinnert, dass man in England am 29. September, in Italien am 1. November eine Gans isst, während deutsche Nachrichten vom Beginn des 17. Jahrhunderts melden, dass gemeine Leute am Burkhardtstag (15. Oktober) gemästete Gänse zu essen und ein grosses Gelage zu halten pflegten. Denn, wie Nilsson bemerkt, zu Michaelis traten bis vor einem Jahrhundert auch die Dienstboten in Schweden und andern Ländern ihre neue Stellung an; es zeigt sich also 'dasselbe Verhältnis, wie so oft, dass eine Volkssitte, deren Zeit durch die natürlichen Bedingungen nur im allgemeinen bestimmt ist, kalendarisch verschieden fixiert wird'. Selbst der Truthahn, den man in Amerika am Thanksgiving-day, dem alten Erntefest (jetzt in der Regel am letzten Donnerstag im November gefeiert) isst, könnte denselben Ursprung wie die Martinsgans haben. Dagegen bedarf ihre Zurückführung auf die Walküren, die Reusch S. 189 ff. versucht, wohl nicht erst der Widerlegung, und auch die Theorie von Hildebrand, dass der heilige Martin an die Stelle eines Gottes getreten sei, dem die Gänse heilig waren, scheint mir nicht bewiesen zu sein. Auf des Heiligen tatsächliche Beziehungen zu Wodan gehe ich hier nicht ein, da sie für die Erklärung seines Festes ohne Bedeutung sein dürften.

II.

Das Anzünden der Martinsfeuer hat man ebenfalls aus dem Leben des Heiligen erklären wollen, und in der Tat berichtet sein ältester Biograph, Sulpicius Severus (Vita c. 11), dass er einmal in einen heidnischen Tempel Feuer geworfen, es aber von einem benachbarten Hause abgewehrt habe, und an einer andern Stelle (ep. ad Eusebium), dass er in seiner Zelle beinahe das Opfer einer Feuersbrunst geworden wäre. Aber diese Züge treten, wie Simrock[1]) sagt, doch zu wenig hervor, als dass sie eine so weit verbreitete Volkssitte erklären könnten. Auch wenn man früher in Belgien und Holland sang:

Stockt vyer, maeckt vyer:
Sinte Marten komt hier
Met syne bloote armen;
Hy soude hem geerne warmen[2]) —

so handelt es sich gewiss wieder nur um eine nachträgliche Beziehung, die zwischen den Martinsfeuern, und zwar nicht jener bereits erwähnten Erzählung von der Mantelteilung, wohl aber einer andern Geschichte hergestellt wurde, nach der der Heilige auf dem Wege zum Gottesdienst seine Bischofstunika an einen Armen verschenkte und, da ihm sein Archidiakonus statt derselben nur ein zu kurzes Gewand verschaffen konnte, mit blossen Armen vor den Altar treten musste.[3]) Die Martinsfeuer sind vielmehr zweifellos mit anderen Feuern zusammenzunehmen, die zu Fastnacht, Johanni und Weihnachten angezündet wurden und werden, und sie haben bekanntlich ursprünglich den Sinn, das Licht und die Kraft der Sonne zu verstärken. Das geht noch besonders aus einer Sitte hervor, die sich, wie anderwärts zu Johanni, so in der Eifel auch zu Martini fand: in Fleringen im Kreise Prüm wurde ein Korb, mit Stroh und Reisig umwickelt, angezündet und so den Berg hinuntergerollt; ebenso ein brennendes Rad von der Falkenburg bei Bertrich und vom Rodberge bei Münstereifel.[4]) Denn weshalb das geschah, das wusste ein mittelalterlicher Schriftsteller noch ganz gut, wenn er von dem Radtreiben zu Johanni sagte: 'rota involvitur ad significandum, quod sol tunc ascendit ad altiora sui circuli et statim regreditur';[5]) nur sollte dieses Zurückgehen eben durch das Radtreiben, wie auch das Feueranzünden verhütet werden. Deshalb fand es zur Zeit der Sommer- und ebenso der Wintersonnenwende, aber auch zur Zeit der Frühlings- und Herbst-Tag- und

1) S. X.

2) Vgl. Simrock S. VI, Reusch S. 181, Wolf 1, 41, Pfannenschmid S. 211 nach Voëtius, Selectae disputationes theologicae 1659 S. 448. Weitere ähnliche Lieder teilt Jürgensen S. 83 f. 85 ff. mit.

3) Vgl. Jürgensen S. 28.

4) Vgl. Schmitz, Sitten und Sagen des Eifler Volkes 1, 45 f. (1856), auch Pfannenschmid S. 211, Sartori 3, 271.

5) Vgl. Mannhardt, Wald- und Feldkulte² 1, 509 (1904).

Nachtgleiche oder zu Anfang des Sommers und Winters statt, damit die Sonne keine Kraft einbüsse oder wieder an Kraft gewinne. Und den Winter liess man mit dem 11. November beginnen; man sagt: St. Martin tut Feuer in den Kamin, oder:

Sankt Martinus setzt sich mit Dank
Schon auf die warme Ofenbank [1])

oder, wieder in der Eifel:

Nach der Allerheiligenmisse
Sind wir des Winters gewisse.
Wenn er da nicht kommen mag,
Dauert es nur bis Martinstag[2]).

Dass das zu dem Martinsfeuer nötige Holz, wenn nicht gestohlen oder, wie der Kunstausdruck lautet, 'ehrlich geklemmt'[3]), dann zusammengebettelt wird, geschieht wohl deshalb, weil das mit jenen anderen Gaben, von denen ich schon sprach und die ursprünglich Abgaben waren, oder auch mit den Bestandteilen der Martinsmahlzeit, soweit sie von den fahrenden Klerikern, den Vaganten oder Goliarden gefeiert wurde, üblich war. So erklärt es sich vielleicht auch, dass in Fleringen, wie wir eben sahen, ein brennender Korb den Berg heruntergerollt und anderwärts Körbe im Feuer verbrannt werden; in ihnen sind eben vorher jene Gaben gewesen. Ja in Dordrecht und Leiden wurde früher ein mit Äpfeln, Birnen, Nüssen, Kastanien und Kuchen gefüllter Korb aufs Feuer gesetzt und, sobald er zu brennen anfing, umgestossen[4]): so wird er auch anderwärts ursprünglich solche Dinge enthalten haben, ohne sich doch deshalb überall so zu erklären. Was die Kinder, die die Gaben einsammeln, sonst noch gern hätten und was sie denen, die ihnen etwas geben oder auch nichts geben, wünschen, das wird in den Martinsliedern weiter aus-

1) Vgl. Albers S. 293.

2) Vgl. Ostheide S. 104f., im allgemeinen auch Tille, Die Geschichte der deutschen Weihnacht 1893 S. 23f. und Yule and Christmas 1899 S. 41 f., womit Nilsson, Studien zur Vorgeschichte des Weihnachtsfestes (Archiv f. Religionswissenschaft 1918, 99f.) zu vergleichen ist. Wenn dieser, Feste S. 38 gegen jene Deutung der Feuer geltend macht, dass zur Zeit der Wintersonnenwende kein Feuer angezündet würde und dass auch im Frühling und Herbst die Jahresfeuer nicht mit den Tag- und Nachtgleichen zusammenfielen, so sagt er S. 48 doch selbst, die Wirkungen, die den Kohlen des Christblockes zugeschrieben würden, erinnerten an die Jahresfeuer und man könnte geneigt sein, im Christblock den Vertreter des im Winter fehlenden Jahresfeuers zu sehen; was aber das Fastnachts- und Martinsfeuer angeht, so sahen wir ja oben, dass der 11. November als Wintersanfang gilt, und müssen ebenso aus manchen Fastnachtsgebräuchen (vgl. darüber meinen Artikel 'Der Ursprung des Karnevals', Archiv für Religionswissensehaft 1914, 144ff.) schliessen, dass man zu dieser Zeit den Sommer beginnen liess.

3) Vgl. Wimmert, Das Martinsfeuer in Coblenz-Lützel, Zeitschrift für rhein. Volkskunde 1909, 276 und dazu vielleicht noch Sartori, Diebstahl als Zauber. Schweiz. Archiv für Volkskunde 1916, 380.

4) Vgl. Jürgensen S. 39.

geführt, ohne dass es erst der Erklärung bedürfte; wohl aber gilt das von einigen Zügen, die nicht bloss Ausschmückungen sind, sondern darauf hinweisen, dass mit dem Anzünden des Martinsfeuers, wenigstens stellenweise, ursprünglich noch andere Gebräuche verbunden waren.

Das Koblenzer Martinslied beginnt jetzt mit den Worten:

Heiliger Sankt Mehrtes
Met de siwe Kehrze,
Met de siwe Rohte,
Die Nas' soll blohte:

ursprünglich aber hat der heilige Martin — das verlangen der Reim und der Zusammenhang — statt der sieben Kerzen sieben Gerten gehabt.[1]) Und diese Martinsgerten haben nun anderwärts noch eine andere Bedeutung. In Niederbayern und Niederösterreich, wo die Kühe am Martinstage zum letztenmal ausgetrieben werden, kommt der Hirt abends zu den Bauern „als der heilige St. Marten" und überreicht ihnen eine oder zwei Gerten, die aus einem mit Eichenlaub und Wacholderzweigen umwundenen Birkenreis bestehen. Dabei sagt er altertümliche Sprüche auf, die für das nächste Jahr Fruchtbarkeit der Herde, der Wiese und des Ackers wünschen; ursprünglich sollen die Gerten das bewirken oder jetzt schon vor Unglück und Zauberei schützen; deshalb werden sie hinter die Raufe, über die Tür oder auf das Dach des Stalles gesteckt. In der Oberpfalz behält der Hirt die Mirtesgard'n für sich, lässt sie am Dreikönigstag kirchlich weihen und dann erst am Walbernabend, d. h. am 1. Mai, durch sein Weib in die Häuser tragen, damit am Tage darauf (wie auch sonst) das Vieh mit ihnen zum erstenmal auf die Weide getrieben wird. Das geschieht ebenso in Bayern und Österreich, wie anderwärts mit frischen Gerten;[2]) ja wahrscheinlich hat man mit ihnen, wie sonst zu Fastnacht,[3]) zu Martini auch die Frauen und Mädchen geschlagen, um ihnen ebenfalls die Kräfte des Baumes mitzuteilen. Nur so wüsste ich es nämlich zu erklären, dass es in dem alten Düsseldorfer Martinsliede heisst:

Zin't Mäte, zin't Mäte,
Die Kälver hant lang' Stäte;
Die Jongens sind Rabaue,
Die Weiter well' mer haue[4])

1 Vgl. Simrock S. 30, Usener, Heilige Handlung, Archiv für Religionswissenschaft 1904, 307, Wimmert S. 277, Wehrhan, Die Martinsfeuer in Coblenz, Zeitschr. für rhein. Volksk. 1910, 245, Ostheide, ebd. 1911, 169.

2 Mannhardt, Wald- und Feldkulte[2] 1, 269 ff., Pfannenschmid S. 219 f. 496, Jahn S. 298 f., Usener S. 307 u. Anm. 3, Jürgensen S. 31. 80, Wehrhan S. 246, Albers S. 294. Die beiden erstgenannten machen auch nach Kuhn, Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks 1859 S. 148. 180 ff. auf eine ähnliche indische Sitte aufmerksam.

3 Vgl. Mannhardt, Wald- u. Feldkulte[2] 1, 253 ff.

4 Vgl. Simrock S. 34, auch Clement, Ein Martinsabend in Düsseldorf, Zeitschr. für rhein. Volkskunde 1904, 134 u. Jürgensen S. 31. 104.

und in dem Andernacher:

Hei Sante Merte',
Dat war en braver Mann,
Der schlog sing Frau met Gerte'[1])

— denn wie sollte der heilige Martin sonst zu einer Frau und dazu gekommen sein, sie auch noch zu prügeln?

Auch wenn es in dem Koblenzer Martinsliede nach den vorhin schon angeführten ersten Zeilen jetzt weiter heisst:

Bloht laift en't Bäckershaus,
Schmeiss mer e halwe Weck eraus,
Mir aine, dir aine,
Annere Kenner gar kaine,

so erinnert das an die Sitte, dass sich die Frauen und Mädchen zu Fastnacht, um nicht geschlagen zu werden, unter andern mit einem Weck loskaufen müssen,[2]) passt also zu der vorhin vorgetragenen Deutung des Schlagens. Und ebenso erklärt es sich vielleicht aus dieser Sitte, wenn es danach heisst:

Stievele, Stievele, Stang,
Vuhr dä Weissergasser (oder Kastorgasser) hammer kai Bang,
Komm giet er mei en't Gässche,
Dann hanc mer eich dat Schässche.[3])

Die Weisser- und Kastorgasse sind ja zwei Strassen des ältesten Koblenz, offenbar die Mittelpunkte zweier Stadtteile, deren Jugend sich bei dieser Gelegenheit bekämpfte. Auch in anderen Gegenden, z. B. in Dollendorf bei Königswinter und in Troisdorf im Kreise Bergheim fanden solche Kämpfe einzelner Dörfer oder Honschaften gegeneinander statt[4]) — und doch wird das nun noch einen andern Grund auch als ähnliche Kämpfe bei der Einholung des Maibaumes und dergl.[5]) gehabt haben, d. h. nicht nur den Grund, dass bei derartigen Gelegenheiten zwischen den verschiedenen Gruppen leicht Streit entsteht. Mit anderen Worten: Usener hatte wohl recht, wenn er darauf hinwies, dass z. B. in Poppelsdorf bei

1) Vgl. Simrock S. 28, auch Reusch S. 183, der aber eine andere, m. M. ungenügende Erklärung dieses Zuges gibt; immerhin wird das oben im Text folgende zeigen, dass andre Martinslieder so zu deuten sein dürften. Umgekehrt findet vielleicht Dieterich, Volksglaube u. Volksbrauch im Altertum u. Gegenwart, Jahrbuch des freien deutschen Hochstifts 1903, 129, in manchen Martinsliedern den hier angenommenen Sinn. Die von Jürgensen S. 35, 3 geäusserten Bedenken scheinen mir unbegründet zu sein.

2) Vgl. Mannhardt, Wald- und Feldkulte[2] 1, 253. 263.

3) Vgl. Wehrhan S. 245, sowie die oben in Anm. 1 auf S. 10 angeführten, zu dem letzten Ausdruck Usener S. 308, 1.

4) Vergl. Ostheide, Zum Martinsfeste, Archiv für Religionswissenschaft 1907, 154 ff., Zeitschrift für rhein. Volkskunde 1911, 170 f., Jürgensen S. 36; doch handelt es sich bei dem aus Ahrweiler angeführten Beispiel nicht um zwei, sondern um vier Parteien. Richtiger also Sartori, Sitte u. Brauch 3, 270 f.

5) Vgl. Mannhardt, Wald- u. Feldkulte[2] 1, 162 f. 323.

Bonn beim Gabensammeln ein Junge mit Degen und Papierhelm mit herumzog, der den Winter darstellte, und daraus schloss, dass es sich ursprünglich um einen Kampf dieses gegen den Sommer gehandelt habe, der den Wechsel der Jahreszeiten bewirken sollte.[1]) Der andere Junge, dessen Arme und Beine mit Stroh umwunden sind, wird ja in der Tat hier wie sonst den Sommer haben abbilden sollen; und dass anderwärts ursprünglich eine Puppe, von der dasselbe galt, verbrannt wurde, das ist wohl daraus zu entnehmen, dass im katholischen Rheinland vielfach die Anschauung besteht, im Martinsfeuer würde Martin Luther (dem zu Ehren man es, da er ja am 10. November geboren ist, in evangelischen Gegenden häufig beibehalten hat) verbrannt — eine Anschauung, die nur verständlich ist, wenn in der Tat eine Strohpuppe in das Feuer geworfen wurde. Ja vielleicht erklären sich nun auch die Körbe, die gern verbrannt werden, noch auf eine andere Weise, als oben angegeben wurde: auch der zu Pfingsten eingeholte Fruchtbarkeitsdämon wird ja manchmal durch ein Korbgeflecht repräsentiert, und dass ein solches, mit Menschen angefüllt, bei den Galliern verbrannt wurde (gewiss um den Vegetationsgeist zu töten), das wissen wir aus der bekannten, auf Poseidonios zurückgehenden Schilderung Cäsars, Bell. Gall. VI, 16, 4.[2]) Ja in Hombeek singt man am Martinsfeuer:

Sinte Merten den niewe,
De ole is verterd,[3])

was nur verständlich ist, wenn in ihm ursprünglich ein Geistwesen verbrannt wurde, um einem andern Platz zu machen, und in Marsch in der

1) S. 307 ff. — Dass dieser Junge, wie Müllenbach in seiner Novelle Brumaire (Aphrodite u. andere Novellen 1902 S. 203) angibt, als 'Major' bezeichnet wurde, spricht nicht gegen das höhere Alter der von Usener angeführten Deutung; dieselbe wird vielmehr noch durch folgende Notiz Ostheides Zeitschr. für rhein. Volkskunde 1911, 172 bestätigt: „In Neuwerk bei M.-Gladbach zünden die Junggesellen einzelner Honschaften ein Martinsfeuer an. Hierbei nimmt nun die Herrlichkeit des drei Wochen vor der Frühkirmess gewählten Königs (der bekanntlich bei den 'Prenck' den Königsvogel von der Stange schiesst) ein plötzliches Ende. An seine Stelle tritt der 'Häer' Herr). Wahrscheinlich ist auch hier dieser Übergang der Herrschaft nicht immer so friedlich verlaufen wie heute. . . . . Wir haben in dem König, der den Sommer über herrscht und dem 'häer', der den Winter über herrscht und für die Fastnachtslustbarkeiten zu sorgen hat, die alten Vertreter des Sommers und des Winters". Wenn, wie Jürgensen S. 14. 44f. und Sartori, Sitte u. Brauch 3, 269 erwähnt, manchmal auch der heil. Martin selbst auftritt, so ist das ebenfalls später.

2) Vgl. Mannhardt, Wald- u. Feldkulte[2] 1, 322. 511. 525 ff. Wenn in der rue aux ours in Paris bis 1713 alljährlich ein sog. 'mannequin d'osier', eine 6 Meter hohe, aus Weiden geflochtene Figur, um deren Reste sich das Volk dann riss, verbrannt wurde, und diese Strasse nach Jürgensen S. 62, weil sich in ihr die nach St. Martin aux Champs ziehenden Pilger mit Gänsen versahen, eigentlich rue aux oües hiess, so könnte auch jenes Fest sogar ursprünglich am Martinstag gefeiert worden sein — obwohl das später vielmehr am 3. Juli geschah. Und war nicht ebenso vielleicht der am 5. Nov. in England verbrannte Guy Fawkes eigentlich der Sommer oder Vegetationsgeist?

3) Vgl. Jürgensen S. 31.

Eifel hiess das Martinsfeuer (das da allerdings in der Küche angezündet wurde) geradezu das Verbrennen des Sommers.[1]) Am Martinstag wird also ursprünglich auch in dieser Form das Töten des Vegetationsgeistes stattgefunden haben;[2]) ja wenn das richtig ist, so wird dadurch auch die oben vorgetragene Deutung der Martinsgans noch um einen Grad wahrscheinlicher.

Doch wir müssen noch einmal zum Martinsfeuer zurückkehren. Es sollte nicht nur die Kraft der Sonne verstärken, sondern, da es das kann, auch direkt die animalische und vegetative Fruchtbarkeit befördern. Deshalb bitten in der Eifel die Kinder um Brennmaterial mit der Begründung:

Dat der wonk net n' jagt,
Dat der hagel net n' schlagt,
Dat oses herregots blömchen
Op der hede net verkaalt;[3])

ja deshalb musste nach primitiver Anschauung auch die Kraft des Feuers selbst erst möglichst gestärkt werden. So dürfte es sich nämlich erklären, dass, wie anderwärts das Johannisfeuer,[4]) so an der Ahr und sonst das Martinsfeuer von dem Jüngstvermählten in Brand gesetzt werden musste:[5]) er mochte aus dem angedeuteten Grunde dazu am geeignetsten erscheinen. Dass man ferner, um nun umgekehrt sich selbst die Kraft des Feuers direkt anzueignen, ehemals, wie durch oder über das Johannis-, so über das Martinsfeuer gesprungen sein wird, das geht daraus hervor, dass auch über jenes in Marsch in der Küche angezündete Feuer die Frau des Hauses springen musste, und dass man ebenso noch jetzt über die Kerzen springt, die vielfach an die Stelle des Feuers getreten sind und so auch in Martinsliedern erscheinen.[6]) Ferner streut man die Asche des ausgebrannten Feuers über die Wintersaat, um sie vor Schneckenfrass zu schützen; ja man glaubte, das Feld würde im nächsten Jahre nur soweit fruchtbar, als das Feuer seinen Schein warf oder der Rauch getrieben wurde.[7]) Auch die Fackeln, Laternen (namentlich die sog. Märtesköppe, ausgehöhlte Kürbisse, denen man ein Gesicht geschnitzt und in die man ein Licht hineingesetzt hat), die neumodischen Lampions, die die Kinder

1) Vgl. Sartori, Sitte u. Brauch 3, 272, 42.

2) Vgl. Mannhardt, Wald- und Feldkulte [2] I, 406 ff. 548 ff., Frazer [3] 3, 220 ff. 254 ff. (1911), 6, 255 ff. (1913), Usener S. 297 ff., Dieterich, Sommertag, Archiv für Religionswissenschaft 1905 Beiheft S. 83, auch meinen oben angeführten Artikel S. 144 ff.

3) Vgl. Jürgensen S. 29. 82.

4) Vgl. Sartori 3, 228.

5) Vgl. ebd. 3, 271. 272, 42. Auch das wird mit dieser Anschauung zusammenhängen, dass, wie Jürgensen S. 22 bemerkt, in den anhaltischen Dörfern Mühlstedt, Rodleben und Streetz der jüngste Ehemann den Martinsschmaus geben muss.

6) Vgl. Pfannenschmid S. 213 f., Jahn S. 242, Sartori 3, 272 nebst Anm. 42.

7) Vgl. Jahn S. 240 f., Jürgensen S. 29 f.

beim Gabensammeln mit sich führen, die Lichter, mit denen in Nordhausen am Abend des Martinstages illuminiert wird oder die in Nussschalen in Heiligenstadt die Geislede hinunterschwimmen,[1]) sollen Fruchtbarkeit verbreiten oder böse Einflüsse vertreiben,[2]) daher ausserdem nicht nur möglichst viel Lärm gemacht, sondern namentlich mit Peitschen geknallt und mit Glocken geläutet wird,[3]) was ja ursprünglich den angegebenen Zweck hat. In Ostfriesland und in Tirol laufen ausserdem maskierte und vermummte Gestalten auf den Strassen herum, hier mit langen Hälsen und Hörnern auf dem Kopfe,[4]) die wohl jene bösen Geister darstellen, die jetzt umgehen und deren man sich vielmehr erwehren will.

So beziehen sich alle am Martinsfest üblichen Gebräuche, wenigstens soweit sie hier besprochen werden konnten, auf den Wechsel von Sommer und Winter, und das sollte also wohl auch noch zum Ausdruck kommen, wenn man sie oder wenigstens einige von ihnen zeitgemäss umzugestalten und in dieser Form zu konservieren sucht. Wie mit anderen derartigen uralten Naturfesten, dem Karneval und Johannisfest, ist das ja auch gerade mit der Martinsfeier, genauer dem Lichterumzug der Kinder, schon mehrfach geschehen: in Bocholt, Düsseldorf und Koblenz ist er von eigens zu diesem Zweck gebildeten Bürgerausschüssen vorbereitet und geleitet worden.[5]) Aber ob er sich in dieser Form wirklich auf die Dauer halten wird — in den letzten Jahren hat er ja selbstverständlich nicht stattgefunden —, das kann man vielleicht deshalb bezweifeln, weil die Feier auch in dieser Gestalt noch keinen rechten, geschweige denn wieder ihren alten Sinn bekommen hat. Und doch könnte man wohl, wenn auch diejenigen einzelnen Gebräuche, von denen ja schon jetzt nur noch Spuren vorhanden sind, mit der Zeit vollständig verschwinden werden, doch im allgemeinen, wie den Karneval als Frühlings-, die Johannisfeier als Sommer-, so das Martinsfest wieder als Winterfeier auffassen und ausgestalten. Ja täte man das und erhielte dadurch diese Volksgebräuche am Leben, so würde das vielleicht auch auf diejenigen Volksanschauungen und -sitten eine entsprechende belebende Wirkung ausüben, auf die tatsächlich etwas ankommt, ja auf denen die Kraft und Herrlichkeit unseres Volkes beruht. So befriedigt eine Beschäftigung mit deutschen Volksgebräuchen nicht nur ein antiquarisches Interesse, sondern zeigt zugleich, wie man sich zu ihnen verhalten sollte und wie man dadurch zu der Erhaltung und Stärkung unseres Volkes beitragen kann.

Bonn.

1) Vgl. Sartori, Sitte u. Brauch 3, 269. 272 f.
2) Vgl. Wolf 1, 42.
3) Vgl. Sartori 3, 270. 272 f., Jürgensen S. 33.
4) Vgl. Sartori 3, 270.
5) Vgl. ebd. 3, 269, 22.

Einige Grundfragen der Kinderspielforschung.

Von **Georg Schläger.**

(Vgl. oben 27, 106—121. 199—215.)

II. Kind und Sprachspiel.[1])

Fortsetzung.

6. Verlassen wir nunmehr das Gebiet des Reims und wenden wir uns einigen anderen Spielformen des Kinderliedes zu, die ihre Wurzel gleichfalls im Bereiche der ersten Sprachvorübungen haben könnten.

Schon oben ist mehrfach die eigenartige Erscheinung gestreift worden, dass zwischen die Reimwörter, freilich auch zwischen nicht reimende Spielwortgeschwister, ein unbetontes Einschiebsel von einer oder mehreren Silben tritt. Zu den bereits angeführten Abzählformeln und Rätselnamen stellen sich da besonders Namenverdrehungen wie *Erna—ka—terna*, *Anna—wide—wanna*, *Hannes—tra—wannes*, *Henner—schra—wenner*, und wenn in kindlichen Heilsprüchen gegen den Schlucken der Eingang *Schlicke—ba—licke*, *Schlickse—ba—bickse*, *Schlückse—fawe—rückse* lautet, so gehört das wohl ebendahin; es fehlt aber auch nicht an Spielwörtern, die den Interjektionen nahe stehen und auf die Sprache der Erwachsenen übergreifen können, wie *eia—po—peia* neben *eie—beie*, *hopp—di—wopp*, *holter—di—polter*, *rums—di—bums* oder *rum—pedi—bum* (z. B. im Volkslied: Das Mädchen dreht sich *rum di dum;* sie tragen mich dreimal *rum di dum* — Deutsches Volkslied-Archiv A 8. 9), *hei—didel—dei;* ja, man wird auch die Fälle nicht ausscheiden dürfen, wo das Einschiebsel für sich oder mit einem der benachbarten Wörter Sinnträger wird, wie *Hermen—sla—dermen*, *Fritze—Stigelitze*, *Karel van Varel.* Und wie in den Abzählformeln das Einschiebsel aus dem Reim in die anschliessenden Umbildungen hinübergreift, wie etwa neben einfachem *ene*

1) [Ich benutze die Gelegenheit zu ein paar kleinen Nachträgen. Zu 27, 204 Anm., Z. 4 v. u. statt 'Anm. 4' lies S. 209 f. Anm. 1. — S. 205, Z. 17 statt ö—ö lies ö—ö. — S. 207, Anm. Z. 4 l. compote. — S. 210 Anm. 1, Z. 7 v. u. statt Zeist lies Leist. — S. 211 Z. 5 v. u. statt Gross lies Groos. — S. 215 Z. 18 statt 'nur' lies 'mir'. — S. 215 Anm., Z. 5 v. u. statt 'des' lies 'der'. — Ebd. Z. 1 v. u. ergänze 'in Abzählreimen'. — Zu S. 211 f. 215: Schlagreime wie die Mozarts und Lindeners zeigt z. B. eine Fassung von Lewalter und Schläger Nr. 240 in der Schlussformel 'Das ist eine Maus *laus baus* — Du bist aus' (Koblenz, Deutsches Volksliedarchiv A 48 973). — Zu S. 215 Tschurimuri: in einem anderen Liede 'Es war ein alter Mann, der nahm ein junges Weib' lautet der Versteckname im Lötschental Rutschiputschi, im Königreich Sachsen Ruschel-Buschel — letzteres ein echter Rätselname nach Art der 27, 208 behandelten (DVA. A 18198. 31 335). — Es ist auch bezeichnend, dass Mephistopheles in Auerbachs Keller zu seiner Beschwörung ein Stück aus einem sinnlos weitergeführten Kinderreime verwendet. — Ein weiterer Nachtrag unten S. 17 Anm.]

mene migo oder *ene mene ming mang* rhythmisch geschärftes *ene demene demige demi* steht, neben *eller zeller zippel zappel* ebenso *ella bezella beziebele bezabele*, wie im Rätsel die Namenformen *Krüseldenkrull*, *Wrickeldiwrackel*, *Tolitertoläter*, *Polickerpolacker*, *Knickerdeknacker*, *Gewickelgewackel* u. ä. (Petsch S. 71. 76 f.), im Spiele Ablautformeln wie *quinkle—de-quankle* begegnen, im Reime vom gefundenen Kind der Scherzname *Inne de gebinne de Geisse* (Volksliedarchiv A 10 492) neben dem gewöhnlicheren *Inchen binchen Geissen*, so finden wir auch das Empfindungswort *hei-didel—dum* neben und wohl nach *hei—didel—dei*.[1]) Handelt es sich dabei wirklich

1) Auch hier muß man sich mit dem Vorkommen derselben oder ähnlicher Verbindungen im Munde Erwachsener auseinandersetzen. Neben den Rätselnamen, über die ich nicht mehr zu sprechen brauche, bietet ein sehr merkwürdiges Beispiel der studentische Kehrreim 'Hode—wide—wode' usw., der in sehr ähnlichem Wortlaut und mit erkennbar gleicher Weise — es ist wesentlich die des Kinderliedes 'Eia popeia, was raschelt im Stroh' in einer Form, die dem alten 'Resonet in landibus' recht nahe steht, vgl. oben 21, 372 — schon in dem Liederbuche des Leipziger Studenten Clodius um 1669 bezeugt ist; der Herausgeber W. Nießen, Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft 7, 586. 625. 648, hat bereits auf heutige Nachfahren in Wortlaut und Weise hingewiesen. Ich stelle eine heutige und die alte Fassung nebeneinander, die erstere wie sie mir um 1886 als 'Kameruner Nationalhymne' vorgestellt worden ist (etwas anders J. Meyer, Anstiehlieder [3], Leipzig-Reudnitz 1913, Nr. 118):

Hode wide wode	Hey kade wiede wade
wideweia kasseia ha!	wiede wanne nefanne (s?) hey
hode widewode	siede niede fide
widewitseh watsch witsch ä!	wiede witz.

Der Zusammenhang mit Namenscherzen, wie sie unter unseren Kindern gäng und gäbe sind, liegt auf der Hand, vgl. besonders Böhme I Nr. 1309. 1311 b. 1314, Lewalter und Schläger Nr. 392, ebenso das scherzhafte Bestreben, eine Fremdsprache vorzutäuschen — bei Meyer erscheint das Gesätz als Anhängsel an das Lied 'Reicht mir das Weib vom Stamme der Tscherkessen'. Weniger einfach sind die Abweichungen des heutigen Wortlautes von dem des Clodius zu beurteilen. Die heutigen Fassungen, studentische wie kindliche, sind geschlossener als die alte, sie klingen darum glaubhafter als diese und dürfen kaum gradlinig daraus abgeleitet werden. Auch die Grundlage ist bei jenen klarer: spielerisch erweitert einerseits der Name, anderseits das Empfindungswort hode, verstärktes ho (dies bei Meyer), ganz wie wir die Formel hode widewode in dem altertümlichen Replied Erk und Böhme Nr. 122 nach H. Zurmühlen, Niederrheinische Volkslieder, Leipzig 1879, Nr. 16 wiederfinden. Was aber ist kade das im Verlauf so unerwartet durch siede mit seinen schlagreimartigen Abwandlungen (ob nicht etwa niede für wiede verschrieben ist!) abgelöst wird? Vielleicht darf man die Vermutung äußern, daß die verbreiteten Namen Kade und Siede gemeint sind; dann hätte das Scherzliedchen damals dieselbe Grundlage gehabt wie heut im Kindermund, und Clodius hätte wohl zwei Formeln, wie sie beim geselligen Trinkspiel umlaufen mochten, zu einer verschmolzen. — Übrigens will ich noch bemerken, dass eine schweizerische Form des heutigen Kinderspruches -itz als ständige Spielendung aufweist: Anna videwanna videvitz und key Stamma, Fritz videwitz, videwitz und kän Stitz Werdenberg, DVA. A 28 734).

Ob aber der Kinderreim vom Studentenscherz abstammt oder umgekehrt das Studentenlied sich aus Kindermunde bereichert hat, ist mit voller Sicherheit nicht zu entscheiden. Kennen wir Fälle der ersteren Art — ich verweise besonders auf den Narrenspruch Böhme I Nr. 409, dazu oben 18, 28 f., so wissen wir doch auch, daß Trinklieder mit besonderer Vorliebe aus Wiegenliedern geflossen sind, s. oben 21, 273.

um rhythmische Schärfung, woran ich nicht zweifle, so scheint das eine gewisse Höhe des rhythmischen Gefühls vorauszusetzen, und möchte es zunächst nicht einleuchten, die Wurzeln dazu schon im Lallspiele zu suchen. Aber vielleicht dürfen wir annehmen, dass sich, ebenso wie das Gefühl für den Reim (oben 27, 207), so auch das für den Rhythmus im und am Spiel entwickelt. Jedenfalls sind von einzelnen Beobachtern Silbengruppen aufgezeichnet worden, die ich mir schwer anders deuten kann, z. B. Idelberger S. 435 f. (*heidididä) didileidedeiderlei, leideleideleidelei*, von einem anderen Kinde *randerand, reidereid, (adadeita,) leidelei;* auch wenn Lindner S. 332 von seinem Töchterchen erzählt, dass es beim 'Zeitunglesen' stets nur *degattegattegatte* unzählige Male wiederholte, so sollte das offenbar den rhythmischen Wechsel betonter und unbetonter Silben ausdrücken, wie ihn das Ohr des Kindes aus dem Lesen der Erwachsenen aufgefasst, aber sicherlich schon in seinen eigenen Lallübungen vorempfunden hatte.[1])

7. Das starke Wiederholungsbedürfnis, das bei den behandelten Erscheinungen in erster Reihe beteiligt ist, könnte auch die empfundene und beabsichtigte Herrschaft desselben Anlautes, den Stabreim vorbereitet und hervorgerufen haben. Auch diese Erscheinung ist im kindlichen Sprachspiele weit verbreitet: ganz abgesehen von den überall geläufigen Sätzen aus gleichanlautenden Worten (Wir Westerwälder Waschweiber ... und dgl.) brauch ich nur auf Eingangszeilen wie *Tross tross trill, Ringel Ringel Rose, Lirum larum Löffelstiel, Ene mene ming mang* hinzuweisen, bei denen der einmal gewonnene Anlaut spielerisch zu ganz anderen Lautungen weitergeführt wird. Indes fehlt mir noch die Möglichkeit, in der Lallsprache die nötigen Zwischenglieder in grösserer Zahl aufzuweisen, so dass ich diesen Punkt lieber auf sich beruhen lasse; vgl. jedoch unten Abschn. 9.

Mag man jedoch eine in ihrer Art so geistvolle und formsichere Lautspielerei, wie sie die genannten Kinderreime zeigen, nicht dem Kind allein zutrauen, so ist doch die Machart zweifellos kindlich und in einfacheren Ausprägungen dem Kinde sehr wohl angemessen. Der Erwachsene verfügt nicht mehr über die unbefangen waltende Sprachmeisterschaft, er hat viel zu viel sprachliches Gewissen, um wahrhaft schöpferisch mit dem Sprachstoff umspringen zu können: er muß beim Kind als dem wahren Sprachgenie in die Schule gehen und in Wechselwirkung mit ihm treten. Man braucht nur zu betrachten, wie es Dichtern vom Range R. Wagners und Dehmels ergangen ist, wenn sie nach 'expressiver' Wortschöpfung strebten (vgl. darüber R. M. Meyer, Idg. Forsch. 12, 92. 254.)

1) Es ist bezeichnend und vergleicht sich der oben 27, 207. 213 besprochenen Anreimung, wenn echte Namen im Kindermunde zu solchen Silbengruppen umgestaltet werden. So erscheint *Antonius van Paddewaddewat* in Dorsten (Zeitschrift für rhein. und westf. Volksk. 14, 118; zu Böhme I Nr. 310 usw.). — [Wie sich jene Anreimung unwillkürlich auch bei Erwachsenen einstellt, zeigt eine von O. Stückrath beobachtete Umgestaltung: aus *Edite bibite* wird neben *Edita pipdada* auch *Elide belide* und *Edita schdita*, DVA. Soldatenlieder 495 22. 23.]

8. Die soeben angeführten Formeln zeigen mit dem Wiederholungstrieb eng verschwistert den entgegengesetzten Drang nach Abwandlung; sie geben ein entwickelteres Seitenstück zu den Lalltypen *ö—gö* und *jä—dä* und sind recht bezeichnend für die kindliche Art des geistigen Fortschritts: erst ein behutsames Sichern des Besitzes, dann keckes Greifen nach neuem Gewinn, wobei doch etwas mit herübergenommen wird zur leichteren Aneignung.

Hierbei fühlt man sich sofort an den Vokalwechsel erinnert, an all die Ablautspiele wie *ming—mang kling—klang, piff—paff—puff*, die im Kinderreim so unendlich häufig sind. Es ist sehr verführerisch, dergleichen mit dem auch im Lallspiel vorhandenen Vokalwechsel in Zusammenhang zu bringen — besonders für den Anhänger der Vererbungslehre, der die Erbschaft von Jahrtausenden hier wiederfinden möchte. Das Vorkommen im Munde der Erwachsenen, zumal in Umgangsprache und Volkslied (Da flimmert's und flammert's von fern, Jede Ki—Ka—Kugel trifft ja nicht, Hör ich ein Sichlein ri—ra—rauschen usw.; G. Keller an Marie von Frisch 4. Juli 1876, Bächtold-Ermatinger Nr. 303 „um seinem keramischen Krikel—Krakel—Krukel—Sinn zu frönen“. an Storm 13. August 1878, ebenda Nr. 366 „Sie sind etwas streng im Punkte der Lyrum—larum—Sachen“ usw.: ob nicht auch die heilige Kaku(ka)killa, die nach E. Henrici, Sprachmischung in älterer Dichtung Deutschlands, Berlin 1913 S. 14 in einem alten Zauberspruch erscheint, hier unterzubringen ist? wenn es auch ein entstellter Name ist, siehe oben 8, 341 f.) braucht da nicht zu stören, dergleichen kann ebensowohl dem Kindermund abgelauscht sein, als wenn Keller in der Zeit der Schwärmerei für Betty Tendering unter anderen Federproben auch den Reim leistet 'Rheinländerin—*Ting tang Tendering*' (Bächtold-Ermatinger I S. 242; vgl. dazu Böhme I Nr. 1163, II Nr. 137—140 usw.).

Freilich haben die frühesten Beispiele des Vokalwechsels im Kindermunde, soweit ich die Aufzeichnungen übersehe, wenig Ähnlichkeit mit dem, was wir Ablaut nennen. Es handelt sich da einfach um ein Streben nach Neuem, ohne dass sich gesetzmässiger Wechsel in bestimmten Lautstufen erkennen liesse. Am meisten find ich bei Idelberger: es ist bemerkenswert, wie dessen Söhnchen noch im ersten Lebensjahre durch Nachahmung gewonnenes *wauwau* in mannigfaltiger Art abwandelt zu *wauwa wauwö wauwe wowo wowö* (S. 259 f.). Solcherlei wäre noch viel anzuführen; aber es ist, wie gesagt, recht zweifelhaft, ob wir es mit den später auftretenden wirklichen Ablautspielen verknüpfen dürfen. Preyer verzeichnet *didl—dadl, memama mi ma mö ma* erst am Ende des 2. Jahres (S. 103), Ament freilich *dadidu, gegigo* u. dgl. schon im 10. Monat (S. 52); mein eigener Junge vergnügte sich im 19. Monat lange mit *bibabu*. Das alles kann schon unter starker Einwirkung der Umwelt stehen und bleibt besser aus dem Spiele, bis ausgiebigere Beobachtungen vorliegen.

9. Bei den zuletzt behandelten Erscheinungen ist es auffällig, wie gross die Verschiedenheiten unter den einzelnen Kindern sind; sie enthüllen sich freilich erst bei sorgfältigem Vergleichen. Die landläufige Meinung, dass in diesem Alter ein Kind sich ungefähr ebenso verhalte wie jedes andere, ist durchaus irrig. Nun wird es sich gewiss empfehlen, für unsere Zwecke vor allem die typischen, bei der Mehrzahl der Kinder wiederkehrenden Erscheinungen ins Auge zu fassen; jedoch dürfen wir nicht ganz vergessen, dass bei der Entstehung bestimmter Formen auch in dieser kleinen Welt einzelne Kinder mit besonderen Neigungen und Anlagen die Führung haben können. So ist es unter Umständen erlaubt oder geboten, gewisse Eigenheiten der Kinderdichtung mit solchen Spieläusserungen der Lallzeit zu verknüpfen, die nur ganz vereinzelt berichtet werden. Dieser Fall scheint mir vorzuliegen bei einer sehr merkwürdigen Lallformel, die Meringer S. 145 gleich nach dem 3. Monat, also zweifellos vor jeder Nachahmung verzeichnet: sie lautet *grli grli guch* und nimmt ganz auffällig mehrere im Kinderreim verbreitete Typen voraus. Einmal entsprechen ihr in sinnloser Lautfolge Zeilen wie *giri giri gix* Böhme I Nr. 499, *tross tross troll*, in halb oder ganz sinnvoller *Storch Storch Steiner*, *Schnecke Schneeke Schniere*, *Ringel Ringel Rose*, *Müller Müller Maler*, *Saft Saft siede*, auch *hohle hohle Wiede*, *backe backe Kuchen*, wenn man auf den durchgehenden Stabreim kein Gewicht legt; dann aber erinnert sie an den verbreiteten Abzähltypus, der auf zwei Reimwörter eine deutlich abschliessende Silbe folgen lässt, wie *ea dea do*, *itta fitta futt*, *ohne bohne dust*, *eia weia weg*, *reppel peppel knoll*, *kurle murle puff*. Das klingt vielleicht abenteuerlich; auch ich würde an einen Zufall glauben, wenn es sich um eine vereinzelte und allenfalls ein paarmal hintereinander wiederholte Silbenfolge handelte. Wenn aber Meringer, ein sehr kühler Beobachter, ausdrücklich bemerkt, sie sei im Verlauf eines langen 'Lallmonologes' so oft wiedergekommen, dass die Eltern diesen als die 'Geschichte von *grli grli guch*' bezeichnet hätten, so wird man kaum um die Annahme herumkommen, dass sich hier ein ganz bestimmter Formwille äussert. Wir wissen ja von diesen Dingen noch blutwenig und dürfen nicht ohne weiteres verwerfen, was uns seltsam und unwahrscheinlich dünkt. Hier, wie auf dem ganzen Gebiete, können wir Licht erst von hundertfältig wiederholten Beobachtungen erwarten.

Es ist schon mehrfach darauf hingewiesen worden, wie sich im Verlaufe der Lallzeit der Einfluss der Umgebung immer mehr geltend macht So führen allmählich erwachendes Verständnis einzelner Lautgruppen einerseits, Nachahmung anderseits gegen Ende des ersten Jahres die eigentliche Spracherlernung herauf: ein gewaltiger Sprung, der sich nicht nur durch sichtbare Anspannung, sondern bei manchen Kindern sogar

durch eine nahezu stumme Zwischenzeit anzeigt.[1]) Auch da spricht spielerische Gewohnheit stark mit: echoartiges Wiederholen der zuletzt gehörten Lautgruppen, zuerst rein triebmässiges Nachplappern, verbindet sich langsam mit Verständnis und Wahl. Die Schwierigkeit der Nachahmung aber erhöht den Eifer und gibt den Laut- und Wortübungen ein neues, schärferes Gepräge, immer mehr lassen sich bestimmte Ziele wahrnehmen.[2]) Damit steigert sich auch noch mehr die Lust an Gleichklang und spielender Abänderung, also an Reim, Stabreim und Ablaut; ja selbst das Unverstandene reizt den Wetteifer und führt zu kindlichem Kauderwelsch. Ein hübsches Beispiel bietet das oben S. 17 erwähnte *degättegattegatte* beim 'Zeitunglesen'; noch deutlicher zeichnet sich die gegenseitige Durchdringung von Lalltrieb und Nachahmung, reiner Lautschwelgerei und beginnendem Sprachverständnis ab, wenn eine Reihe von sinnlosen Silbengruppen plötzlich durch ein verständliches Wort oder deren mehrere abgeschlossen wird — ganz wie wir es in Abzählreimen so häufig finden (Ene, dene Tintenfass usw.; Stern, Kspr. S. 91, sieht in jener Erscheinung eine Nachahmung der Sprache der Erwachsenen).

So bringt das Kind, wenn es mit einiger Sprachbeherrschung in die Spielgemeinschaft eintritt, schon vielerlei mit, was ihm die Eingewöhnung in diese neue Welt erleichtert; die Spiele, an denen es nunmehr teilnimmt, müssen ihm sofort lieb und vertraut werden, sie sind eben in vielem die gradlinige Fortsetzung dessen, was das Kind aus sich selber bereits entwickelt und geübt hatte. Dazu kommt als weitere Förderung, dass auch das Gefühl für den Rhythmus inzwischen weit stärker geworden ist.[3])

1) Völkerpsych.[2] I S. 270 f. 299; Preyer S. 261; Stern, Kspr. S. 15, Psych. S. 49 (auffällig frühe Nachahmung!); Meringer S. 237; Meumann S. 163ff.

2) Sp. d. M. S. 371. 380; 'Echolalie' Preyer S. 258, Völkerpsych.[2] I S. 270; vgl. Sievers' Beobachtung bei Meringer S. 116. — Zu der echoartigen Wiederholung einzelner Lautgruppen ohne Rücksicht auf den Sinn lassen sich Kinderverse vergleichen wie das schon oben 27, 210 behandelte 'Meine Mu — meine Mu — meine Mutter schickt mich her', das aber auch mit dem Ablautspiel verbunden erscheint: Meine Mi — meine Ma — meine Mutter schickt mich her usw. (Deutsches Volkslied archiv A 9696). — Nach Preyer verbindet sich die Silbenwiederholung vereinzelt mit dem Einschub unzugehöriger Silben ('Embolophrasie', etwa *ich-ich-iff bin-in-iff*: es ist der Erwägung wert, ob darin nicht eine Vorstufe der Scherz- und Geheimsprachen zu erkennen ist.

3 Wie weit schon die Spieläußerungen der Lallzeit durch das rhythmische Gefühl mitbestimmt werden, ist noch wenig klargestellt, jedenfalls vermögen sie es zu entwickeln, s. oben S. 17 und Völkerpsych. I S. 270. Die triebmäßigen 'Mitbewegungen' beim Musikhören, Preyer S. 127, lassen sich schwer anders als aus dem rhythmischen Reiz erklären. Die ersten Tanzversuche sind freilich nicht rhythmisch, ebenda S. 167, aber es fragt sich, ob das nicht mehr im Vollbringen denn im Wollen liegt; jedenfalls vermerkt Preyer schon für das Ende des zweiten Jahres taktmässiges Tanzen nach der Musik und selbst leidliches Taktschlagen, Idelberger aber berichtet S. 243 über taktierende Handbewegungen zum Schlagen der Wanduhr bereits vor Ablauf des ersten Jahres. Von Sprechäusserungen dürfen *grli grli guch* und das regelmässige Einschieben unbetonter Silben (oben S. 15 f. 19) stark ins Gewicht fallen.

Auch weiterhin hört das Kind nicht auf, die erstarkten Seelenkräfte an dem immer reichlicher von aussen zufliessenden Sprachstoffe zu üben. Aber naturgemäss wird nun die Entscheidung immer schwerer, was eigner Anlage, was der Nachahmung zu verdanken ist. Das gilt besonders für das grosse Gebiet des kindlichen Kauderwelsch, von dem schon oben gelegentlich die Rede gewesen ist. Wo dieses bereits in der Lallzeit als Nachahmung der unverstandenen Sprache der Erwachsenen auftritt (s. o. 27, 202, Stern Kspr. S. 91), kann man doch nur von einer Nachahmung des allgemeinen Klangeindrucks sprechen, während die Lautgebung selbst aus dem Eigenbesitze des Kindes bestritten wird. Mit der Zeit muss jedoch die Nachahmung immer zielbewusster und bestimmter werden. So, wenn kleinere Kinder den fremdsprachlichen Übungen ihrer älteren Geschwister zuhören: sie bilden sofort die geheimnisvollen Klänge nach und sind dabei oft genug in dem Glauben, wirklich in einer fremden Sprache zu reden, auch gehen sie wohl daran, eine Geheimsprache für ihren eigenen Gebrauch zu schaffen,[1]) wobei im einzelnen Falle das Spiel zu ernsteren Ergebnissen führen kann, als man gewöhnlich annimmt (vgl. Kspr. S. 345 ff., Sp. d. M. S. 442).

Solche Eigenleistungen der Kinder haben sicherlich einen Niederschlag hinterlassen in dem Kauderwelsch, wie es besonders in den Abzählreimen in üppiger Blüte steht. Aber es ist sehr schwer, das echte Kindergut herauszusondern. Am ehesten wird man dem Kinde zuweisen dürfen, was in dem Gleise der oben behandelten, aus der Lallsprache ableitbaren Wortprägungen verläuft oder doch aus ihnen weitergebildet scheint, etwa Lewalter und Schläger Nr. 176 Eller zeller zibbel zabbel Rebbel bebbel knoll, 178 Enter tenter tiramenter Enter tenter weg, 188 Ohne dohne dante rohne Itta fitta futt, 189 Eene meene ming mang kling klang Use buse packe dich Eier weier weg, 190 Annchen dannchen diddchen daddchen Ewerde bewerde bittchen de battchen Ewerde bewerde bu, Ab bist du, 211 Eene meene dunke funke rabe schabe dippe dappe Kaiser lappe (sonst: Käsenappe) diele puffe aus, 228 Äppelchen bäppelchen bierchen beichen puff usw., wobei denn freilich die Frage offen bleiben muss, ob und wie weit bei der versartigen Ausgestaltung Erwachsene behilflich gewesen sind. Auf der anderen Seite stehen vereinzelte Beispiele, die bei aller Sinnlosigkeit wirklich auf eine fremde Sprache hinweisen, bei denen also Nachahmung im vollsten Sinn anzunehmen ist; das verbreitetste Stück dieser Art ist wohl Böhme I Nr. 1861 Un deux trois quatre mit seinen vielen Entstellungen, die doch immer einen französischen

1) Es ist bemerkenswert, dass ein Kind sich einbilden kann, in derartig spielerischen, anscheinend ganz willkürlichen Wortschöpfungen müsse ein Sinn liegen (Meringer S. 120; Blümmls Quellen und Forschungen 6, 24). Darin spricht sich wohl dieselbe Hochachtung vor dem Worte, zumal dem geheimnisvoll klingenden, aus, die im Volke so viel abergläubischen Gebrauch hervorgerufen hat.

Wortlaut ahnen lassen.[1]) Zwischen beiden Gruppen findet man aber eine dritte, die im ganzen der ersten näher steht, indem sie unzusammenhängende, nur äusserlich leicht gebundene Spielwörter häuft, im einzelnen aber neben offenbaren Neubildungen mit dem Klangcharakter einer bestimmten Sprache auch verständliche Wörter fremdartigen Klanges aufweist: Lewalter und Schläger Nr. 191 Ong drong dreoka Lembo lembo seoka Seoka di tschipperie Tschipperie di Kolibri . . ., anderwärts mit der 'Eindeutschung' Kohlebrieh; 193 Eene meene mieno Galleredde sieno Galleredde ispusedde . . . — hier dürfte Espersette, wie es eine andere Fassung bietet, die Herkunft anzeigen. In solchen Bildungen lassen sich wohl die kindlichen Versuche wiedererkennen, eine fremde Sprache nachzuahmen,[2]) nur lässt die hoffnungslos verworrene Überlieferung fast nie ein halbwegs sicheres Urteil zu. Hier muss uns erst vielseitige Beobachtung und vergleichende Behandlung einzelner Stücke einen Weg ins Dickicht bahnen.

Wenn man gegen die Wanderung einzelner fremdsprachlicher Stücke nichts einwenden wird, so liegt es doch für die meisten Fälle näher, die Schule verantwortlich zu machen. Hier erlebt in der Tat das Sprachspiel in geselligem Wetteifer eine zweite Blüte. Ganz besonders werden im Schulverkehr die kindlichen Geheimsprachen gepflegt. Bei diesen denkt man wohl durchweg an reine Nachahmung der Versteecksprachen Erwachsener, zumal da die geschichtliche Betrachtung letzten Endes auf Klosterüberlieferung hinzuführen scheint: die verbreitetste Kindergeheimsprache, die sogenannte b- oder p-Sprache, ist auch die ältestbezeugte, sie erscheint, wie in einer Helmstedter Handschrift der Bibliothek zu Wolfenbüttel, so auch schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts bei Bruder Gallus Kemly in Sankt Gallen (E. Henrici, Sprachmischung

1) Das ist natürlich nicht auf den Abzählreim beschränkt. Wir haben einen sehr merkwürdigen Fall in dem Kinderreigen 'Seht den Kranken scheiden' . . . ., den wir nahezu sicher auf ein französisches Vorbild 'C' est (oder J'ai' un grand château' zurückführen können, nur dass dieser aus rein französischem Gebiete noch nicht nachgewiesen ist, s. Lewalter und Schläger 260. — Ein anderer französischer Reigentext mit zweifacher Umgestaltung im Munde der kleineren Mädchen und der Bürgerschüler zeigt, wie schwierig das Urteil über den Wortlaut sein kann, wenn wir nicht zufällig die Grundlage kennen: M. Adler, Volks- und Kinderlieder, Programm Halle 1901, S. 26.

2 Sprachliche Grenzgebiete werden für dergleichen den günstigsten Boden abgeben, es fehlt aber noch an ausgiebigen Beobachtungen hierüber. Aus Schlesien kenn ich einen Abzählreim, der unter dem Namen 'Polnisch zählen' geht, aber offenbar nur ganz unbestimmte Anklänge aufweist: Enns wenns drenns fiba faba hunka punka dricka polla päpst DVA. A 50775). Wirkliche Mehrsprachigkeit findet sich aber in manchen der von Piger mitgeteilten Reime aus dem südösterreichischen Mischgebiete, Zeitschr. f. öst. Volksk., Supplementheft 1 zu Jahrg. 6 S. 26ff., und in Gottschee, Hauffen S. 161 f.; so auch in einem schlesischen Namenreim (DVA. A. 51349): Hans, Podry Gans, Krotki wogón, Dlugi Schwanz (= H., Untergerupfte G., Kurzer Schwanz, Langer Schw.).

in älterer Dichtung Deutschlands S. 53; J. J. Schneider, Über zwei Handschriften der Stadtbibliothek in Zürich, Züricher Dissertation 1904, S. 163, Schweizer Volkskunde 4 Heft 3 S. 22). Trotzdem ist angesichts der vielen einwandfreien Beobachtungen an Kindern und besonders auch der von Preyer so genannten Embolophrasie (oben S. 20 Anm. 2) die Möglichkeit vorhanden, dass die b-Sprache Kindern oder wenigstens Halbwüchsigen zu verdanken ist; die Klosterüberlieferung braucht ja nicht aus der Schulstube hinauszuführen. Von mehr als Möglichkeit darf man selbstverständlich nicht sprechen.[1])

Eine alte Schulspielerei ist ferner der Rücklauf, die Umkehrung von Wörtern und ganzen Sätzen. Einer der frühesten Scherze, die ein ABC-Schütze von etwas älteren Leidensgenossen lernt, ist die Umkehrung seines Namens, z. B. Regälsch Gnagflow, was in mitteldeutscher Aussprache ganz verfänglich klingt; dazu gehört dann die Spiegelschrift, die alles wieder in Ordnung bringt. Es liegt nun sehr nahe, Jagd auf Wörter und ganze Sätze zu machen, die rückwärts und vorwärts gelesen völlig gleich lauten: Otto, Anna, Reliefpfeiler, Ein Neger mit Gazelle zagt im Regen nie (Lewalter und Schläger Nr. 389. 545 f.); hierher gehören auch die sicherlich in Klosterschulen gepflegten 'versus recurrentes' (vgl. Hessische Blätter für Volkskunde 13, 154; G. Gröber, Grundriss der romanischen Philologie II, 1, 392 Anm. 2). Hier könnte man freilich Tiefsinn wittern. Ein beliebter Gegenzauber besteht darin, die Zauberformel rückwärts zu lesen und dadurch ihre Kraft aufzuheben; infolgedessen ist die schützende Rückläufigkeit vielen Zauberformeln eigen, vom griechischen *αβλαναθαναλβα* zum mittelalterlichen und heutigen sator arepo tenet opera rotas (A. Dieterich, Kl. Schr. S. 264 f.; Hess. Bl. 13, 154; oben 25, 245. 27, 269). Aus solchem Ernstgebrauche kann man sich gewiss das Scherzspiel erwachsen denken, wenn man einmal den Glauben dazu hat. Mir scheint jedoch der Umweg so wenig nötig wie beim Kauderwelsch der Abzählreime (oben 27, 215). Wir haben überdies auch in der Dichtung etwas Gleichartiges, wofür meines Wissens noch niemand den Zauberbrauch bemüht hat: ich meine die symmetrische Wiederholung der Zeilen einer Strophe, wie wir sie aus dem mittelhochdeutschen Lied und Spruch ins neuere Volkslied und in allerlei Scherzformen verfolgen können (Carm.

1) Über die Schülergeheimsprachen vgl. F. Kluge, Rotwelsch I, 111 f.; Unser Deutsch[3], Leipzig 1914, S. 81 f.; H. Schröder, Streckformen, Heidelberg 1906, S. 256 f. — Es sei angemerkt, dass Einschubsilben ganz ähnlicher Art wie in manchen kindlichen Geheimsprachen sich in durchaus ernsthaftem Gebrauch in Gottschee finden: dort sind in manchen Liedern, besonders dem geistlichen Osterlied Hauffen Nr. 43, viele Wörter dem melodischen Rhythmus zuliebe durch die Silbe *dəh* zerdehnt, z. B. troadəhoascht = Trost, guərdəhuərtə = Garten, ublosbòidəhòchən = Ablasswochen. Es verdient Beachtung, dass hierdurch wieder Silbengruppen der oben S. 15 f. behandelten Art entstehen. — Eine eigenartige Geheimsprachbildung im kindlichen Schnellsprechscherz wird verzeichnet Schweiz. Arch. f. Volksk. 6, 151.

Bur. Nr. 136a Chume chum, geselle min; Walther Nr. 87 Nieman kan mit gerten; Erk und Böhme Nr. 1491 Schäfer, sag, wo willst du weiden: Musenklänge aus Deutschlands Leierkasten [17] S. 147 ff., Lewalter und Schläger Nr. 401 Eduard und Kunigunde; das Lammerstratenlied und die Schwellkehrreime vieler Zählgeschichten). Es läge nicht fern, die ganze Art auf Gedächtnisverse zurückzuführen, wie es S. Singer, Schweizer Archiv für Volkskunde 19, 122 mit den Kettenreimen tut; das würde auf Walthers lehrhaftes Gedicht passen, aber ganz und gar nicht auf die anderen lyrischen Stücke, und so dürfte R. Wustmann (Walther von der Vogelweide, Strassburg 1913, S. 65) recht haben, wenn er meint, Walther habe „einen künstlerischen Scherz, mit dem die Spielleute manchmal tändelten", als Lernhilfe verwendet. Es ist eine Spielform und in der Wurzel von den kindlichen Umkehrungen nicht zu trennen. Schliesslich ist es nicht ganz ausgeschlossen, auch diese Spielform bis in die Lallzeit des Kindes zurückzuverlegen. Preyer bemerkt S. 299 ausdrücklich, dem Kinde liege neben der Doppelung wie *papa*, *neinei* auch die Umkehrung wie *ot—to*, *en—ne*, *an—na* sehr günstig. Indes erscheint es mir nicht sicher, ob Preyer, im ganzen ein trefflicher Beobachter, auch seine lautlichen Begriffe ausreichend geschult hatte, um die herkömmliche Doppelschreibung des Konsonanten zur Bezeichnung der Vokalkürze von der wirklichen Verdoppelung unterscheiden zu können. Dieser Ausblick bleibt also besser aus dem Spiele.

Endlich wurzelt im Schulleben noch ein anderer, ausserordentlich beliebter Scherz: Deutsch mit einer fremden Sprache, meist Latein oder Französisch, zu mischen, sei es nun, dass wirkliche fremde Wörter zusammenhängend unter die deutschen eingeschaltet werden, oder dass man deutschen Wörtern auf irgend eine Art den Anschein fremdsprachlicher gibt — letzteres zugleich eine Art des Rätsels. Auch das lässt sich ins Mittelalter hinein verfolgen; ich will nur erwähnen, dass selbst das anspruchsloseste Gewächs ähnlicher Art, die sinnlose Wortübertragung (etwa Lewalter und Schläger Nr. 510: Josephus pulex post Aegyptum et multum in plus) ihre Vorbilder in der Klosterüberlieferung findet, wie man in dem öfter erwähnten Buche von Henrici ergötzlich nachlesen kann. Ob nun Kinder aus sich heraus solche Spässe erfinden können, darüber lässt sich vorläufig nichts sagen, und so will ich bei diesem Punkte nicht verweilen. Soviel sei indes angemerkt, dass in sprachlichen Mischgebieten die Kinder wohl Wörter verschiedener Herkunft durcheinandermengen (s. o. S. 22 Anm. 2), aber, wie es scheint, nicht zur eignen sprachmischenden Wortbildung neigen, worin sich ein selbständiger Trieb doch wohl kundgeben müsste. Rzesnitzek, der einzige, der meines Wissens hierauf geachtet hat, kennt einen Fall (S. 33 'das podobeien mir' = das gefällt mir, nach polnisch podobać), bei dem es noch dazu zweifelhaft erscheint, ob er nicht doch aus der Sprache der Erwachsenen stammt.

Vieles andere muss hier noch aus dem Spiele bleiben, weil sich für einen selbständigen Anteil des Kindes zu wenig Anhalt ergibt. So will ich nur darauf hinweisen, dass auch die Sprechfehler, wie sie naturgemäss beim lernenden Kinde besonders häufig auftreten, vom Spieltrieb ausgebeutet werden. Das gilt vor allem von der 'Metathese', der Laut-, Silben- und Wortvertauschung (Meringer S. 10 ff., Kspr. S. 296 f.): aus ihr ist eine grosse Reihe von Sprachscherzen erwachsen, vgl. Lewalter und Schläger Nr. 493a, nur lässt sich nicht behaupten, dass das Kind einen wesentlichen Anteil an ihrer Entstehung habe, da auch die Sprache der Erwachsenen von dieser Neigung aufs stärkste betroffen wird (s. bes. Meringer und Mayer, Versprechen und Verlesen, Stuttgart 1895, und Meringer S. 1 ff.). Ebenso liesse sich den überraschenden Ähnlichkeiten zwischen Kinder- und Studentenscherzen noch weiter nachgehen. Allgemein bekannt ist z. B. der Fidulitätsscherz, eine Strophe, etwa 'Der Papst lebt herrlich in der Welt' usw., durch die verschiedenen Vokale hindurchzusingen: Dar Papst . . . , Der Pepst . . . , Dir Pipst . . . usw. — wobei sich denn auch ein gewisser Ausblick auf Walthers Vokalspiel 'Diu werlt was gelf, rôt unde blâ' eröffnet; ähnliches im Kindermunde Schweiz. Arch. f. Volksk. 6, 291 Nr. 88. Dagegen ist noch wenig bekannt, aber einwandfrei bezeugt, was R. M. Meyer (Indogerm. Forschungen 12, 61) von seinem offenbar noch kleinen Sohn erzählt: dieser fand Vergnügen daran, statt 'gib mir den Schlüssel' zu sagen 'gab mar dan Schlassal', und ein so gewiegter Beobachter hätte es gewiss vermerkt, wenn hier an den Einfluss Erwachsener zu denken wäre.

Jedoch wir müssen uns bescheiden. Auf einem noch so wenig durchforschten Gebiete muss das Unsichere und Rätselhafte überwiegen; und ich möchte zum Schluss noch einmal aussprechen, dass auch meine Ausführungen keinen Anspruch darauf erheben, Feststehendes und Unzweideutiges zu bringen. Hab ich aber dartun können, dass unermüdliche Beobachtung und eindringliche Betrachtung uns mit der Zeit wohl dazu führen mögen, den Anteil des Kindes mit einiger Sicherheit festzustellen, und dass sich das auch lohnen mag, so ist der erste Zweck dieses Aufsatzes erreicht.

Freiburg i. B.

Das Fangsteinchenspiel in den Rheinlanden.

Von Josef Müller.

In der reichhaltigen Abhandlung von Elisabeth Lemke[1]) über das Fangsteinchenspiel, in der die Verfasserin das alte Spiel durch alle Zeiten und Länder verfolgt, seine Bezeichnungen sammelt und die mannigfachen Spielregeln beschreibt, sind die Rheinlande nur mit wenigen Belegen ohne Angabe des Spielverlaufs aus Homberg bei Düsseldorf und Wevelinghoven, Kreis Neuss[2]) vertreten. Auch sonst ist in der rheinischen Literatur[3]) nicht allzuoft über das verbreitete Spiel gehandelt. Deshalb halte ich es nicht für unzweckmässig, eingehender, wenn auch nicht erschöpfend,[4]) dies auch in den Rheinlanden früher mehr als heute geübte Spiel hinsichtlich seiner Bezeichnungen und Spielregeln darzustellen. Es ist vorzüglich ein Mädchenspiel; doch auch wir Jungen übten es mit gleicher Fertigkeit und Unverdrossenheit.

Wie der griechische Name des Spieles (*πεντελιθίζειν*) andeutet, wurden Steine oder Kiesel vorzüglich verwandt. Und so sind auch noch heute abgerundete Steine (Schnapp-, Gappsteine im rhein. genannt) aus Basalt, Quarz (Wacken), Tonschiefer bei uns im Gebrauch. Aber neben Bleistücken, Bohnenringen, Borkenstückchen, Entenhalswirbeln, Fischknochen, Haselnüssen, Holzwürfeln, Kastanien, Kernen verschiedener Früchte u. s. f.[5]), wie sie in den verschiedensten Strichen verwandt werden, dienen dem Spiele Knöchel aus dem Gelenk der Hinterbeine von Schafen, Ziegen, Kälbern mit den vier im Aussehen verschiedenen Flächen, die Astragalen der Alten. Freilich galt der Besitzer solcher Gelenkknöchelchen bei uns in der Jugend als ein beneidenswerter Glücklicher, so selten waren sie; sie vererbten sich von Mutter auf Tochter. So auf dem Lande. In der Stadt freilich waren sie leichter bei den Metzgern zu erlangen. So konnten die Mädchen in Düsseldorf in den 70er Jahren 4 Knöchel für 8 Pf. erstehn.

Diese Knöchel führen landschaftlich verschiedene Namen; mancherorts ist auf sie die Bezeichnung der Schnappsteine (s. u. Bickel, Brickel) übertragen.

1) Oben 16, 46—66 (1906). 21, 271—276 (1911).

2) Oben 16, 51. 51. 59.

3) Der Niederrhein 1879, S. 23. 39; 1881, S. 136. Niederrh. Geschichtfr. 1879, S. 66. Jahrbuch d. Ver. f. nd. Sprachf. 32, 71 f. (1906); oben 10, 260; Zs. des Aach. Geschichtsv. 10, 145; Zs. f. rhein. Volkskunde 15, 122 (1918).

4) Dies ist bei den von Ort zu Ort wechselnden Spielabstufungen eine unlösbare Aufgabe. Auch dem rheinischen Wörterbuche wird diese Aufgabe trotz reichsten Stoffes kaum gelingen, was freilich bei den mundartlich so verschiedenen und sprachlich merkwürdigen Einzelbezeichnungen nur zu bedauern ist.

5) Lemke oben 16, 46 f.

Im Niederfränkischen ist gebräuchlich kōat (Ruhr), kōt (niederrh. Cleve), kūət (Heinsberg), kōtələ und kōtəlbögələ (Düsseldorf), kōtelknökskə (Elberfeld), kütšə (Brenig), dǫbəlkūət (Heinsb.-Kirchhoven), ein im nd., nfr., ndl. verbreitetes Wort; vgl. mnd. kōte, 'Huf, Klaue, Knöchel, Spielknöchel'; mnl. cōte; mhd. kœte; ndl. koot; fläm. keute; mit Ablaut: ofries. kâte, eine aus der idg. Wurzel gud entwickelte Bildung, die wie kūtəl (mnl. cōtel, cötel) ndl. keutel bedeutete 'dickes, rundliches Ding'. Im nfr. (Xanten) bedeutet kōt (f.) noch den Fussknöchel des Rindes und des Pferdes, dort auch die Redensart: owər də kōt šītə. Im Ripuarischen bedeutet dasselbe kūt (f) 'Hornschuh des Rindviehs'. — Dazu das Zeitwort kōtələn 'mit Hammelknochen, Schnappsteinen spielen.' In Düsseldorf hiess der dicke Spielstein, der in die Höhe geklitscht wurde, kōtəldots (m.).

Verbreiteter jedoch ist der bekəl, begəl[1]). So in Emmerich, Moers (Pelden), Neuss, M.-Gladbach (begəltər). Schon Kilian überliefert: bickel, pickel 1. 'talus, talus lusorius'; 2. 'bickel, bickelsteenken 'Petrae mica, petrae fragmentum quod scalpendo desilit, assula, segmen, segmentum.' Abgeleitet ist das Wort von einem Zeitwort bikken 'hauen' (ahd. bicchen, mhd. bicken (bëcken), mnd. bicken), wozu die Subst. mnl. bicke, bickel (= nhd. Pickel), mnd. bicke, ags. bëcca 'Werkzeug zum Bicken' gebildet sind. Ursprünglich bedeutet also bickelstein ein abgehauenes Stück von einem Steine, dem die gerundete Form zu einem Spielsteine gegeben wurde; so dass schliesslich mhd. bickelstein 'dobbelstein' bedeuten konnte. Auch bickel allein hat schon mnd. diese Bedeutung. Für Spielschüsser, Klicker kommt das Wort bekəl in einem grossen Teil des nfr. vor. Entweder sind also in den oben genannten Gebieten zu diesem Fangsteinspiele eigens geformte Steinstücke verwandt worden, oder auf die Hammelknöchelchen ist das Wort bickel, das in nächstfolgender Bedeutungsentwicklung 'Steinschüsser' besagte, übertragen worden. In Barmen sagt man auch: pikəlknǫakən. (Der Ersatz des anlautenden b durch p ist schon alt. In Keldenich (Bonn) heissen sie pekolə auch mit anlautendem p.) Der aufspringende Ball heisst in Kempen bekəlbal. Das Spiel wird verbal bezeichnet mit bekəln, begələ.

In Adenau (Antweiler), Euskirchen gilt brekəl (m.), plur.: brekələ; in Randerath (Geilenk.) brek-knǫts (plur.). Auch bei diesem Worte ist wohl ein ähnlicher Bedeutungswandel anzunehmen. brik (aus frz. brique 'gebackener Stein, Ziegelstein' vgl. briquette) bedeutet im altndl., südndl., rechtsrip. noch 'Ziegelstein'. Wenn nun zu diesem Spiele geformte Ziegelsteinstücke verwandt wurden, so war sprachlich die verbale Bezeichnung des Spieles durch brikələ (brekələ) leicht gegeben, wie es noch heute dort heisst. Aus dem Zeitwort brickeln ergab sich dann leicht das Subst.

1) DWb. 1, 1809 unter Bickeleinspiel, Bickelstein.

brickel für den Spielstein und schliesslich für den Knöchel. Doch ist es auch möglich, dass das nordripuarische prekə 'mit dem Fangball spielen' (prekbal) von Einfluss gewesen ist, wenn auch das anlautende br- nicht ohne weiteres mit pr- gleichgesetzt werden darf. In Keldenich (Bonn), wo man die Spielsteine prekəstēn nennt, liegt das oben angeführte prekən zugrunde. (Zu mhd. pfrëcken, mnd. pricken 'stechen'; zum Bedeutungswandel vgl. das nhd. 'Stich' beim Kartenspiel; pricken galt vorzüglich für das Stechen von Fischen (vgl. mnd. pricke 'scharfes Gerät zum Aalfang'). Aus diesem Vorgange erschliesst sich leicht die Bedeutung 'fangen', und da der zu schnappende Stein oder Ball ja auch wie ein vorbeihuschender Fisch gestochen oder gefangen werden muss, so ist die Bedeutung vom pricken, 'Ball schnappen', 'Steinchen auffangen' leicht verständlich. Aus diesem so inhaltlich bestimmten pricken wurde das Subst. prekbal, prekəstēn abgeleitet. Doch vielleicht geben die italienischen Bezeichnungen für brekəl einen andern, nicht uninteressanten Hinweis: giocare a breccia, a brecola, brezelle, briccelete, brizzele, giuoco di vrecelle, Wörter, die mit breccia 'Mauerbruch', briciola 'Krümel' verglichen werden.[1]) Lautlich ist die Entlehnung aus dieser romanischen Sippe durchaus möglich (etwa aus bricola), zu einer Zeit, da brie noch nicht zu brez sich entwickelt hatte. Dazu kommt, dass im rip. eine der Flächenseiten bretsəl genannt wird, eine Form, die wohl auch aus der rom. Bezeichnung der Knöchel selber stammt, freilich ein frühes Nebeneinandergehen von brik- und brez-Formen voraussetzt. Stimmt diese Gleichsetzung, dann dürfte der Schluss nicht fern liegen, diese rip. Namen auf die alte Berührung der linksrheinischen Franken mit den Römern zurückzuführen.

Im Geldrischen (Weeze, Nieukerk, Kevelaer) und Clevischen heissen die Gelenkknochen hiltə (heltə), angrenzend an das benachbarte holl. hiltik.[2]) Im Kempener Lande bezeichnet man den Spielknöchel mit jelt (möt jeltən špilən), ein Wort, das trotz des verschiedenen Anlautes mit hilte verwandt zu sein scheint. In der Aach. Gegend ist knots, plur. knǫ̈ts gebräuchlich, das dem ndl. knots (Ableitung zu Knoten) entspricht: möt knǫ̈ts prekə (Mariadorf-Aach.), brekknǫ̈ts (Randerath), dǫbəlknǫts (Erkelenz). Im Kreise Schleiden führt der Spielknöchel den Namen mekelstēn (verbal: mekələ), wohl zu mek 'Ziege' gebildet. Einigen Mundarten ist ein besonderes Wort für diese Wirbelknöchelchen verloren

1) Lemke oben 16, 49 f. Aus Euskirchen ist auch rekəl neben brekəl überliefert, das wohl eine verstümmelte Form aus brekəl darstellt.

2) Vgl. Junius, Nomenclator omnium rerum 1567 p. 319b: Hiltekensspel. kotenspel, illud ovillis talis, hoc lusus genus bubulis constat. — Die mnl. Formen sind hiltike, hyltinge mnl. Handwb. 251 a). — Auch Fischart in seinem Spielverzeichnis (Geschichtklitterung Kap. 25, S. 268 ed. Alsleben) führt an: Hiltekens, Wirten. — Die Etymologie steht nicht fest; doch vgl. die Versuche im Niederrhein 1879, S. 23. 39; 1881, S. 136; Niederrh. Geschichtsfr. 1879, S. 66 und Steinmeyer, Ahd. Glossen 4. 3228 (s. Hilte). — Lemke oben 16, 54. 60.

gegangen; sie begnügen sich mit der einfachen Bezeichnung: knǫ̈üchəlchə (Rhöndorf), knechəlchə (Niederprüm), oder sie setzen ein bezeichnendes Bestimmungswort davor: tetšknǫuch (pl.: -knǫ̈üch) (Raeren, Aachen), tetšknöük (Kettenis-Eupen), so genannt, weil die Knöchelchen auf der Steinplatte auftitschen, aufspringen. Das Spiel selber verbal: tetšən.[1]) In Cronenberg (s. Wb. der Cronenb. Mda. S. 106) heissen sie sipsupknōkən, nach der mit einer Vertiefung versehenen sup- (tsûp-) Seite genannt, wie auch in Werden die Bezeichnung jātər (plur. jātərs) auf die gat- (Loch-) seite zurückführt. In Limrich nennt man sie dǫkknǫ̈ks, das Spiel verbal: dǫkən, im Gummersbachschen wibəlknǫkən, wiməlknǫakən; mit den wiməlknǫaken spielen heisst wiməln, in Kempen-Boisheim humənknöchel, in Cröv (Mosel) šuleršingken (Schulterknochen).

Der seit alter Zeit für den Spielwürfel gebräuchliche Name dǫbəl (m.) wird im rip. und nfr. hier und da auch auf den Spielknöchel bei unserm Spiel angewandt;[2]) erweitert zu dǫbəlštēn (verbreitet im Kreise Aachen, Eupen, Schleiden, Bergheim, Köln, Mülheim, Sieg, Mettmann vgl. Eup. Wb. S. 33, Cronenb. Wb. S. 21) und zu dǫbəlknǫts (Kreis Erkelenz), und zu dǫbəlkūət (Heinsberg) (s. u. kōt). In denselben Gegenden wird das Spiel verbal bezeichnet mit dǫbəln (mnl. dobbeln, mnd. dob(b)eln (dōpeln, doffeln), afries. dobbəln, doblia, anord. dubla, dufla, mhd. top(p)elen).

Die zum Spiel verwandten Basalt-, Quarz-, Tonschiefersteine heissen gapštēnchə (moselfr.), wękəlchər (ebd.), hōwakən, Hochwacken (Büschfeld-Merzig), knipštę̄n (Diesdorf), glekərštēnchə (Waldhölzbach-Saar), sūlərštęn (Ayl-Saar), pobəštę̄nchə (Niederfischbach-Westerw.), klitšštēn (Aegidienberg), šnapštēn (rip. allgem.), tupchənštēnchən (Leuscheid-Sieg), doch werden diese Namen auch sämtlich auf die Gelenkknöchelchen übertragen. Das Auffangen verbal: gapən (moselfr.), šrapən (Ehlenz), ratsən (Ellern), hikən (Barmen).

Die vier im Aussehen verschiedenen Fallflächen der Knöchel (Astragalen) führen ihre bestimmten Namen. Im griechischen Altertum hiessen diese: *χῖον, ὕπτιον, πρανές, κῷον*[3]). Sie besassen ihren festen Zahlenwert (1, 3, 4, 6), so dass man sie zum Würfelspiel verwenden konnte, ohne eine Ziffer darauf zu schreiben.[4]) In den Rheinlanden sind folgende Flächenbezeichnungen gebräuchlich:

---

1) Eupener Wb. S. 102; Scholleu, Zs. d. Aach. Gesch. 10, 145. Auch in Mulartzhütte.

2) Franck, Etymol. Wb. 2, 120 leitet das Wort ab von afranz. doble (franz. double, lat. duplum). Dabei steht aber die Bedeutungsentwicklung nicht fest; vielleicht 'um einen doppelten Einsatz spielen' (lat. duplo ludere). Doch muss darauf hingewiesen werden, dass die rom. Sippe dobl- in der frk. Mundart zu dubəl sich entwickelt, während unser Wort dǫbəl offenes ǫ aufweist. Möglich, dass dǫp 'Spielkreisel' eingewirkt hat.

3) Oben 16, 47 f. mit Zeichnung.

4) L. Bolle, Das Knöchelspiel der Alten 1886 S. 10, Tafel 2. R. Andree, Ethnologische Parallelen und Vergleiche, Neue Folge 1889, S. 104. 106.

1. Die mit einer länglichen, gewundenen Vertiefung versehene Seite (χῖον, tortuosum) bretsəl (Sieg-Rhöndorf), dǫ̈bəl (Schleid.-Wollenberg), dǫ̈p (Hückeswagen, Boisheim), dubəl (Ensk.-Dirmersheim), fengəš (Eup.-Kettenis), götər, götərt (Rees, Geldern; zu gǫ̈t 'Gosse'), petəl (Brenig), plönəkə (Neuss), pöp (Remscheid), štę̄rn (Moers-Pelden), štenkərt (Kupferdreh), tits (Aach.), tuləp (Bonn), tsin (Solingen), tsüp (Ensk.), tsüpkə (Düsseld.), tsup (Niederprüm) und rip. allgem.

2. Die untere glatte Seite (ὕπτιον, planum) gǫ̈dər (Geld.-Nieukerk), sęmp (Rhöndorf), tsęm (Mülh.), sęm (Hückesw.), tsęməl (Wollenberg), tsęmp[1]) (Ensk.), tsęmpkə (Düsseldorf, neben plętche), štǫ̈n, štǫ̈nəkə, štǫ̈ndər, štǭndər (nfr.), štangk (Aach.), wöp (Kettenis), antələwep (Breinig), wepche (Aach.).

3. Die Lochseite (κοῖον, pronum) lǫch, lǫuch, lǫ̈kskə, lök (allgem.), läkərts (Werden), lǫ̈uschə (Aach.), külehər (Eschweiler), küldər (Geld., Rees) zu 'Kaule', gat (Moers), gatərt (Kupferdreh).

4. Die gebogene Seite (πρανές, supinum): blotər, blötərkə, blödər (Kreis Geldern), buch (rip.), bükər (nfr.) 'Bauch', pukəl (Solingen), rök, rögəl (Eupen, Montjoie) 'Rücken', rökəchə (Aach.), Ypsilon (Krefeld).

A. Das Knöchelspiel.

K. Caro schildert uns den Verlauf des Bickelns, wie es zumeist am Niederrhein geübt wird, im Jahrbuch des Ver. f. nd. Sprachforschung 32, 71 f. (1906) also: Das Spiel wird an einem Tische ausgeführt. Die vier Bickeln werden auf den Tisch geworfen, und zwar regellos. Dann wird von dem Mädchen, das an der Reihe ist, der Ball mit leichtem Nachdruck auf den Tisch geworfen. Er wird natürlich wieder in die Höhe fliegen, er 'steuzt'. Während der Ball sich noch in der Luft befindet, muss das Mädchen den ersten Bickel mit derselben Hand, mit der es den Ball geworfen hat, auf die Seite, wo die Vertiefung (küləkən) ist, zu bringen versuchen. Gelingt es ihm, so bringt es die andere Bickel in derselben Weise auf dieselbe Seite. Man sagt: Də bikəl lejən op dat küləkən. Dasselbe wiederholt sich, jedoch mit der Veränderung, dass die Knöchelchen auf den Rücken, wo die Erhöhung ist, zu liegen kommen. Man sagt dann: Də bikəl lejən op dən rögən. Dann folgt dasselbe, aber so, dass die Bickel auf der schmalen Hochseite stehen: Də bikəl štǫn. Damit ist der erste Teil zu Ende. Beim zweiten Teile müssen sofort zwei Bickel statt eines Bickels gewendet werden. Beim dritten Teile müssen sofort drei und beim vierten Teile immer vier Bickel sofort gewendet werden. Auch bei diesem Spiele kann der Erfindergeist der Mitspieler tätig sein, indem verschiedene Stellungen und Kombinationen vorgenommen werden. Wer zuerst aus ist, hat gewonnen[2]).

In Essen[3]) wurde das Schüfeln oder Bickeln also geübt: Man warf einen Bickel, d. h. einen steinernen Ball oder auch einen Hartgummiball in die Luft, und während der Ball in der Luft war, musste man die Schüfel in eine bestimmte Lage bringen und zwischenein erst einen, dann zwei, dann drei und zuletzt vier aufnehmen. Man unterschied danach vier Abteilungen des Spiels: tiktak, wenn alle Schüfel in beliebiger Stellung dalagen; stönərt, wenn alle aufrecht standen; gatərt, wenn die hohle Seite nach oben gerichtet war, und bükərt oder bükskən,

1) Eine etymologische Erklärung dieser Flächenbezeichnung ist kaum möglich doch scheint sęmb-tsęmp aus frz. simple zu stammen; romanischen Ursprungs ist das Wort sicher, wie schon ts für s beweist.

2) In Aachen, wo vier tetšknöchelchə und ein Ball gebraucht werden, entstehen so 16 Einzelwürfe. Zs. des Aach. Gesch. 10, 145.

3) Zs. f. rhein. Vk. 10, 260 f.

wenn dies mit der gewölbten Seite der Fall war, und je nachdem man wieder je einen, je zwei, je drei und je vier aufnahm, bei jeder dieser Abteilungen wieder vier Unterabteilungen.

In Düsseldorf wurde zunächst die Reihenfolge beim Spiel bestimmt. Aans' (Anfang) hatte das Mädchen, welches beim Aufwerfen der 'Böggele' die meisten gleichartigen Flächen nach oben erzielte. Nach der Zahl der gleichen Flächen richtete sich dann die weitere Reihenfolge. Das Spiel begann, indem der 'Kotheldotz' in die Höhe geworfen wurde, so dass er auf dem 'Dörpel 'opknitschte' (aufprallte). Dann musste er mit der rechten Hand (nur der 'Lenkspoht' durfte die linke Hand gebrauchen!) aufgefangen werden. Während der Zeit aber galt es, geschwind einen 'Böggel' herumzudrehen. Das wiederholte sich viermal, bis alle 'Kothele' auf derselben Seite lagen. Nachdem so alle Flächen einmal nach oben gelegen hatten, mussten zum Schluss die vier Knöchelchen auf einmal zwischen die Finger gefasst und herumgedreht werden. Wer einmal fehlgriff, war 'ab', und nun traf die Reihe die folgende Mitspielerin.

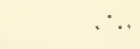
In Dinslaken: 4 bekələ und 1 Ball. Während der Ball aufhüpft, hatte der Spieler die Bickeln nach der verlangten Seite umzulegen, zunächst immer je einen; dann je 2 zugleich nach derselben Seite (štęndər nannte man diesen Gang), dann 3 zugleich und zuletzt den 4. (Gatər), zuletzt alle 4 Bickeln auf dieselbe Fläche (Bok).

In Sieglar (Sieg) sind folgende Gänge bei dem Herumlegen der pekələ üblich: 1. am lǫuch, 2. am būch, 3. am tsimchə, 4. am tsęmchə, 5. am opsats, 6. tōšə ēnəm, 7. tōšə tsweiə, 8. tōšə dreiə, 9. tōšə fīərə (6—9 entsprechen den oben bei Dinslaken angeführten štęndər, gatər, bok, während 1—4 die Aufgabe stellen, nur je 1 Pickel jedesmal auf die geforderte Seite zu legen, was 4mal mit je einem Pickel jedesmal wiederholt wird.)

In Euskirchen-Dirmerzheim nimmt das pekələ folgenden Verlauf: Während der Ball in der Luft schwebt, werden die Pickeln in bestimmter Ordnung gedreht: 1. Gang: einche, tsweiche, dreiche, viərche; die auf der Erde liegenden Pickeln werden der Reihe nach aufgehoben, bis sie alle 4 in der Hand sind. — 2. Gang: ēlǫuch, tsweilǫuch, dreilǫuch, viərlǫuch. Alle P. werden so gedreht, dass die Lochseite oben liegt. — 3. ēbuch, tsweibuch . . . 4. ētsęmp, tsweitsęmp . . . 5. ēdubbl, tsweidubəl . . . Vor jedem Gang müssen die P. wieder alle vier aufgehoben und aufs neue hingeworfen werden. Dieses Aufheben vollzieht sich durch Zusammenscharren (das Leichtere) oder durch sog. tikə, d. h. Aufgreifen der 4 P. an ihrem Platze.

In Schleiden-Wallenberg wird das mekələ ähnlich gespielt. 1. Während der Ball in die Höhe ($^1/_2$—1 m) fliegt, greift das spielende Mädchen zunächst die 4 mekəlstēn zu je 1 hintereinander; dann 2 und 2, dann 1 und 3, zuletzt alle 4. Jedesmal muss gleichzeitig der Ball geschnappt werden. Dann folgt während des Ballfliegens das Legen der M. mit Rücksicht auf die vier Flächen: kül dōn, rögən dōn, dǫbəl dōn, tsęməl dōn. Dann folgt dat īərts-chen: ein mekelstēn wird dǫbel, der 2. tsęməl, der 3. wieder dǫbəl, der 4. wieder tsęməl gelegt. Darauf das tswętchən: die so liegenden M. werden von Zeige- und Mittelfinger umfasst und herumgelegt. Dann das drętchən: das Kind muss zwischen Zeige-, Mittel- und Goldfinger zweimal je einen Knochen nehmen und herumdrehen. Dann das Viərtchən: es muss zwischen Zeige-, Mittel-, Goldfinger und kleinen Finger drei Knochen nehmen, den vierten dann allein zwischen Gold- und Zeigefinger und umdrehen. Bei jedesmaligem Greifen muss der Ball geworfen und wieder geschnappt werden.

In Raeren galt es während des Tetšens einen oder mehrere tetš-knöüch in die Höhe zu werfen und in der Flugzeit die noch auf dem Tisch liegenden in bestimmter Art zu Figuren zu verschieben, etwa



In Trier, wo die Mädchen šingkəlchəs spielten, waren 2 Knöchelchen verschieden gefärbt und zwei ohne Farben. Doch konnte ich bis jetzt Genaueres über die Trierer Spielart nicht erfahren.

B. Das eigentliche Fangsteinchenspiel.

Es wird entweder mit vier Steinen und einem Klicker, der bei jedem Fange aufgeworfen wird, gespielt, oder mit fünf Steinen, von denen je nach der Reihenfolge einer aufgeworfen wird. Wie reichhaltig hierbei die Erfindungsgabe der Kinder in der Behandlung der auf dem Boden ruhenden Steine während des Aufhüpfens des einen Steines oder Klickers sich auswirkt, zeigen die folgenden Spielbeschreibungen. Immer neue Aufgaben treten vor unsere Augen, immer neue Bezeichnungen werden gefunden, und wenn diese auch oft an manchen Orten übereinstimmen, so sind doch oft die Regeln andere. Nach dem Gebotenen ist es klar, dass es unmöglich ist, das Spiel von Ort zu Ort zu beschreiben und zu verfolgen. Der Raum würde nicht hinreichen.

B 1. Mit vier Steinen und einem Klicker.

Wękəlchəs šbilən in Enkirch (Mosel): [1]) 6 Wękəlšər (glatte Steine), ein Klicker. Meist zwei Spieler, selten drei oder vier. Gespielt wird auf einer Steinplatte (Treppentritt, steinerner Flur, Türschwelle). Der Klicker wird bei jedem Gang mit der rechten Hand in die Höhe geworfen, und während er einmal von der Steinplatte aufspringt, muss mit derselben Hand ein oder mehrere Steinchen aufgerafft und der Klicker aufgefangen werden (mit derselben Hand). Geschieht das nicht, dann ist das betreffende Kind ab, und das folgende fängt an. Ebenso ist ein Kind ab, solange bis die Reihe wieder an es kommt, wenn es im Spiele beim Aufnehmen ein anderes Steinchen berührt. Die aufgenommenen Steine dürfen nach dem Aufnehmen aus der auffangenden Hand in die andere genommen und aufbewahrt werden. Während jedes Einzelganges wird je ein Vers folgender Strophe in singendem Tone gesprochen:

ęn de plęn (Plan),	siwə də goldəjə štiwəlchər,
tswū də flū (Floh),	acht də wacht,
drei də brei,	nein də pein,
fər də šmēr (Butterschmiere),	tsēn də rę̄n (Regen),
fönəf də wöləf.	ēləf də ęijər (Eier)
sēks də šlēks (Schlicks)	tswēləf də tseijər.

1. Gang: Der Klicker springt; während das Kind singt: 'ę̄n də plę̄n', wird ein Steinchen genommen und der Klicker mit derselben Hand gefangen. Der Klicker springt zum 2. Male; während das Kind singt: tswū də flū', wird das zweite Steinchen genommen und der Klicker aufgefangen. So geht es weiter, bis alle 6 Steinchen aufgenommen sind, also bis der Vers 'sēks də šlēks' gesprochen ist. Nun werden die Steinchen wieder hingeworfen, und das Aufrappen beginnt in derselben Reihenfolge und in derselben Weise, nur dass bei den folgenden 6 Würfen jedesmal ein Vers von Vers 7 bis 12 gesungen wird. — 2. Gang: Die Steinchen werden hingeworfen; jedoch müssen bei jedem Vers und Springen des Klickers

1) Mitgeteilt von Herrn Hauptlehrer Speth-Enkirch.

je zwei Steinchen auf einmal genommen werden. Die Steinchen müssen also bei diesem Gange im ganzen viermal hingeworfen werden, bis Vers 1 bis 12 abgesungen ist. — 3. Gang: Bei jedem Wurf des Klickers werden 3 Steinchen genommen. Die Steinchen werden also 6 mal geworfen. — 4. Gang: Bei jedem Verse und jedem Sprung des Klickers werden einmal 4 und einmal 2 Steinchen genommen (oder zuerst 2, zuletzt 4). Sechsmaliges Hinwerfen der Steinchen, bis alle Verse abgesungen sind. — 5. Gang: 5 und ein Steinchen werden genommen (oder 1 und 5), sechsmaliges Wiederholen. — 6. Gang: Alle 6 Steinchen auf einmal genommen. Zwölfmaliges Wiederholen. — Dem Versehen scheint die Uhr zugrunde zu liegen. Die Versenden sind des Reimes wegen auf die Zahl gewählt.

In Püscheid (Westerwald) spielen die Mädchen mit einem Ball und 4 šnapšteinen. Die Reihenfolge der Einzelspiele ist folgende:

1. üštehən. — 2. tsweitchən. — 3. drötchən. — 4. fiertchən, wie in Laubach 1—4, nur mit dem Unterschied, dass die aufgegriffenen Steinchen über die linke Hand gelegt werden. — 5. nirəkloṇpən: während der Ball in die Höhe springt, werden die Steinchen der Reihe nach aufgegriffen, hingelegt und jedesmal dabei geklopft. — 6. bok: die aufgegriffenen Steinchen bleiben in der rechten Hand. — 7. uswürfəl: ein Steinchen und der Ball werden in die Höhe geworfen und mit der anderen Hand wird das Steinchen aufgefangen. — 8. eimǭl kloṇpən. Beim Nehmen eines Steinchens wird einmal geklopft. — 9. tsweimǭl kloṇpən. — 10. ęiərlę̄n: Alle Steinchen und der Ball kommen in die rechte Hand. Der Ball wird in die Höhe geworfen und jedesmal ein Steinchen behutsam hingelegt. Wenn alle Steine auf dem Tische liegen, wird der Ball in die Höhe geworfen, alle Steinchen werden zusammengerafft und sofort alles fallen gelassen. — 11. flēch (Fliege), wie bei 1, 2, 3, 4, nur wird der Ball von oben gegriffen.

Aus Dahmen (Prüm): 4 Kieselsteine, ein Klicker (jik). Während der jik aufgeworfen wird und auf dem Steine aufspringt, sind vor dem Auffangen mit den 4 Steinen folgende Lageänderungen vorzunehmen:

1. ēt (erst): Ein Stein wird in der Zwischenzeit unter die linke gewölbte, auf dem Boden ruhende Hand geschoben. — 2. tswē: der 2. Stein wird untergeschoben. — 3. dröü: dasselbe mit dem dritten Steine. — 4. ęiərchən: Die linke Hand über den 3 Steinen wird gehoben und der 4. Stein hineingelegt. — 5. šeiərchən: die linke Hand legt die 4 Steine auf den Stein, die rechte Hand schiebt sie unter die linke, die wieder gewölbt auf dem Steine ruht. — 6. klengə (kleine) hibǭm (Hebbaum): die linke Hand wirft alle 4 Steine in die Höhe und fängt sie mit dem jik zusammen alle wieder. — 7. Grüse hibǭm: die rechte Hand tut dasselbe. — 8. Mentchəs: Alle 4 Steine werden in der Zwischenzeit zum Munde geführt und wieder zurückgelegt. — 9. Alle 4 Steine zurück ins Viereck. — Folgende Spielregeln in Versform gelten:

1. De jik jet jəfangen,
węn hę̄ net ka langən,
dęn as blākəch, blākəch.

2. De šteng duorfən net rǫuskukən,
də hant duorf sich net fərjukən (verrücken,
de špilər duorf sich net fərdukən fuschen).

Die Gewinnerin ist kinəgin (Königin); in Bettingen, wo die Mädchen mit 5 dakəsən (dakes, dikəs, 'Klicker') spielen, heisst sie Gölegōtskan 'Goldengutskind'. In Ehlenz (Bitburg), wo mit einem Klicker und 4 Schweinfussknöchelchen gespielt wird und wo auch das šrapən mit der rechten Hand im Bogen von oben

um den aufgeworfenen Stein vorkommt, heisst das Spiel fupərt (zu fupən 'hüpfen'). Einen gelungenen Gang nennt man eine šrap; wer alle Unterspiele glücklich durchgeführt hat, hat einen dǫp (Büschfeld)[1]. Die Mitspielerinnen suchen freilich oft die glücklich Fortschreitende zu verwirren und verwenden einen alten Zauberspruch:

hęks, hęks, henəfəs,
mäch, datstə dę̄ fę̄lən mos. (Laubach-Eifel.)

B 2. Mit fünf Steinen.

'Dəd gabsšdǭn-šbīl' in Laubach (Hunsrück)[2]. Zum Spiel sind 5 rundliche Steine von Mirabellengrösse erforderlich, die sog. gàbs-šdǭn = Gabssteine; gabsə = auffangen. Es können 2 oder 3, oder auch noch mehr Spieler sein. Das Spiel vollzieht sich in 18 aufsteigenden und ebenso vielen absteigenden Stufen:

1. ēršder = Erster: Die erste Bewegung ist ed wę̄rfe, indem man alle 5 Steine in die Innenhand fasst und sie aus dieser mit einem Wurf zu Boden wirft. Mit der rechten Hand rafft man einen Stein auf: mər dūd ǭnə hūlə, wērəft en in di hę und hilt ən änərə, worauf man, den zweiten Stein in der Hand haltend, den ersten hochgeworfenen Stein auffängt. Man hat also dann 2 Steine (Nr. 1 u. 2) in der Hand, wovon man den einen weglegt: də ēršt werd wechgedǫn. Hierauf wiederholt sich das Spiel mit dem 2. und 3., dann mit dem 3. und 4. und schliesslich mit dem 4. und 5. — 2. tswę̄der = Zweiter: Zunächst erfolgt 'dəd hinwę̄rfe' sämtlicher Steine. Hierauf rafft man einen und wirft ihn hoch. tswę̄ fun də ánərə wę̄rə ufgerōf un də ērsd gəgabst, ehe er zur Erde fällt. Von den 3 nun in der Hand befindlichen Steinen wę̄re tswę wechgę̄läght. Dann wiederholt sich das Ganze mit den Steinen 3 (der hochgeworfen wird), 4 und 5, die zu raffen sind. — 3. drider = Dritter: Entspricht Nr. 2. Ein Stein wird hochgeworfen; dann nimmt man 3 Steine, also 2 bis 4, vom Boden auf und fängt den hochgeworfenen Stein Nr. 1. In der Hand sind nun 4 Steine, wovon man 3 weglegt. Den 4. wirft man hoch, rafft den letzten (Nr. 5) vom Boden auf und fängt Nr. 4. — 4. fērder = Vierter: Einen wirft man hoch, rafft die 4 anderen zugleich, d. h. mit einem Griff vom Boden auf und fängt Nr. 1. — 5. finəfder: Von dem Spiel Nr. 4 her hat man alle 5 Steine in der Hand. Nun wirft man einen in die Höhe, legt schnell die 4 übrigen hin und 'gabst' den ersten. Dann wird dieser wieder in die Höhe geworfen; hierauf rafft man die 4 am Boden liegenden mit einem Griff auf, ehe der emporgeworfene fällt, und fängt diesen schnell auf. — 6. hand-haltches: Man wirft alle 5 Steine hin, wirft einen davon empor, rafft schnell einen 2. und fängt den ersten auf. Nun wird kein Stein weggelegt. Von den beiden in der Hand wirft man einen hoch, rafft einen anderen (den 3.) auf und fängt den emporgeschleuderten auf und hat nun 3 Steine in der Hand. Hiervon wieder einer hoch; der 4. wird gerafft und der emporgeworfene gəgabst, so dass man alsdann 4 Steine in der Hand hat. Ebenso verfährt man mit dem letzten Stein und hat dann alle 5 in der Hand. Diese Abteilung 6 entspricht der Nr. 1; nur behält man die gerafften Steine in der Hand. — 7. bǫuərches: Man wirft alle 5 Steine hoch und sucht sie mit dem Hand-Rücken aufzufangen. Mindestens muss einer auf dem Handrücken liegen bleiben, da man sonst 'ab' wäre. Soviel nun auf dem Handrücken liegen bleiben, wirft man empor und fängt

1) Ebenso hat in Siebenbürgen der Spieler dob gemacht, der im piziknochenspiel die Knöchelchen in ein Erdloch warf und somit gewann. Siebenbürg. Wtb. 2, 52.

2) Beschrieben von E. Prolsch, Frankfurt. Vgl. auch Zs für rheinische Volksk. 15, 122 f.

sie mit der Innenhand auf. Den Rest, der daneben fiel, nimmt man wie bei Nr. 6 auf. Hatte man alle 5 auf dem Handrücken, so muss man sie natürlich beim Hochwerfen auch alle 5 zugleich mit der Innenhand auffangen. — 8. ę̄lətsich-tub (einmaliges Tupfen): Dieser Teil verläuft wie Nr. 1; nur wird zwischen dem Aufraffen des jeweilig nächsten Steines und dem 'gabsen' des in die Höhe geworfenen jedesmal einmal mit der geschlossenen Hand aufgetupft, 'ufgətubt'. — 9. dŏbəltub (Doppel-Tupfen): entspricht Nr. 2 mit dem tube zwischen dem Aufraffen von 2 und dem Fangen des emporgeworfenen Steines. Statt des 'tubə' ist es bei Nr. 8 und 9 auch gestattet, mit der geschlossenen Hand schnell auf dem Boden hin- und herzureiben (wĭšə) und dann den hochgeworfenen Stein aufzufangen. — 10. ę̄iər-lę̄ə (Eierlegen): Man nimmt die 5 Steine in die Hand und wirft einen empor. Ehe man diesen fängt, muss man einen 2. aus der Hand hinlegen oder fallen lassen; hierauf wiederholt sich der Vorgang so oft, bis man nur noch den in der Hand hat, den man zuletzt in die Höhe geworfen und wieder aufgefangen hatte. Dann verfährt man nach Nr. 2. — 11. grumberə-zetsə (Kartoffelsetzen): Dies erfolgt in drei Unterabteilungen: a) əd zetsə verläuft wie der 1. Teil von Nr. 10; nur werden die Steine so hingelegt, dass zwischen grosse Lücken vorhanden sind. Es liegen also vier grumberə (Steine), während man den 5. in der Hand hat. b) əd heifə (Häufeln): Den letzten Stein wirft man empor, fährt hierauf schnell mit der Hand vor dem 1. liegenden Stein vorbei und fängt dann den fallenden Stein. Dann wiederholt sich der Vorgang, wobei man aber nun vor dem Auffangen des geworfenen Steines durch die 1. Lücke, d. h. zwischen dem 1. und 2. liegenden Stein dŏrieh fę̄rt. Bei den weiteren Wiederholungen fährt man durch die 2., dann durch die 3. Lücke, hierauf hinter den 4 grumberə, dann von den sämtlichen Steinen herunər də śdę̄n (unter den Steinen) und schliesslich hinter sämtlichen her: īwər də šdę̄n (über den Steinen). Die 4 grumberə kann man aber auch, statt sie in eine Reihe zu setzen, so legen, dass sich 1 und 2 nebeneinander, 3 und 4 dagegen vor diesen beiden, aber von ihnen ebenfalls durch eine Lücke getrennt, befinden. Das Durchstreichen mit der Hand oder dəd heife erfolgt dann 3 mal von hinten nach vorn und 3 mal von links nach rechts. c) əd ǫusdūn (Austun): ist die Umkehrung des Setzens, also genau wie Nr. 1 — 12. ę̄lətsieh-klēs-ĕsə (Einfaches Klos-Essen): Man wirft zunächst alle Steine auf den Boden, ergreift einen und wirft ihn empor; den 2. hult (holt = rafft) man und gabst den 1. Von den beiden in der Hand nimmt man ę̄nə int mǫul (einen in den Mund), wirft den anderen hoch, nimmt den 1. ǫusəm mǫul und gabst wieder den anderen. Hierauf wird der eine dieser 2 Steine weggelegt, und das das Spiel wiederholt sich mit dem andern und dem 3., dann mit dem 4, und endlich mit dem 5. Stein. — 13. dobəl-klēs-ésə: Alle 5 hinlegen, 1. empor, den 2. hūle und den 1. gabsə Von den zweien ę̄nə int moul, den 2. in die Höhe werfen, den 3. vom Boden und zugleich den 1. ǫus əm mǫul nę̆̄mə, worauf man den emporgeworfenen auffängt, so dass man 3 Steine in der Hand hat. Von diesen legt man einen weg, nimmt den 2. in den Mund, wirft den 3. hoch, nimmt den 4. vom Boden und zugleich den 2. aus dem Mund und gabst den in die Höhe geworfenen Stein. Hierauf wiederholt sich das Spiel mit dem 5. Stein. — 14. knickehes: Dieses verläuft wie Nr. 1; man muss dabei aber dafür sorgen, dass der emporgeworfene Stein den aufgerafften, also in der Hand befindlichen Stein beim gabsə trifft, so dass es einen 'knick' macht, d h. klingt (di šdę̄n mīsə knĭksə). — 15. nid-knikehəs (od. rērchəs) verläuft auch wie Nr. 1; doch darf hierbei der fallende Stein beim Auffangen den in der Hand befindlichen nicht treffen, weshalb man letzteren mit den 2 vorderen Fingern fasst und den hoch-

geworfenen in der hohlen Hand auffängt. — **16.** geld wechsələ (Geldwechseln): Alle 5 hinlegen, einen raffen und hochwerfen, den 2. raffen und den 1. fangen; von diesen einen hoch, den 3. raffen und zugleich den 2. aus der Hand hinlegen und den ersten zu fangen.

Nun sind	3 u. 1	in der Hand:	1	hoch,	2	raffen	und	zugleich	3	hinlegen,	dann	1	fangen;
Dann „	2 u. 1	„ „ „	2	„	3	„	„	„	1	„	und	2	„
Es „	2 u. 3	„ „ „	2	„	4	„	„	„	3	„	„	2	„
„ „	4 u. 2	„ „ „	2	„	3	„	„	„	4	„	„	2	„
„ „	3 u. 2	„ „ „	3	„	4	„	„	„	2	„	„	3	„

Hierauf wiederholt sich das Spiel mit dem 3., 4. und 5. Stein. Dann hat man noch 4 und 5 in der Hand; hiervon wirft man 5 empor, legt 4 zu den 3 ersten und bereits liegenden Steinen und fängt 5 auf. Alsdann wirft man 5 wieder in die Höhe, nimmt alle 4 liegenden Steine einmal auf und fängt 5 auf. — **17.** knudələ-šeisə: alle 5 hinlegen, den 1. raffen und emporwerfen, den 2. raffen und den 1. fangen; diese beiden zugleich hochwerfen, den 3. raffen und die 2 hochgeworfenen auffangen, und zwar den einen mit der rechten und den anderen mit der linken Hand, so dass man in der linken Hand einen Stein und in der rechten Hand 2 Steine hat. — Die 2 in der rechten werden aufwärts geworfen, der 4. rechts gerafft und die 2 hochgeworfenen aufgefangen, und zwar der eine mit der rechten Hand und der andere mit der linken Hand, so dass man in jeder Hand 2 Steine hat. Die beiden in der rechten Hand hochwerfen, den 5. raffen und die 2 geworfenen Steine auffangen und zwar einen mit der rechten und den anderen mit der linken Hand. Nun sind in der rechten Hand 2 und in und in der linken Hand 3 Steine. — **18.** breiərchəs: Alle 5 hinlegen, den 1. raffen und emporwerfen, den 2. raffen und 1. fangen; diese 2 hochwerfen, den 3. raffen und die 2 emporgeworfenen fangen, so dass man 3 Steine in der Hand hat. Diese 3 zugleich emporwerfen, den 4. raffen und die 3 hochgeworfenen fangen, so dass man 4 Stück in der Hand hat. Diese 4 hochwerfen, den 5. raffen und die 4 emporgeworfenen auffangen, so dass man alle 5 Steine in der Hand hat. — **19—36:** Nun folgen wieder diese sämtlichen 18 Spiele, aber in der umgekehrten Reihenfolge, also mit breiərchəs anfangend und mit ēršder endigend.

Es versteht sich von selbst, dass ein Spieler, sobald ihm eine der geschilderten Bewegungen nicht glückt, alsdann 'ab' ist, d. h. er darf nicht mehr weiter spielen. Der 2. Spieler fängt dann das Spiel von vorn an, bis er 'ab' wird, d. h. an irgend einer Stelle verunglückt, worauf der 3. Spieler an die Reihe kommt usw. Waren alle Spieler 'dran' (daran), so fährt wieder der 1. Spieler fort, und zwar mit der Bewegung, mit der er vorher missglückt war. Das Spiel wird so lange fortgesetzt, bis einer zuerst alle Arten durchgemacht hat; dieser ist dann 'ǫus' und hat das Spiel gewonnen. In der Regel werden vor Beginn des Spieles noch besondere Regeln vereinbart oder 'ǫusgəməgh'. Gewöhnlich wird die Frage aufgeworfen: 'wad zul gilə?' Solche Regeln sind nun u. a. folgende: əd gilt aləs, d. h. kleine Uuregelmässigkeiten werden nicht in Rechnung gezogen, z. B. das Berühren von Steinen beim Aufraffen mit dem Finger. ed gilt neist = nichts, in diesem Fall werden die Spielregeln ganz genau eingehalten. Durch jeden Verstoss ist der Spieler 'ab'. Da es beim Aufraffen der Steine viel darauf ankommt, wie diese zueinander liegen, so wird oft vor Beginn des Spiels ǫusgehal (ausgehalten), ob bei einem ungünstigen Wurf die Steine noch ein zweites oder gar ein drittes Mal hingeworfen werden durften oder nicht. Es wurde alsdann gefragt: wad zal gilə: ę̄mǫl ōrə tswę̄mǫl ōrə drèimǫl wę̄rfe? — Andere solcher Abmachungen be-

zogen sich darauf, ob etwaige Hindernisse weggeräumt werden durften (roumə) oder nicht, und anderes mehr.

Das 'Hōwakən-šbil' in Haustadt (Saar)[1]): 5 Kieselsteine mit leichtem Wurf ausgestreut. In der kurzen Zeitpause, während nun mit der rechten Hand — auch linkshändiges Spiel ist zulässig — ein Steinchen etwa 30 cm hoch geworfen und wieder aufgefangen wird, müssen die auf dem Boden liegenden Steinchen mit derselben Hand rasch aufgegriffen werden, ohne dass dabei benachbarte Steine berührt werden. 1. eštər: je ein Steinchen wird in der Zwischenpause aufgegriffen, 2. tsweatər: je 2 Steinchen werden aufgegriffen, 3. dreatər: 3 und 1 Steinchen, 4. feiərtər: 4 Steinchen, 5. fenftər: je 1 Steinchen (wie 1). 6. breštchər: In der Zwischenzeit muss mit den einzeln aufgenommenen Steinchen an die Brust geklopft werden (4 maliges Wiederholen). — 7. kərfchər (Körbchen): In der Zwischenzeit wird die Hand flach über je einen der liegenden Steine gehalten, ohne sie zu berühren. — 8. tipchər: Mit den aufgenommenen Steinen wird auf den Boden geklopft, getippt — 9. rudəlchər: Mit den einzelnen Steinchen wird geruddelt (gerüttelt), d. h. ein paarmal über dem Boden hin und hergerieben. — 10. kneichər: Mit den Steinchen wird an die Knie geklopft. — 11. hentchər: Die rechte Hand schlägt gegen die linke. — 12. meilchər: Die rechte Hand berührt mit dem aufgenommenen Stein den Mund. — 13. schērchər: Die Steinchen werden einzeln mit Zeige- und Mittelfinger wie mit einer Schere aufgerafft. — 14. 15. 16. krombərešətsə-, heifən-, ousdein. S. Laubach 11 a b c. — 17. aiərlēn: Man hat 2 Steinchen in der Hand, wirft eins hoch, legt in der Zwischenzeit das andere hin und nimmt gleichzeitig ein drittes auf. — 18. aiər ofholən: Das Aufheben der Eier wird nachgeahmt, indem die zusammengelegten Steine mit einem Griffe wieder aufgenommen werden. — 19. šnoakən: Die in die Höhe geworfenen Steine werden wie Schnaken gehascht. — 20. španən: Die Steine werden in Spannenweite hingelegt und paarweise aufgegriffen. — 21. šeiər: Auf den Boden wird ein kleines Viereck (Scheuer) gezeichnet und die Steine werden hineingeworfen. In der Wurfzeit des einen Wacken werden je 2 Steinchen aus der Scheuer herausgeschoben und hernach ebenso wieder hinein, ohne dass die Umfassungslinien mit der Hand berührt werden.

Das 'knipštēnšpil' in Dierdorf (Westerw.): 4 Würfel (Rückenwirbel von Stockfisch oder eckige Kieselsteine) und ein Klicker, der aufgeworfen wird 1. ēršdəns, 2. tswaidəns, 3. drēdəns, 4. vērdəns, wie in Laubach 1—4. — 5. hanthälə: Die 4 Steinchen und der Klicker werden in die rechte Hand genommen, und der Klicker in die Höhe geschnellt und nach dem Aufhüpfen mit derselben Hand gefangen. — 3. eiərlēn: s. Laubach 10. — 4. šarə: Liegen die Steine, so werden sie während des Aufhüpfens des Klickers ein Stück weggescharrt. — 5. kleftgəs: Während des Aufhüpfens des Klickers wird ein Stein aufgenommen: dann wirft man diesen Stein in die Höhe (der Klicker bleibt nun aus dem Spiel) und nimmt unterdes den 2. Stein auf und fängt den herabkommenden ersten Stein auf. Nun werden beide Steine hochgeworfen und der 3. wird aufgerafft, dann 3 hochgeworfen und der 4. aufgerafft.

Aus Mehren (Westerw.): 5 Steinchen. 1. īštərchen. — 2. tsweitərchən. — 3. drötərchən (wie in Aegidienberg I—3). — 4. bok: 1 Steinchen in die Höhe, 4 zugleich aufgerafft und wieder hingelegt, das niederfallende Steinchen mit derselben Hand schnappen. — 5. knip: 1 Steinchen in die Höhe, eins gegriffen und in der Hand behalten, bis alle Steine nacheinander aufgegriffen sind. — 6. klöftchən:

1 Mitgeteilt von Herrn Seminarlehrer Konz-Trier.

1 Steinchen in die Höhe, 1 aufgerafft, 2 in die Höhe geworfen, dann 3, bis alle sind. — 7. eimǭl klǫpən: wie 1., doch vor dem Ergreifen des springenden Steinchens wird einmal auf die Spielplatte geklopft. — 8. tsweimǫ́l klǫpən: Wie 7., doch zweimal wird geklopft. — 9. föngərštrechən. Bevor man nach dem Aufwerfen des einen Steinchens ein anderes Steinchen aufgreift, streicht man mit dem Zeigefinger über die Platte. — 10. štufkǭrən: Mit der ganzen Hand fährt man über die Platte. — 11. riwəsbakə: Während des Aufhüpfens des einen Steinchens greift man mit Zeige- und Mittelfinger einen Stein. — 12. flēch (Fliege): Der aufgeworfene Stein wird von oben aufgefangen. — 13. gierlǭn: gleich 1., am Schlusse werden alle 4 wieder hingelegten Steinchen zusammengerafft.

Das 'Gappspiel' in Büschfeld, Kreis Merzig: 5 Kieselsteine[1]). 1. hampəs: Der 1. Stein geworfen, der 2. genommen und der 1. aufgefischt; der folgende genommen und der 2. aufgefischt u. s. f., bis alle Steine in der rechten Hand sind. — 2. dǫpiərštˑ: Dasselbe. — 3. dǫpsweit: Ein Stein geworfen, 2 Steine genommen, der 1. aufgefischt; ein 2. Stein geworfen, die beiden letzten genommen und der 2. aufgefischt. Die Steine sind zuletzt alle in der rechten Hand. — 4. dǫpdret: Ein Stein geworfen, 3 genommen, der 1. aufgefischt, der 2. geworfen, der letzte genommen, der 2. aufgefischt. — 5. dǫpfiərštat: Der 1. Stein geworfen, 4 genommen, der 1. aufgefischt. — 6. douwəliərštehəs: Wie 1. — 7. douwelzweiter: Wie bei 3. — 8. hantšeichəs: Die linke Hand liegt auf dem Boden, bildet eine Höhlung mit ausgebreitetem Daumen und Zeigefinger. Der 1. Stein wird geworfen, der 2. Stein in die Höhlung eingeschoben, der 1. Stein aufgefischt; der 1. Stein wird geworfen, der 2. eingeschoben, der 1. aufgefischt u. s. f.; nachdem 4 Steine unter der linken Hand liegen, wird der 1. Stein wieder geworfen, die linke Hand weggenommen, alle 4 Steine mit der rechten Hand gegriffen und der 1. aufgefischt. — 9. durch də brek: Wie bei 8, nur dass die linke Hand eine Brücke bildet, unter die jedesmal ein Stein geschoben wird. — 10. brostehəs: s. bei Haustadt 6. — 11. gierlän: s. bei Haustadt 17. — 12. ean də korf: die linke Hand bildet einen Korb; 1. Stein geworfen, der 2. in die linke Hand gelegt, der 1. aufgefangen; 1. Stein geworfen, 2. Stein in die linke Hand, 1. Stein aufgefangen u. s. f., bis alle 5 Steine im Korbe liegen. — 13. aus dəm korf: 4 Steine in der linken Hand, ein Stein in der rechten Hand: dieser geworfen, ein Stein mit der rechten Hand aus der linken Hand herausgelegt, der 1. Stein aufgefangen u. s. f., bis die linke Hand entleert ist; 1. Stein wieder geworfen, alle 4 Steine aufgegriffen, 1. aufgefangen. — 14. bloch (Pflug): 1. Stein geworfen, 2. Stein berührt, 1. Stein aufgefischt; 1. Stein geworfen, 3. zum 2. Stein geschoben, 1. aufgefischt, 4. zu 2. und 3. geschoben, 1. aufgefischt; 1. geworfen, alle 3 gleichzeitig aufgegriffen, 1. aufgefischt. — 15. šär: der 1. Stein geworfen, die Hand macht über den 4 zusammenliegenden Steinen die Bewegung wie eine Pflugschar, viermal wiederholt; alle 4 liegen, der 1. geworfen, 4 zugleich aufgegriffen, der 1. aufgefangen. — 17. bolts: Alle 5 Steine in der rechten Hand; 1. geworfen, 2. wiedergelegt, 1. aufgefangen u. s. f., bis alle 4 liegen. Am Schlusse wie bei 15. 16. — 18. drestehəs: 1. geworfen, 2. genommen, 1. aufgefischt. 2. mit rechter Hand geworfen, 3. genommen, 1. und 2. je einer mit der rechten und linken Hand aufgefischt, 2 Steine in die rechte Hand geworfen, 4. genommen, 2. und 3. geworfen, je einer von rechter und linker Hand aufgefischt u. s. f. — 19. himolwǫrfehəs: 1. geworfen, 2. genommen, 1. aufgefischt, 1. und 2. gleichzeitig geworfen, 3. genommen, 1. und 2. aufgefischt; 1., 2. und 3. gleichzeitig

1 Berichtet von Herrn Hauptlehrer Pontenberg, Büschfeld.

geworfen, 4. genommen, 1., 2. und 3. gleichzeitig aufgefischt u. s. f. — **20.** jndgəs: 1. geworfen, 2. genommen, 1. und 2. aufgefischt, einen in die linke Hand gelegt u. s. f. bis alle Steine an der Reihe waren.

Spiel mit wakəldər in Üdersdorf (Daun): **1.** ēštēnehəs: Wie Aegid. 1. — **2.** tsweištēnchəs: Wie Aegid. 2. — **3.** hęfelches: Wie Aegid. 4. — **4.** hüštēnchəs: Wie 1, doch der springende Stein muss möglichst hoehgeworfen werden. — **5.** hęrtsklępches: Vor dem Schnappen wird an die Brust geklopft. — **6.** dīldępchəs: 2 bis 3 mal wird vor dem Schnappen auf dem Boden getippt. — **7.** çiərlē̤jəlchəs: Während des Aufhüpfens des einen Steinchens wird ein Stein unter den kleinen Finger genommen und leise niedergelegt, während gleichzeitig ein anderer Stein aufgehoben wird.

Das šnapən mit 5 šnapštēn in Aegidienberg (Sieg).

A. ət klēn špil: **1.** ət ēntchə: 5 Steine hingeworfen; 1. St. in die Höhe, 2. St. aufgenommen, ohne die anderen zu berühren, 1. St. aufgefangen, 1. St. in die andere Hand. Dies wiederholt sich, bis alle 4 St. in gleicher Weise aufgenommen sind. — **2.** ət tswętchə: Wie 1; nur werden 2mal je 2 St. aufgenommen. — **3.** ət dritchə: Wie 1; zuerst 1 St., dann 3 St. aufgenommen. — **4.** ət fiərtchə: Alle 5 St. in der Hand, 1 St. in die Höhe, unterdessen die anderen 4 St. hingelegt; 1 St. aufgefangen, nochmals hochgeworfen, die 4 St. zusammen aufgerafft, 1 St. aufgefangen. — **5.** ət fönəfchə: 1. St. in die Höhe, 2. St. in die Hand, die nun den 1. St. auffängt, so dass 2 St. in der Hand sind. Einen St. wirft man wieder in die Höhe und nimmt den 3. St., fängt den andern auf, so dass nun 3 St. in der Hand sind, u. s. f. bis alle 5 St. in der Hand liegen. — **6.** ət sękschə: 1. St. in die Höhe, 2. St. in die Hand, 1. St. aufgefangen; 1. + 2. St. in die Höhe, 3. aufgenommen, 1. + 2. St. aufgefangen; 1. + 2. + 3. in die Höhe, 4. aufgenommen, 1. + 2. + 3. aufgefangen (also nun 4 in der Hand); 1. + 2. + 3. + 4. St. in die Höhe, 5. St. aufgenommen, 1. + 2. + 3. + 4. St. aufgefischt, so dass nun alle 5 St. in der rechten Hand sind. — **7.** dubəlhǫn: 1. St. in die Höhe, 2. St. aufgenommen, der 1. St. von oben im Bogen aufgefangen u. s. f., bis alle 4 St. an der Reihe waren. — **8a.** ēs-dǫbəl: Alle 5 St. in der Hand, alle in die Höhe und auf der Handoberfläche aufgefangen. Nun werden sie von hier aus wieder hochgeworfen und in der inneren Handfläche aufgefangen. — **8b.** tswętdǫbəl: Da dies selten gelingt, so wird derselbe Vorgang zum zweiten Male gestattet. Für A 1—6 ist es gestattet, vor dem Hinwerfen der Steine sie schon in der Hand so zu ordnen und sie so behutsam hinzuwerfen, dass sie in gehöriger Gruppierung zum leichten Aufnehmen daliegen. Wird dies nicht vereinbart, so müssen die Steine hingestürzt werden (jəštröts), so dass sie weit auseinanderfliegen. Das Aufnehmen zu 2, 3, 4 ist nun sehr schwer und erfordert rasches Haschen; es entstehen so die Spiele štröts-ēntchə, štröts-tswętchə, štröts-fiərtchə.

B. ət jrūsə špil (nur die Geschickteren leisten sich diese Fortsetzung). — **9.** ēs-langks-kletš: 1. St. in die Höhe, 2. St. aufgenommen, 1. St. aufgefangen; 1. + 2. St. in die Höhe, 3. St. aufgenommen, 1. St. mit der linken Hand, 2. St. mit der rechten Hand aufgefangen, u. s. f. bis man 4 St. in der linken Hand hat. — **10.** dubəl-langks-kletš: 1. St. in die Höhe, 2. St. aufgenommen, 1. St. aufgefangen; 1. + 2. St. in der rechten Hand, 1. St. in die Höhe, 3. St. in die rechte Hand zum 2. St. genommen, 1. St. aufgefangen; 1. + 2. + 3. St. in die Höhe, 4. St. genommen, 1. + 2. mit der linken Hand gefangen, 3. St. mit der rechten zum 4.; 1. + 2. + 3. + 4. in der rechten Hand in die Höhe, 5. St. genommen, 1. + 2. St. mit linker Hand, 3. + 4. St. mit der rechten Hand zum 5. gefangen. — **11a.** tipchə mǫ̈t-ēs-pǫrts und dubəlpǫrts: 1. St. in die Höhe, mit dem Zeigefinger

viermal auf die Erde getippt, 1. St. aufgefangen; 1. St. in die Höhe, viermal mit der Handoberfläche auf die Erde geklopft. 1. St. aufgefangen; 1. St. in die Höhe, viermal mit den Fingern über die Erde streichen, 1. St. aufgefangen; 1. St. in die Höhe, viermal in die Hände klatschen, 1. Stein aufgefangen. Daumen und Zeigefinger der linken Hand werden auf die Erde gestellt, 1. St. in die Höhe, 2. St. durch diese Öffnung der linken Hand gestrichen, 1. St. aufgefangen u. s. f. bis alle 4 St. durch die Öffnung sind. — **11b.** Bei der dubəlpərts werden 2 und 2 St. hindurchgestrichen. — **12a.** beisats: 1. St. in die Höhe, 2. St. aufgenommen, 1. St. geschnappt; von den beiden in der Hand ruhenden Steinen wirft man den 1. hoch, den 2. eben geschnappten legt man hin und fängt den 1. auf, u. s. f. bis man alle 4 St. fest beieinander liegen hat. Jetzt wird der 5. St. hochgeworfen, und bevor man ihn auffängt, werden die 4 ruhenden St. aufgehoben. — **12b.** dubəl-beisats: Wie a, nur werden 2 und 2 Steine aufgenommen. (1. hoch, 2. 3. in die Hand, 1. geschnappt, 3 St. also in der Hand; 1. hoch, 2. 3. hingelegt, 1. geschnappt; 1. hoch, 4. 5. genommen, 1. geschnappt; 1. hoch, 2. 3. 4. 5. genommen, 1. geschnappt.) — **13a.** çiərlē̜jə: 1. St. in die Höhe, 2. St. genommen, 1. geschnappt (1. 2. in der Hand); 1. in die Höhe, 2. hingelegt, 3. genommen, 1. geschnappt u. s. f. bis man alle 4 hat. — **13b.** dubəl-çiər lē̜jə: 1. St hoch, 2 St. aufgehoben und hochgeworfen, 3. St. genommen, 1. 2. St. geschnappt (3 St. in der Hand); 1. St. hoch, 2. 3. St. hingelegt, 4. St. genommen, 1. St. geschnappt u. s. f. — **14a.** pekmēs mǫ̈t ēs-jəfəlchə: 1. St. hoch, viermal mit der rechten Hand auf die linke Faust geschlagen, 1. St. geschnappt. 1. St. hoch, zwischen Zeige- und Mittelfinger 2. St. aufgenommen, 1. St. geschnappt, bleibt mit 2. Stein in der Hand u. s. f. — **14b.** pekmēs mǫ̈t dubəljəfəlchə: Ebenso werden 2 und 2 St. aufgenommen. — **15.** möntchə, derb auch drǫ̈sfrē̜sə, driß-(Scheiss-)fressen: 1. St. in den Mund, 2. St. in die Höhe, 1. St. aus dem Munde, 2. St. geschnappt, viermal wiederholt. Zum Schluss 3. 4. 5. St. aufgenommen wie bei 1.

Das 'Snapən' in Berrenrath[1]) mit šnapknöûchəlchə: **1.** də kē̜rəs: Ehe der in die Höhe geworfene Ball wieder geschnappt wird, muss der Spieler die auf der Erde liegenden Knöchelchen ergriffen und dann auf dem Boden eine Bewegung wie šrubən oder kē̜rən gemacht haben. **2.** də nedənedəchə (plur.) 'Niederniederchen.' Der Wurfknochen darf nicht über die Nase herauskommen. **3.** də nomə hū: Der Wurfknochen muss über den Kopf hinauskommen. **4.** et klǫ̈pət hęts-chən: s. Brüstchen (Haustadt 6).

Das 'Snapən' in Keldenich: **1. 2. 3.** ēnchə, zweitchə, dretchə. **4.** virtchə oder küpchə: Alle 4 Steine müssen zusammen geschnappt werden. **5.** štrē̜lchə (Strahl): Die Steine werden weit auseinander hingeworfen und müssen mit einem Male zusammengegriffen werden.

Nach all den Beispielen, die ich ausführlicher gegeben, seien nur die Spielbezeichnungen angeführt, die nach den übrigen Darstellungen ihre Erklärung finden. Alle Abweichungen zu vermerken, ist eben unmöglich:

Aus Wirscheid (Westerwald): irštər, zweitər, dritər, fiərter, dibərə, fərtǫušə, zweirçfər, mürə, rēwə, šnufə, šmofə, huwələ, çiər, kafi, wasər, dreirçfəl, kloft, fiərrçfər. (18 Einzelspiele.)

Aus Koenigsfeld (bei Sinzig): einchəs, tsweitchəs, dritchəs, fiərtchəs, al in einer hant, hęmərchəs, dipərə, geisəbok, çiərlē̜jən, dingələ-dingələ op dər hant, dingələ-dingələ um dər hant, eindüpərə, tzweidüpərə, tsweiletsdüpərə, fęngə, hū. (16 Einzelspiele.)

1 Berichtet von Herrn Pfarrer Klütsch.

In Ayl (Saar): šnap, mē̜stər, kē̜səl, pūf.

Aus Kettig (Cobl.): ē̜nšnopəs, tsweišnopəs, dreišnopəs, aləsšnopəs, ē̜nlē̜jəs, tsweilē̜jəs, dreilē̜jəs.

Aus Ernzen (Bitb.): ē̜n īštchən, tswē̜ īštchən, drei īštchən, fər īštchən; ē̜nfər tswe̜tchən; e̜n šrǫuf, tswū šrouf, drei šrǫuf, fər šrǫuf; ē̜n dubədup bis fē̜r dubədup; ē̜n hē̜rtsknup bis fē̜rhē̜rtsknup; ē̜ knē, tswī knē bis fer knē: e̜n dam (2×), e̜n alōch (2×), ē̜n šīr (2×), ē̜n hǭwa (2×), ē̜n ē̜mōle̜nt (?) (2×), et he̜is-chən (2×). (36 Einzelspiele).

Aus Limbach (Westerwald): ain ofhe̜wən, tswei on tswei, drei on ains, al ofhe̜wən, eialē̜n, ke̜lwaple̜tš, al en də hō̜, of dən hen (Händen).

Aus Pünderich (Mosel): e̜iərlē̜jes, dipərtchəs, brestchəs, e̜pəlches on birchəs, rǫuchəs, hūrǫuchəs, le̜kəs, španchəs, pē̜rtchəs.

Aus dem Siegerland: erstər, tsweidər, dretər, viərtər, knip, dup, ol, ihe̜ndchəs, ushe̜ndchəs, eiərlē̜dchəs, hör, šwē̜rt, klôpərchəs, ple̜tchəs, holəkre̜usər.

Bonn.

Die Entstehung eines dienstbaren Kobolds aus einem Ei.[1]

Von **Georg Polívka**
mit Beiträgen von Johannes Bolte.

Oben 25, 225 hat Norlind einen schwedischen Volksglauben aus Uppland mitgeteilt, nach welchem man einen Spiritus familiaris[2] bekommt,

1) Vgl. meinen kürzeren Artikel im Národopisný Věstník 10, 73.

2) Zur Literatur des Spiritus familiaris (oben 25, 226[8] seien hier noch einige Nachweise nachgetragen. Universitätsschriften 'de spiritibus familiaribus' führt Grässe, Bibliotheca magica 1843 S. 22 an von Musselius (Wittenberg 1623), Chr. Blauschmidt (L. 1666), J. Clodius (Witeb. 1674), J. Stoekhardt (Lips. 1679), Chph. Schultz (Regiomonti 1694), G. Chr. Wagner (Lips. 1715). Den Namen sollen nach Bodin (De magorum daemonomania, deutsch von J. Fischart 1591 Sp. 67a. B. 2, cap. 1) die Araber Avicenna und Algazel erfunden haben. S. Meigerius, De panurgia lamiarum 1587 Bl. Ccc 3a geht bis ins klassische Altertum zurück und zieht auch das *δαιμόνιον* des Sokrates hierher, über dessen verschiedene Auffassungen man bei Zeller, Die Philosophie der Griechen[3] 2, 1, 69 nachlesen mag. Melanchthon, Initia doctrinae physicae 1555 Bl. 129a berichtet von einem Teufel 'in crystallo', der 1530 einem Nürnberger Priester einen verborgenen Schatz anzeigte; J. Manlius, Locorum communium collectanea 1565 p. 34 von einem Arzte, der in zweifelhaften Fällen seinen Teufel in der Flasche (diabolum in vitrum inclusum) befragte, wie das auch von Paracelsus und andern Ärzten erzählt wird (Bolte-Polívka, Anmerkungen 2, 415). Schon Frauenlob (MSH 3, 146a = Ettmüller S. 247) erwähnt einen wahrsagenden Geist, der in seinem Schwerte sitzt. Herzog Maximilian von Bayern verbot 1611 das Wahrsagen 'per spiritus familiares' (Oberbayer. Archiv 52, 2, 164). Scholte, Probleme der Grimmelshausenforschung 1, 184 (1912). Paullini, Zeitkürtzende Lust 3, 114 nr. 13 (1697). Auch Fouqués Novelle vom Galgenmännlein (1810. Werke ed. Ziesemer 1, 221) gehört trotz des irreführenden Titels hierher. Bürger (Briefe hsg. von Strodtmann 1, 383. 1874) schreibt 1776: 'Mein Kobolt Spiritus | ist von den derben Knollen, | die Dich zerknuten sollen.'

wenn man ein Hahnenei nimmt, es in seiner linken Achselhöhle trägt und an drei Donnerstagsabenden damit auf den Kirchhof geht. Diese Vorstellung ist auch anderwärts verbreitet, wie ich im folgenden nachzuweisen gedenke.

Aus dem Nordosten Nieder-Österreichs ist bei Vernaleken, Mythen S. 257 nr. 58 folgender Aberglaube aufgezeichnet: Wenn ein Mann das siebente von einer ganz schwarzen Henne gelegte Ei sieben Tage lang ununterbrochen unter der linken Achsel trägt, kriecht ein kleines Teufelchen heraus, welches seinem Herrn zu Diensten ist, freilich unter der Bedingung, dass ihm des Herrn Seele verfällt. In Oberösterreich erhält man einen solchen Diener, wenn man das erste Ei einer ganz schwarzen Henne 7 oder 9 Tage und Nächte unter der linken Achsel trägt, ohne die Kirche zu besuchen, ein Kreuz zu schlagen, zu beten oder sich zu waschen; dann kriecht ein schwarzes Männlein heraus, das man in ein Fläschchen sperrt und auf 5, 10 oder mehr Jahre in Dienst nimmt, ohne dass der Teufel nach Ablauf der Frist Anspruch auf die Seele hat; man kann ihn auch verschenken oder für 3 Pfennige verkaufen (Zs. f. österr. Volksk. 2. 111). Ähnlich in der deutschen Sprachinsel Landskron in Ostböhmen, wo er Spiritus heisst (ebd. 2. 191. F. Knothe, Wtb. der schles. Mundart in Nordböhmen S. 512) und im Böhmerwalde (ebd. 8, 224). In einer Rügenschen Sage (Haas. Rügen. SM² S. 33 nr. 30) schafft sich auf diese Weise ein armer Mann einen Puk an; doch muss er ein von einer schwarzen Henne um Mitternacht gelegtes Ei nehmen und sich mit diesem acht Tage lang an einer Stelle, wohin weder Sonne noch Mond scheint, verbergen; nach sieben Tagen kriecht aus dem Ei ein kleines Männlein mit einer Mütze auf dem Kopfe hervor, aber seine Füsse sind noch nicht ganz entwickelt, erst nachdem ihn der Mann noch einen Tag in seiner Achselhöhle getragen, wird er vollständig. Dieser Puk, den man sich auch auf andere Weise anschaffen kann, hat, wenn er auf Raub (für seinen Herrn) ausgeht, die Gestalt einer Katze, oder er fliegt als Feuerdrache zum Schornstein hinaus (ebd. S. 33 nr. 29). 1840 hatte sich ein Mann bei Garz auf Rügen in eine Höhle zurückgezogen, um dort vier Wochen lang, ohne zu sprechen, zwei Hühnereier zu bewachen, aus denen ein Puk herauskommen sollte (Haas, Schnurren 1899 S. 77 nr. 70). Ein anderer packte ein Sparei in warmen Dünger; als aber nach drei Tagen ein rotes Käppchen daraus hervorleuchtete, zertrat er es (ebd. nr. 69). Auch nach pommerschem Glauben kann man einen Kobold ausbrüten: man legt sich mit einem sog. Windei (vom Huhn, Gans oder Ente) unter dem linken Arm zu Bett und liegt so 27 Tage lang ganz ruhig und still, und nach der Zeit ist der Kobold ausgebrütet (Bl. f. pomm. Vk. 10, 168 nr. 100). In der französischen Schweiz heisst der Kobold, der aus dem unter der Achsel ausgebrüteten Ei eines Hahns oder einer schwarzen Henne hervorgeht, 'coqwergi', Hahnzwerg (Ceresole, Légendes des Alpes vaudoises 1885 p. 33 = Sébillot, FL. de

France 3, 231). In Schwaben dagegen glaubt man, wenn man ein Ei, das eine schwarze Henne am Gründonnerstag gelegt, unterm Arm ausbrüte, so komme eine Schlange heraus, mit der man hexen könne (Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben 1, 123).

Diese schwäbische Variante, in welcher der hilfreiche Dämon in Schlangengestalt auftritt, vermag uns vielleicht auf den Ursprung des ganzen Volksglaubens hinzuleiten. Denn die Vorstellung von dem aus einem Ei gewonnenen Kobold scheint auf die ältere und weitaus verbreitetere Sage vom Basilisken zurückzugehen, der freilich kein dienstbarer Geist ist, sondern als ein überaus giftiges Untier von kleiner, schlangenähnlicher Gestalt geschildert wird, dessen Entstehung aber dieselben Züge trägt. Bevor wir daher auf die slawischen Seitenstücke eingehen, sei es verstattet, einen raschen Blick auf die Entwicklung der Basiliskensage zu werfen. Von der 'Königsschlange' (*βασιλίσκος*, regulus) erzählt Plinius (Nat. hist. 8, 78), dass sie in Nordafrika in der Cyrenaica lebe, kenntlich durch einen weissen Fleck am Kopfe, dass sie durch ihr Zischen alle anderen Schlangen verjage und durch ihren giftigen Hauch und Blick die Pflanzen versenge und die Menschen töte; man vertilge sie nur durch den Geruch des Wiesels, das man in ihr Loch lasse[1]). Von der Entstehung der Basilisken berichtet weder Plinius noch andere antike Autoren (Pauly-Wissowa, Realencyclopädie des klassischen Altert. 3, 100; E. Rohde, Kl. Schriften 1, 397) etwas[2]); erst Cassianus hält es in seinem um 430 zu Marseille geschriebenen Werke 'De incarnatione Christi' 7, 5 (Migne Patrologia lat. 50, 210) für unzweifelhaft, dass die Basilisken aus den Eiern der ägyptischen Ibisvögel hervorkriechen, was 200 Jahre später Theophylaktos Simokattes (Quaestiones physicae c. 14. Aldrovandus, Ornithologia l. 20, 3. Savigny, Histoire de l'ibis 1805 p. 121. 199) durch das Gift der von den Vögeln verzehrten Schlangen erklärt, das sich in ihrem Leibe ansammle. Da der Name Basilisk oder regulus mehrfach in der griechischen, lateinischen, deutschen und čechischen Bibel (Jes. 11, 8. 14, 29. 59, 5. Jer. 8, 17. Ps. 90, 13. Spr. 23, 32) zur Wiedergabe der hebräischen Schlangenbezeichnung צֶפַע oder צִפְעוֹנִי erscheint, so kehrt die Beschreibung des

1) Nach Aelian (De natura animalium 3, 31. 5, 50. 8, 28) fürchtet der Basilisk ebenso wie der Löwe den Hahn. — Dass der Basilisk mit der von den Ägyptern verehrten und zum Kopfschmuck der Pharaonen gehörenden Uräosschlange (uara bedeutet sowohl Natter als König) identisch sei, gibt Horapollo 1, 1 (J. Pierius, Hieroglyphica 1556 Bl. 105a) an. Büdinger (SB. der Wiener Akademie 72, 451) leitet auch den hebräischen Namen der von Mose errichteten ehernen Schlange Nechuschtān (נְחֻשְׁתָּן 1. Kön. 18, 4) aus dem Ägyptischen nechusetan = Kronschutz) ab.

2) Nach einem griechischen Paradoxographen verzehren, wenn man mehrere Schlangen zusammen einsperrt, die stärkeren die schwächeren, und die letzte heisst Basilisk (E. Piccolomini, Collectanea di Massimo Planude 1873 p. 26, aus Rivista di filologia classica 2).

Plinius öfter in geistlichen Schriften wieder. Gregor der Grosse (Moralia 15, 15. 33, 37 = Migne 75, 1090. 76, 713) bezieht den regulus bei Jesaia auf den Antichrist; Bruno von Würzburg (Expositio psalmorum 90, 13 = Migne 142, 340) den basiliscus auf den Teufel; Konrad von Würzburg (Goldene Schmiede v. 157. 172), der wohl auf Hrabanus Maurus (De universo 8, 3 = Migne 111, 231) zurückgeht, tituliert den Teufel 'hellebâsiliscus' und vergleicht Christus, den 'hôhen himelharm', mit dem Wiesel, das jenen in seiner Höhle aufsucht und zu Tode beisst.

Dagegen hat der Basilisk im Physiologus, der verbreitetsten Naturgeschichte des früheren Mittelalters, keine Stelle gefunden; erst eine mittelgriechische metrische Bearbeitung des 15.—16. Jahrh. (Physiologus publ. par Legrand 1873 p. 52 c. 4—5 = Pitra, Spicilegium Solesmense 3, 372 nr. 60—61) und eine lateinische Fassung des 14. Jahrh. (Ms. Sloane 278) fügen einen Abschnitt über ihn hinzu[1]). Noch aus dem 13. Jahrh. stammt ein in den französischen 'Bestiaire' des Pierre le Picard eingeschobenes Zusatzkapitel 'Basile coc'[2]), aus welchem wir erkennen, dass damals das Bild des geheimnisvollen Untiers bereits durch die fabulierende Phantasie ausgemalt und um neue Züge bereichert war. Denn in der beigegebenen Miniatur erscheint der Basilisk nicht mehr wie ehedem[3]) als eine gekrönte Schlange mit aufgerichtetem Vorderleibe, sondern als ein Hahn, dessen Leib hinten in eine Schlange endet. Diese Gestalt erklärt der Text durch eine neue Erzählung: Wenn ein siebenjähriger Hahn ein Ei in den Mist legt und eine Kröte es ausbrütet, so kriecht aus dem Ei ein Tier, dessen Kopf, Hals und Brust dem Hahn gleicht, der Hinterleib aber ist der einer Schlange. Offenbar hängt diese Fabel zusammen mit einem alchymistischen Rezept zur Verwandlung von Kupfer in Gold, das um 1100 bei dem durch Lessing bekannt gewordenen Theophilus presbyter[4])

1) Vgl. Carus, Geschichte der Zoologie 1872 S. 137. Lauchert, Geschichte des Physiologus 1889 S. 101. 143. Mann, Paul-Braunes Beiträge 11, 317. Ein toskovenetianischer Bestiarius hsg. von Goldstaub und Wendriner 1897 S. 86 und 119. — In den slawischen Bearbeitungen des Physiologus wird der Aspis als geflügelter Drache mit Vogelschnabel und zwei Schwänzen dargestellt; nach einem südslawischen Text wirkt der Blick des Aspis tödlich Karnějev, Fiziolog p. 297. Archiv. f. slav. Phil. 15, 218). Eine serbische Bearbeitung eines mit Leonardo da Vinci zusammenhängenden Physiologus aus dem 17. Jh. erwähnt den Basilisken, der mit seinen Blick den Menschen tötet (Archiv 15, 265; dies griechische Werk *Ἀνθος τῶν ζωίων* wurde auch ins Rumänische und Kleinrussische übertragen Archiv 15, 272).

2) Cahier et Martin, Mélanges d'archéologie 2, 213 nr. 34 (1851); vgl. auch pl. 21, AL.

3 Vgl. Pauly-Wissowa, Realencyclopädie 3, 100. Ebenso noch bei A. Pareus, De venenis l. 20, c. 19 (Opera 1582 p. 597), Aldrovandi, Serpentum historia 1640 p. 366 und Bibl. de las trad. pop. esp. 3, 67. Kolloff, Historisches Taschenbuch 1. F. 8, 259.

4) Theophilus, Diversarum artium schedula l. 3, c. 17 'de auro hispanico' (ed. Ilg 1874 = Lessing, Schriften 14, 98 ed. Lachmann-Muncker = 13, 2, 521 ed. Hempel. — Angeführt von dem Wiener Karmeliter Matthias Farinatoris, Lumen animae (Augsburg 1477) Tit. 34, E. Dass der Basilisk goldgelbe Farbe habe, berichten schon Nicander (Theriaca v. 396) und Galen (14, 233). Thomas Cantimpratensis (s. u.) erzählt: 'Dicitur quidem argentum eius cinere delinitum colorem aureum imitari'.

begegnet: die Heiden hätten zwei Hähne in einem wohlverwahrten Keller gesperrt, bis sie Eier legten; aus diesen durch Kröten[1]) ausgebrüteten Eiern seien Hähne mit Schlangenschwanz ausgekrochen, die man vorsichtig grosszog, um sie dann zu verbrennen und die Asche vermischt mit getrocknetem Menschenblut und Essig auf das zu verwandelnde Kupferblech zu streichen. Nach dem angeführten mittelgriechischen Physiologus gewann Alexander der Grosse auf solche Weise Gold, während er nach einer anderen Sage einem Basilisken, der auf der Stadtmauer sitzend viele seiner Soldaten durch seinen Blick getötet hatte, einen Spiegel vorhielt, so dass das Untier vor seinem eigenen Blicke starb[2]). Auch Konrad von Megenberg (Buch der Natur ed. Pfeiffer 1861 S. 264) hängt seinem um 1340 aus Thomas Cantimpratensis übersetzten Kapitel über den Basilisken jene abenteuerliche Fabel von seiner Entstehung an: „Ez ist auch ainerlai unk, die auz dem ai werdent, daz ain han legt, der neun jâr alt ist, als die alten weisen sagent. ich weiz auch einen guoten freund, der daz sach mit seinen augen, daz ain gelêrter man ainen unk macht auz lautern totern, diu er in gezôch, daz er wart als ain klainz hüenl, dô liez er oben in daz glas spinnen und rauten“ . . . Diese Fabel wird in den grossen naturgeschichtlichen Sammelwerken des 13. Jahrhun-

1) Auch die h. Hildegard (Physica 8, 12 = Migne 197, 1343) um 1150 schreibt die Ausbrütung des von Teufelswürmern (de quibusdam vermibus, qui aliquid de dyabolicis artibus in se habent) gelegten Basiliskeneies einem giftigen Frosche (rubeta) zu.

2) Gesta Romanorum c. 139, Vincentius Bellovacensis, Speculum hist. 4, 1 und Johannes Gallensis, Communiloquium s. summa collationum, Arg. 1489 pars 3, 2, 5. Diese Tötung durch den vorgehaltenen Spiegel kehrt in deutschen, wendischen, friesischen, dänischen, französischen und böhmischen Volkssagen wieder (Kohlrusch 1854 S. 347. Grässe, Preuss. SB. 1, 300. 2, 103. L. Haupt 1, 75 = Kühnau 2, 382f. Meiche nr. 522. Schönwerth 1, 211, 220. Schulenburg, Volkssagen S. 20. 101. Müllenhoff S. 137. Dykstra 2, 200 = Volkskunde 23, 81. Thiele 2, 300. Oben 11, 317. Revue des trad. pop. 7, 592. 23, 306; vgl. Aldrovandi, Serpentum historia 1640 p. 372. 374; Clouston, Popular tales 1, 162; Seligmann, Der böse Blick 1, 148. 178. 2, 276. Grohmann S. 243. Krolmus 1, 351). Aimeric de Pregulhan (Bartsch, Chrestomatie provençale 1904 Sp. 178) vergleicht sich in einem Liebesliede mit dem Basilisken, dem ein Spiegel, hier der Anblick der geliebten Dame, den Tod bringt. J. M. v. d. Ketten, Apelles symbolicus 1, 748 (1699). So soll ein Spiegel auch das Gewitter (oben 15, 79. Sébillot, FL. de France 1, 108) oder die Feuersbrunst (Ratzel, Völkerkunde 2, 474: Malaien) verscheuchen. — Bei Brunetto Latini (Trésor 1, c. 141, ed. Chabaille 1863 p. 192) und in dem italienischen 'Trattato delle virtù degli animali' (c. 51 'badalischio', 14. Jh. Goldstaub und Wendriner, Bestiarius 1892 S. 119) dagegen steckt Alexander seine Krieger in grosse Glasflaschen, so dass sie die Basilisken sehen, ehe diese sie wahrnehmen; und so berichtet auch Jacobus Aconensis (Vitry) bei Thomas Cantimpratensis: 'Serpentem si homo primo viderit, serpens extinguitur'; desgleichen der mittelgriechische Physiologus und Hugo von Trimberg (Renner v. 14359 ed Ehrismann). Ein Maun mit einer Glasglocke (?) ist schon auf einem Säulenkapitell des 12. Jahrh. aus Vézelai gegenüber einem Basilisken dargestellt (Cahier, Mélanges d'arch. 1, 153 pl. 25 bis. 1849.) — Vom Mordblick des Basilisken redet noch Schiller (Maria Stuart III, 4 v. 2442); vgl. über den tötenden Schlangenblick Mélusine 4, 571. 5, 16; Seligmann 1, 141.

derts meist ignoriert. Der fälschlich dem Hugo von St. Victor zugeschriebene Bestiarius (3, 41 = Migne 177, 100), Alexander Neckam (De naturis rerum lib. 2, c. 120 p. 198 ed. Wright 1863), Bartholomaeus Anglicus (De proprietatibus rerum lib. 18, 15. Argentine 1505) und Thomas Cantimpratensis (De naturis rerum l. 8, 4. Berliner Ms. Hamilton 114, Bl. 118a), den Jacob van Maerlant, Der naturen bloeme 3, v. 1982 übersetzt, beschränken sich darauf, Plinius und daneben Solinus, Isidor, Avicenna und Jacobus de Vitriaco auszuziehen; auch das 9. Buch des 'Roman d'Alexandre' (Berger de Xivrey, Traditions tératologiques 1836 p. 540) bringt nichts Neues. Nur Vincentius Bellovacensis (Speculum naturale lib. 20, 24. Venetiis 1494) reiht seinen Kapiteln 22 und 23 (vgl. 41) noch weitere Traditionen über den Basilisken an:

Basiliscus interdum ex gallo nascitur, quod gallus in etate decrepita facit ovum ex se, unde basiliscus procreatur. Sed in generatione hac oportet, ut multa concurrant; in fimo namque calido et multo ponit ovum, ibique fovetur vice patris et post multum temporis exit pullus et invalescit, sicut solent anatum pulli; habet autem caudam ut coluber, residuum vero corporis ut gallus. Dicunt autem hi, qui creationem eius se vidisse testantur, quod nulla est ovi testa, sed validissima pellis, infantum ut resistere possit ictibus validissimis. Opinio quoque quorundam est, quod ovum illud galli coluber aut bufo foveat, sed hoc incertum est. Hoc tamen in antiquorum (!) scriptis habemus, quod basilisci quoddam genus ex ovo galli decrepiti generatur.

Alle Züge, die der sammeleifrige Dominikaner hier zusammenträgt, begegnen uns wieder in den späteren Basiliskensagen: das Hahnenei mit der elastischen Haut, die Ausbrütung im Mist oder durch eine Kröte, endlich die Hahnengestalt mit Schlangenschwanz. Es half nichts, dass Albertus Magnus, der Zeit- und Ordensgenosse des Vincentius, in seinem Buche 'De animalibus' lib. 25 'de basilisco' und lib. 23 'de gallo' diesem Aberglauben kritisch zu Leibe ging[1]), ohne sich vor der Autorität des Hermes Trismegistus zu beugen[2]). 1474 wurde in Basel ein Hahn, der ein Ei gelegt, vom Henker enthauptet und nebst dem Ei verbrannt (Basler Chroniken 2, 102. 1880); ebenso wurden im niederländischen Zierikzee zwei Hähne erwürgt und die von ihnen gelegten Eier zermalmt (J. Horst, Von den wunderbarlichen Geheimnissen der Natur 1588 B. 7, 3 = Mitt. f.

1) Alberti Magni Opera 1651 6, 667a: 'Dicunt etiam quidam, quod [basilisci] generantur de ovo galli, sed hoc verissime falsum est et impossibile', 6, 639b: 'Quod autem dicunt decrepitum gallum ovum ex se generare et hoc in fimo ponere et hoc testa carere, sed adeo durae pellis esse, quod ictibus fortissimis resistat, et quod hoc ovum fimi calore foecundetur in basiliscum, qui est serpens in omnibus sicut gallus, sed caudam longam serpentis habet, ego non puto esse verum. Tamen Hermetis dictum est et a multis acceptum propter dicentis auctoritatem'. — Vgl. Alberti Magni Thierbuch durch W. Ryff verteutscht 1545 Bl. Y6b und O6a.

2) Welche Schrift Albertus meint, ist ungewiss. In Hermetis Trismegisti Poemander ed. Parthey 1851 vgl. Pauly-Wissowa 8, 792 ist von Basilisken nichts zu finden. — Einen seltsamen Ursprung aus dem Blute menstruierender Frauen schreibt dem Basilisken Paracelsus (Opera 1658 2, 86a. 473a) zu.

sächs. Volkskunde 3, 182); Christoph Entzelt (De re metallica 1551 p. 244) sah einen angeblich aus einem Hühnerei geschlüpften Basilisken, den ein Hirt bei Luckenwalde erschlagen hatte; in Zwickau wurde ein solcher Basilisk in einem Keller eingemauert, nachdem er dort mehrere Menschen getötet hatte (G. Agricola, De animantibus subterraneis 1549 = 1614 p. 68; Meiche, Sagenbuch von Sachsen nr. 519); in Warschau entdeckte man 1587 ebenfalls in einem Keller einen Basilisken in Gestalt eines Hahnes mit sechs Beinen und grossem Schwanz (J. Pincierus, Aenigmata 1605 p. 306).[1]) In der Form eines zweibeinigen Hahnes mit Drachenflügeln und Schwanz hat Dürer den Basilisken abgebildet[2]); ebenso erscheint dieser auf einem Nürnberger Fastnachtsumzuge von 1505 (Schönbartbuch ed. Drescher 1908 S. 14), auf Holzschnitten in Alberti Magni Thierbuch 1545 Bl. Y 5b, Erasmus Alberus Schrift Vom Basilisken zu Magdeburg 1552, Titel (Schnorr, E. Alberus 1893 S. 137) und Lonicerus Kreuterbuch 1557 Bl. XXIXa, auf einem Relief an einem Trierer Turm (Grässe, Preuss. Sagenbuch 2, 103) und noch in der Beschreibung bei E. Müller, Wendentum 1894 S. 157, während er bei Seb. Münster, Cosmographey 1564 S. 1444, Aldrovandi Serpentum historia 1640 p. 363, Sébillot, Folklore de France 3, 169, Schulenburg, Volkssagen S. 100 einer Eidechse[3]) gleicht; in Memmingen wird das Relief eines Greifen auf ihn gedeutet (Reiser, Allgäu 1, 269). Als Raritäten zeigte man Basiliskeneier und getrocknete Basilisken, z. T. Fälschungen aus Rochenhäuten (Gesner, Historia animalium 5, 33a. 1587. Aldrovandi, Serpentum historia p. 364. 368. Zedlers Universallexikon 3, 599. Lambecius, Comm. de bibliotheca Vindobonensi 6, 309. 7, 200. Grässe, Preuss. Sagenbuch 1, 300).

Die Sage von dem Ei, das ein siebenjähriger Hahn legt und aus dem ein giftiger Frosch einen Basilisken ausbrütet, erzählt Rud. Zach. Becker 1788 im 'Noth- und Hülfs-Büchlein oder lehrreiche Freuden- und Trauergeschichte der Einwohner zu Mildheim' S. 343. Sie kehrt in verschiedenen neueren Sagensammlungen mannigfach variiert wieder. So heisst es in der sächsischen Lausitz (Meiche nr. 522 = Kühnau 2, 382 nr. 992), dass der Basilisk aus einem Ei entsteht, welches ein zwanzigjähriger Hahn in den Dünger legt. Ähnlich in Tirol und Thüringen, dass aus dem von einem vierjährigen Hahne gelegten Ei ein Drache herauskriecht, der hundert Jahre alt wird und fortwährend wächst (Alpenburg, Mythen S. 376. Zingerle, Sagen[2] nr. 306; Seligmann, Böser Blick 1, 143), ähnlich in der Schweiz (Kohlrusch, Sagenbuch S. 346; Lütolf S. 353 nr. 307, S. 577;

1) Anderes bei Grässe, Bibliotheca magica 1843 S. 7 (G. C. Kirchmaier, J. Madewisius, L. Strauss, E. Gockel) und Beitr. zur Lit. und Sage des Mittelalters 1850 S. 50 bis 60. A. de Cock, Volkskunde 23, 79—82. Seifart, Sagen aus Hildesheim 2, 62 (1860).

2) Und zwar nach Horapollo 1, 1 als Sinnbild der Zeit. Vgl. Giehlow, Jahrbuch der kunsthist. Sammlungen des österr. Kaiserhauses 32, 1 und 174 (1915).

3) Mit der Kroneidechse der modernen Zoologie (Basiliscus Laur. Brehm, Tierleben, Lurche[4] 2, 76) hat unser Fabeltier nichts zu tun.

Schweiz. Archiv f. Volkskunde 16, 68). Nach sieben oder neun Jahren legt nach einer anderen Sage aus der Schweiz der Hahn ein Ei; bedeckt man es mit Pferdedünger, so kriecht ein Drache hervor, der alles mit seinem Blicke tötet (Zs. f. deutsche Mythologie 1, 140). Nach einer kärntnischen Sage (Graber S. 68 nr. 74) schlüpft aus einem von einem siebenjährigen Haushahn in einen Düngerhaufen gelegten Ei nach drei Jahren ein Lindwurm, der rasch zu einem Riesentier heranwächst und viele Menschen und Rinder verschlingt. Nach einer anderen Sage (ebda. S. 71 nr. 79) tut eine Sennerin das vom Hahne gelegte kleine Ei in den Butterkübel, und als es mit schrecklicher Schnelligkeit zu wachsen beginnt, wirft sie den Kübel samt dem Ei in den Bach; dort erwächst aus dem Ei ein mächtiger Lindwurm. In Tirol wird die Sage noch etwas abgeändert erzählt: wenn der Hahn sein Ei auf einen feuchten oder nassen Ort legt, kriecht ein Drache aus; wenn auf einen trockenen Ort, kriecht ein Basilisk heraus; der sieht einem Hahn gleich, nur hat er einen Drachenschwanz. Nach einem in der Oberpfalz aufgezeichneten Glauben (Schönwerth 1, 348) legt ein siebenjähriger Hahn ein Ei, und aus diesem entsteht ein Ungeheuer, welches Vieh und Menschen umbringt; nach anderen ist es ein zehn Jahr alter roter Hahn, der sein Ei im Miste ausbrüten lässt; daraus entsteht ein Vogel, der die Leute vergiftet. Nach einem sonst in Norddeutschland verbreiteten Glauben entsteht der Basilisk aus einem von einem sieben, zwölf oder zwanzig Jahre alten Hahn gelegten Ei (Müllenhoff S. 237 nr. 325; Strackerjan 2, 97 = 2. Aufl. 2, 156; Jahn, Volkssagen nr. 154; Bl. f. pomm. Vk. 10, 168 nr. 98. 99; Wuttke[3] S. 52; Leoprechting, Lechrain S. 78; Lindwurm. Zs. f. d. Myth. 2, 421). Hiermit hängt eine andere in der Schweiz (in Graubünden) im Jahre 1730 erzählte Sage (Jecklin 3, 84 = 1916 S. 451) zusammen: ein grosser schwarzer Hahn sass lange auf einem Ei und wehrte sich wütend, wenn die Leute ihn vertreiben wollten, bis das Ei sprang und einen fürchterlichen Gestank verbreitete; wie man dann das Ei zerschlug, fand man darin ein schwarzes Würmchen und hieb es in Stücke. Der Bauer drehte dem Hahn den Hals um, denn aus dem von einem schwarzen, siebenjährigen Hahn gelegten Ei kriecht der Basilisk hervor.

Gleiches wird in Dänemark vom Basilisken überliefert (Thiele, Danmarks folkesagn 2, 300. Kristensen, Jyske folkeminder 3, 81. 4, 61. Feilberg, oben 11, 317. Revue des trad. pop. 7, 592 nr. 26). In der oben angeführten schwedischen Erzählung von Uppland wird dem Manne noch die Bedingung auferlegt, Donnerstag abends auf den Friedhof zu gehn. In Island führt das Untier den Namen Skoffín (Arnason 1, 613), in England heisst es Cockatrice (Hazlitt, Faiths and folklore 1, 133. 1905), entsprechend dem französischen Cocadrille oder Codrille (Mélusine 5, 21), bei den spanischen Zigeunern Bengoji, bei den Arabern Sif (Niebuhr, Beschr. von Arabien 1772 S. XXXIX), bei den Chinesen Kiáo (Schott,

Archiv f. wissensch. Kunde von Russland 1, 636. 1841). Entzelt, De re metallica 1551 p. 244 nennt den aus dem Ei eines männlichen Haselhuhns entstandenen Waldbasilisken Haselwurm (vgl. oben 11, 12 und Rollenhagens Froschmeuseler 1, 2, cap. 19).

Auch im französischen Teil der Schweizer Alpen und in Frankreich selbst ist dieser Glaube verbreitet und schon seit dem Ende des 16. Jh. belegt (Rolland, Faune pop. 3, 41. 6, 89. Revue des trad. pop. 23, 305. Sébillot, Folklore de France 3, 231): ein 7, 9 oder 14 Jahre alter Hahn legt in den wärmsten Sommermonaten ein Ei, und aus dem geht der Basilisk hervor. Dagegen braucht das französische Volk verschiedene Mittel (Sébillot 3, 268). Gleiches glaubt das italienische Volk von einem siebenjährigen Hahne; daher schlachtet man die Hähne, bevor sie alt werden (Pitrè, Usi del popolo siciliano 3, 376. 4, 471. Archivio 4, 74). In dem Märchen bei P. Heyse 1914 S. 124 kriecht aus dem schwarzen Ei, das die Königin 22 Tage im Busen getragen, ein Hähnchen aus, das schliesslich zum Menschen wird. Ebenso kriecht nach spanischer Volksmeinung der Basilisk nach sieben Jahren aus dem Ei eines alten Hahnes hervor (F. Wolf, SB. der Wiener Akad. 31, 192 Anm. Bibl. de las trad. pop. esp. 1, 220. 3, 14f.). Ähnlich in Portugal (Ebd. 3, 16. Leite de Vasconcellos, Trad. p. 148). — Ferner begegnen wir der Sage vom Ursprunge des Basilisken bei den Wenden des Spreewalds (Schulenburg, Volkssagen 1880 S. 100) und bei den Čechen Böhmens wie auch Mährens. Aus dem von einem schwarzen Hahn in den Dünger gelegten Ei entsteht ein Huhn, bazilíček genannt; es wird von Sumlork (1, 350) ausführlich, kaum ganz treu nach der Volksüberlieferung geschildert[1]).

Aber sonst (und damit kehren wir von dem Basiliskenglauben, dem vermutlichen Keime der in der Überschrift bezeichneten abergläubischen Vorstellung, zu ihrer Verbreitung zurück) wird in den böhmischen Ländern nur erzählt, dass auf diese Weise aus dem Ei einer schwarzen Henne der Hausgeist ausgebrütet wird.[2]) Solche Sagen wurden schon von Krolmus (1, 348—352) und aus Südböhmen von Vernaleken (Mythen S. 262) mitgeteilt. Wer einen solchen Hausgeist haben will, muss ein solches Ei neun Tage oder drei, auch neun Wochen, sogar bis sieben Monate unter der linken Achselhöhle tragen. Das ausgebrütete Huhn, 'šotek' genannt, hält neun Jahre ohne Essen und Trinken aus. Nach einer neueren Aufzeichnung aus Südböhmen (Charvát S. 147) darf so ein Mensch sich während der Zeit nicht waschen, noch kämmen, noch Nägel abschneiden, ebenso wie in dem bekannten Grimmschen Märchen vom

1) Bei den Ungarn, in deren Sprachdenkmälern und Märchen (Róna-Sklarek 2, 297) der Basiliskus oder Basilikus als eine Schlange seit dem 16. Jahrh. erscheint, ist von seiner Entstehung, wie Prof. Dr. R. Gragger mitteilt, nichts bekannt.

2) Ein belgisches Sprichwort lautet: 'Coq qui pond, amène le diable dans la maison' (Volkskunde 23, 153).

Bärenhäuter und in anderen Sagen (Bolte-Polívka, Anmerkungen 2, 434). Neuere Aufzeichnungen gibts auch aus dem westlichen, mittleren und östlichen Böhmen, (Č. Lid 6, 134. 23, 352. Adámek, Lid na Hlinecku S. 345), wo der Hausgeist 'radášek' heisst, und aus der Umgebung von Poděbrad (Čečetka S. 110), wo noch bemerkt ist, dass ein solches Ei in der Philipp-Jacobi-Nacht gelegt sein muss.

In Ostmähren muss sich der Mann derselben Bedingung unterziehen, wie in der südböhmischen Sage (Kulda 2, 254; Čas. Mat. mor. 1870. 123), ähnlich noch anderwärts in Mähren (Bartoš, Deset rozprav lidopisných S. 49) in der ersteren wird der Geist 'špiritus', in der zweiten 'Kubíček' (etwa Jakobchen) genannt. Im südöstlichen Mähren (Aug. Šebestová, Lidské dokumenty S. 252) finden wir eine Bemerkung, die uns an deutsche Volksüberlieferungen erinnert: Das ausgebrütete Huhn verwandelt sich in einen feurigen Drachen oder Vogel, der alles Gewünschte herbeiholt und sich dann wieder in ein Huhn verwandelt. Eine ähnliche Sage aus der Haná wurde von mir in der unlängst erschienenen Sammlung von Erzählungen aus dem Troppauer Lande und aus der Haná S. 118 nr. 46d veröffentlicht. Der Geist heisst wie im südöstlichen Mähren und im westlichen Böhmen 'rarach'. In dieser Sage sollte er seiner Herrin von einem Schatze sagen, und als sie diesen gehoben, musste sie sich dem Teufel mit ihrem Blute verschreiben und bekam weiter von ihm Pulverchen, so dass sie viel Milch und Butter hatte. In einer andern Erzählung (Záhorská Kronika 3, 47) ziehen die Leute den brütenden Mann vom Ofen herunter und zerschlagen das Ei. Auch bei den Slowaken Nordungarns (Č. Lid 6, 380) bekommt man, wenn man das erste Ei einer schwarzen Henne zwei Wochen in der Achselhöhle trägt, einen 'škriatok' oder 'zmok', der wie ein nasses Hühnchen aussieht und, wenn er ins Haus fliegt, einen feurigen Streifen hinter sich herzieht; man kann ihn loswerden, wenn man ihn in ein rotes Tüchlein gebunden in einen Graben am Wege legt.

Ähnliche Sagen sind weiter bei den Polen aufgezeichnet, sind aber nicht so ausführlich wie die deutschen und böhmischen. Nach einem im Posenschen aufgezeichneten Glauben wird der 'skrzat' aus einem eigens gestalteten Ei ausgebrütet, welches die Hexe längere Zeit unter der Achsel trägt (Knoop, Sagen aus der Prov. Posen S. 111), ähnlich in Polen (Kolberg, Lud 15, 26). In Galizien meint man, man könne den Teufel aus dem Ei einer schwarzen 'singenden Henne' ausbrüten, das man neun Tage und Nächte, ohne zu sprechen, in der Achselhöhle trage (Lud 12, 220. 1906). Bei den Posener Polen (Knoop, Sagen S. 115 nr. 37) glaubt man noch an den Ursprung des Basilisken aus dem von einem schwarzen Hahn in Pferdemist gelegten Ei, und zwar wird er von einer Kröte ausgebrütet. Auf dieselbe Weise soll man in Galizien den 'inkluz', das immer wieder zurückkehrende Geldstück erwerben können (Lud 2, 252.

Mater. antropol. 10, 48; anders Živ. Starina 7, 106). Auch weiter nach Osten ist dieser Glauben verbreitet. So bei den Weissrussen im Gouv. Grodno (Wisła 13, 399): ein fünf, sieben bis neun Jahre alter Hahn legt ein Ei, welches manchmal so gross wie ein Huhn ist, manchmal kleiner als ein Taubenei. Wenn es ein Mann unter der linken Achsel trägt — die Zeit ist nicht bestimmt — so wird ein Kater geboren, und das ist der Teufel selbst. Der trägt seinem Herrn alles zusammen, was er sich nur wünscht, er spricht mit ihm in menschlicher Sprache. Es wird von einem Mädchen erzählt, das sich auf diese Weise diesen Geist verschaffte, den Kater mit Milch nährte und von ihm alles bekam, was es nur wollte.

Mit verschiedenen Abweichungen ist dieser Glaube bei der kleinrussischen Bevölkerung Ost-Galiziens verbreitet. So wird der 'didko' aus dem unter der Schwelle vergrabenen, nicht ausgetragenem Ei nach neun Jahren ausgebrütet (Vernaleken, Mythen S. 239. Máchal, Nákres S. 97). Anderwärts wird ein solches Ei, vordem mit mancherlei Zauber zubereitet, unter der Achsel getragen, bis der 'Antypko-chovaneć' herauskriecht (Etnograf. Zbirnyk 5, 210 nr. 1; 15, 96 nr. 171—174; 105 nr. 184; 23, 156 nr. 401. 402). Sonst wird auch eine vom Markt gekaufte Taube unter dem Arm getragen (ebda. 15, 104 nr. 183). Bei den Huzulen (Šuchevyč 5, 197 nr. 4) muss der Mann, der das Ei neun Tage unter der linken Achselhöhle trägt, dieselben Bedingungen erfüllen wie in der südböhmischen Fassung; dann kriecht daraus ein Teufelchen 'Sčezby' hervor. Solch ein Ei hat entweder zwei Dotter oder keinen, die Henne kräht wie ein Hahn usw. Man trägt es neun Tage und neun Nächte unter der Achsel, geht am Ostertage in die Kirche und sagt bei den Worten des Priesters Christus ist erstanden' dreimal heimlich: 'Auch der meine ist erstanden' (Živ. Starina 7, 105; vgl. Kaindl, Die Huzulen 1894 S. 83). Nach anderen kriecht der 'antypko' aus einem Ei heraus, auf dem die Henne sieben Tage sitzt, oder der Teufel springt aus dem letzten Ei hervor, wenn es über das Dach geworfen wird (Etnograf. Zbirnyk 33, 157 nr. 403; vgl. Kolberg, Pokucie 3, 86 Anm. 2). Weiter herrscht in Ostgalizien noch der Glaube, dass aus jedem Ei, welches auf Mariä Verkündigung gelegt worden, der Teufel 'osynavec' herauskriecht, wenn es neun Tage und Nächte unter der linken Achselhöhle getragen wird; deswegen wird ein solches Ei in den Fluss geworfen (Mater. ukrain. etnolog. 15, 33). Weiter nach Osten scheint dieser Glaube nicht besonders verbreitet zu sein. Aus dem Gouv. Podolien verzeichnet Čubinskij (1, 192) folgende Meinung: wenn die Henne vom Wind unterblasen ist, legt sie einen 'znosok' d. i. ihr letztes Ei, und wer den 'domovyk' haben will, trägt es neun Tage unter der linken Achselhöhle. Ähnliches teilt noch Dragomanov mit (Malorus. nar. predanija S. 57 nr. 28). — Die Grossrussen glauben nach K. Awdejewa (Archiv f. wissenschaftl. Kunde von Russland 1, 635. 1841. Dalj, Tolkovyj slovar 1, 410), dass ein Mann, der ein Hahnenei sechs Wochen im Busen trägt oder eben-

solange in den Dünger legt, eine feurige Schlange daraus erhält, die ihm Reichtum ins Haus trägt.

Sonst habe ich im nordöstlichen Europa diesen Glauben nur noch bei den Letten Livlands gefunden (Zbiór 15, 251): Dieser Geist wird hier 'pyûcz' genannt (wohl nach dem Puk), und entsteht auf die gewöhnliche Weise aus einem von einem 12 Jahre alten oder noch älteren Hahn gelegten Ei, es kann aber auch unter das Kuhenter angebunden oder einer Henne untergelegt werden. Dieser pyûcz ist einem Hahn etwas ähnlich, lang wie eine Haspel, dick wie der Daumen, rot wie das Feuer, er hat ein Schlangenköpfchen, weiter hinten hat er etwas wie eine Blase oder Sack, in welchem er eine grosse Menge Getreide bringen kann; abends vor Sonnenuntergang fliegt er aus und bringt Getreide und Geld. Wer sich dem Teufel verschrieb, konnte ihn auch in Riga kaufen.

Weit mehr ist der Glaube an einen solchen Hausgeist bei den südwestlichen slawischen Völkerstämmen verbreitet. Die Slowenen der südlichen Steiermark glauben, dass einen *'škratec'* bekommt, wer ein von einer schwarzen Henne gelegtes Ei neun Tage unter der Achsel trägt, fortwährend an den Teufel denkt und Gott verflucht. Er muss ihm ein Glied seines Körpers verschreiben. Wenn er Geld trägt, ist in der Luft ein brennender Besen zu sehen, zu Hause sieht er wie ein grosser zottiger Hund aus (Pajek S. 228). Im westlichen Kroatien erzählt man: wer ein von einem dreizehn oder neun Jahre alten Hahn gelegtes Ei dreizehn (oder neun) Jahre unter der Achsel trägt, bekommt den Drachen *'pozoj'*. Der ist beflügelt, und wenn er fliegt, entsteht ein Sturm, dass Bäume gebrochen werden.

Auf der Insel Veglia (Zbornik jslav. 1, 228) wird der Hausgeist 'malić' oder 'malik' genannt. Der Mann trägt neun Monate ein von einem siebenjährigen Hahn gelegtes Ei; der Hausgeist hat ein rotes Käppchen und bringt aus dem Meere viel Reichtum, aber er muss gut gefüttert werden. Ähnlich wird von der Insel Pago gemeldet (ebda. 17, 191), hier heisst er *'maljak'* oder auch *'mačić'*, da er sich in einen Kater verwandeln kann; er kriecht aus einem von einem neunjährigen Hahn gelegten und vierzig Tage unter der Achsel getragenen Ei. In Dalmatien heisst er *'macić'* oder *'macikli'* (ebd. 10, 265): der Mann trägt unter der linken Achsel ein von einer ganz schwarzen Henne gelegtes Ei, spricht nicht, betet nicht durch die ganze Zeit; oder er trägt ein von einem neunjährigen Hahn gelegtes Ei an der Brust, bis ein Geschöpf wie ein Kätzchen oder schwarzes Hündchen ausgebrütet wird. Der Mann darf weder Glockengeläute noch Gesang hören. Auf der Insel Lesina (Hvar) jedoch ist der 'macić' die Seele eines ungetauften Kindes, auf Brazzo ein meist böser Geist, der auf dem Festlande weilt; ein anderer Geist vom Meere bringt Geld (Glasnik muz. bos.-hercg. 9, 486). Anderwärts heisst er noch *'cikavac'* und wird von Hexen erworben, welche ein Ei in ihr Kleid unter der Achsel

einnähen und es so 40 Tage und Nächte tragen, ohne sich während der Zeit zu waschen, zu kämmen, die Nägel zu beschneiden, sich zu bekreuzen, bis ein Teufel wie ein 'mješčić' (Beutelchen) ausgebrütet wird (Srbsko-dalmat. mag. 1867, 26, 55). Ganz gleich wird dasselbe Wesen, welches als ein geflügeltes Tierchen vorgestellt wird, in Bosnien genannt; der Mann muss sich derselben Bedingung unterwerfen und ausserdem von einer Zauberin dazu vorbereitet sein (Glasnik muz. bos. hereeg. 12, 348). Nach einer anderen Überlieferung wird der Teufel ('vrag') aus einem Ei eines neunjährigen Hahnes unter der gleichen Bedingung ausgebrütet (ebda. 20, 452). Bei den Mohammedanern in Bosnien und Herzegovina heisst es, wenn man ein von einem zwanzigjährigen Hahne gelegtes Ei vierzig Tage unter der linken Achsel trage, könne man den Teufel 'huddam' ausbeuten, der jeden Wunsch erfülle (ebda. 10, 511). Aus der Herzegovina wurde dieser Glaube ausführlich von Grđić-Bjelokosić beschrieben (2, 53 f. Glasnik mus. bos. herc. 8, 533): Wenn ein ganze schwarze Henne alle ihre Eier gelegt hat, legt sie noch ein kleines Ei, 'iznosak' (d. i. das letzte Ei, welches die Henne trägt), das trägt eine Frau oder ein Mädchen 40 Tage, bis der '*cikavac*' ausgebrütet ist, und sie ist während der Zeit der gewöhnlichen Bedingung unterworfen. Der ausgebrütete cikavac sieht wie ein Beutelchen aus und wird von der Frau in die Nachbarschaft geschickt, dort isst er sich satt an Käse, Topfen, Butter oder saugt an fremden Ziegen, Kühen u. a. Zurückgekehrt speit er alles aus, wie wenn ein Beutel geöffnet wird. In Montenegro heisst dieses Wesen *mačić* und wird auf die gleiche Weise erworben, aber zur Zeit des strengen Fastens (Rovinskij, Černogorija 2, 2, 515): hier wird stellenweise vorgeschrieben, dass der Mann die ganze Zeit fastet und nichts Schlechtes tut. Vgl. Wissensch. Mitt. aus Bosnien und der Herzegowina 1, 440.

Aus anderen östlicheren südslawischen Ländern oder sonst aus den Balkanländern habe ich keine Belege, obgleich wahrscheinlich auch da dieser Glaube verbreitet ist, um so mehr, da ihn auch die Rumänen kennen. So wird in Siebenbürgen (Am Urquell 6, 144) wieder ein von einer schwarzen Henne gelegtes Ei unter der Achsel getragen, und am neunten Tage kriecht das Teufelchen in der Gestalt eines räudigen Hahnes heraus, welches dann die Gestalt verschiedener Tiere annehmen kann, alle Wünsche seines Herrn erfüllt, sogar Häuser anzündet, mordet u. a. Ähnlich in der Bukowina (Globus 92, 287. Am Urquell 1, 107); hier ist so ein Ei sehr hart und mit schwarzen Flecken gekennzeichnet. Ebenso auch in Rumänien (Am Urquell 4, 125).

Noch auf andere Weise wird dieser Hauskobold erworben. Nach einer sächsischen Sage (Meiche S. 312 nr. 411) brachte ein Bauer ein ganz vom Regen durchnässtes Huhn nach Hause und fand von der Zeit an täglich einen grossen Haufen Weizen; als er hörte, dass dies der Böse (der Drache) sei, begoss er es mit geweihtem Wasser, warf den

Weizen auseinander und wurde es so los. Ähnlich wird noch anderwärts in Sachsen (ebda. S. 310 nr. 405), Schlesien (Firmenich 2, 309; J. W. Wolf, Beiträge 2, 342), Nordböhmen (Taubmann S. 78 nr. 42; Kühnau 2, 40 nr. 695) und in Niederösterreich (Vernaleken, Mythen S. 260 nr. 61) erzählt. Bei den Lausitzer Wenden (Černý, Myth. bytošce 22 f. Schulenburg, Volkssagen S. 105 f. Veckenstedt S. 387. E. Müller, Wendentum S. 164) wird ein vor dem Haus sitzendes Huhn aufgehoben oder auch ein Kapaun, dieser legt ein buntes Ei, und daraus erkennt man, dass es ein 'Kubolt', 'Kubušćik' ist; ausserdem wird so ein Kobold auch aus einem gefangenen Schmetterling oder Dreckkäfer, der in eine Schachtel gesteckt wurde (vgl. Schulenburg S. 106). Gleichfalls in Thüringen (Witzschel 2, 270 nr. 55) und Schlesien (Kühnau 2, 26 nr. 680, 682, 683): dieses Huhn flog in der Nacht wie ein feuriger Drache und warf fortwährend Weizen aus. Nach einem in Brandenburg verbreiteten Glauben verwandelt sich ein schwarzes Huhn in der Neujahrsnacht am Kreuzweg in einen Drachen (oben 2, 78. Veckenstedt S. 393). Vergleiche eine andere brandenburgische Sage (W. Schwartz, Sagen der Mark Brandenb.[6] S. 100 nr. 60), nach der ein Schuhmacher den von einem anderen am Kreuzweg weggelegten Kobold in der Gestalt eines Vogels fand: er war gross wie eine Elster und mit roten und schwarzen Federn und rief immer: „Ich bin herrenlos!" So wurde der Schuhmacher reich. Nach einem in Österr.-Schlesien verbreiteten Glauben (oben 2, 33 nr. 688. Grimm, Myth. 3, 454 nr. 583) legen die Hennen zu Ende ihrer Zeit ein bis zwei um die Hälfte wie gewöhnlich kleinere Eier, aus denen werden Drachenhühner ausgebrütet; sie machen grossen Schaden in den Scheunen und fliegen schliesslich wie Drachen weg; um sie unschädlich zu machen, muss man solche Eier über das Dach werfen. Ebenso aus Thüringen bei Witzschel, Kl. Beiträge 2, 281 nr. 59 und 65 und in Veckenstedts Zs. f. Volkskunde 4, 390.

Diesen Glauben finden wir noch bei den oberschlesischen Polen (Kühnau 2, 31 nr. 685), in Posen (Kolberg. Lud 15, 25—27; Knoop, Sagen der Prov. Posen S. 111): ein Bauer brachte ein durchnässtes und vor Kälte zitterndes Huhn nach Haus, setzte es hinter den Ofen, und alsbald begann das Huhn ihm Getreide zu bringen. So auch bei den Masuren (Töppen S. 17), in Böhmen (Erben, Č. poh. S. 23, Čečetka S. 110. Č. Lid 16, 251), bei den Slovaken Nordungarns (Dobšinský, Obyčaje 117) und bei den Litauern im Gouv. Suwalk (Živ. Star. 4, 488).

Stellenweise werden noch ähnliche Sagen erzählt von solchen Kobolden, die als Hühner, Hennen erscheinen, ohne dass ihr Ursprung, ihre Entstehung angegeben wird; als roter Hahn (Kuhn-Schwartz, Norddeutsche Sagen nr. 48, Kuhn, Westf. Sagen 1, 370 nr. 416, Friedr. Ranke S. 152, Meiche S. 298 nr. 388), oder als roter und schwarzer Vogel (Kuhn, Märk. Sagen S. 192 nr. 180, 181). Es fliessen da vielfach Sagen vom feurigen

Drachen, der Getreide, Geld u. a. seinem Herrn zuträgt (oben 2, 78. 21, 286. Grimm, Myth.[4] 2, 851 f., Ranke S. 158, Meiche nr. 387. 388, Schulenburg S. 101), zusammen.

Noch anders berichten verschiedene Sagen von der Entstehung und der Erwerbung eines solchen Hausgeistes. Nach wendischem Glauben (Veckenstedt S 341) muss man am ersten April einen schwarzen Hahn in den Stall einschliessen, dann findet man am nächsten Morgen dort einen Drachen. In der Mitte des 19. Jh. zeichnete J. V. Houška in Böhmen folgendes auf (Čas. Čes. Musea 1855, 327): unter besonderem geheimnisvollem Zeremoniell und Zaubersprüchen wird eine schwarze Henne, die noch kein Ei gelegt, in zwei Hälften zerhauen, darauf erscheint ein Geist in einem blutigen mit Gold durchwobenen Gewand mit zwei Hörnern am Kopfe und Pferdehufen und bringt eine schwarze Henne, die täglich ein goldenes Ei legt. In Grusien am Kaukasus wickelt man das von einem Hahn gelegte Ei in Watte und vergräbt es bei der Tür in die Erde, dann verwandelt es sich in Gold (Sbornik Kavkaz. 19, 2, 91). Die Imeritiner glauben, in dem von einem Hahn gelegten Ei finde man, wenn man es zerschlage, entweder einen Adler, eine Schlange oder ein Lamm: das erste und zweite bedeute Unglück, das dritte Wohlergehen (ebd. 19, 2, 100).

In dem westlichen Brandenburg bekommt den Kobold derjenige, welcher zu Johannis mittags zwischen 12—1 in den Wald zu einem Ameisenhaufen geht, dort einen Vogel findet und den nach Zaubersprüchen in ein Knäbchen verwandelten in dem vorbereiteten Sack fängt (Kuhn, Norddeutsche Sagen S. 393 nr. 92; vgl. Lemke 1,68 'Der Alf'). In einer Sage aus dem westlichen Mähren (Dufek, Horácko S. 312) findet ein Müller in der Tasche des vom Jahrmarkt gekauften Lederhosen ein Schächtelchen und darin einen Vogel — den Kobold. Ähnlich in Böhmen (Č. Lid 23, 352). In einer mährischen Sage wird eine im Tuch gefangene und im Stall aufgehängte Fliege zum Kobold (rarášek), der Milch verschafft (Záhorska Kronika 3, 13). In einer Rügener Erzählung (Haas, Schnurren S. 78 nr. 71) verwandelt sich ein auf der Landstrasse gefundenes Bündel in einen Puk.

Stellenweise wurde so ein Kobold künstlich aus verschiedenen Sachen verfertigt, so in Schweden, auf Island, bei den Esthen (Grimm, Myth.[4] 2, 912; 3, 148), oder wie im Mittelalter in Deutschland aus Holz, besonders Buchsbaum, geschnitzt oder aus Wachs geknetet (ebda. 1, 414 f.).

Dieselben Dienste wie der Kobold leistete auch das Alraunmännchen, von welchem Sagen in älteren deutschen Druckwerken vorkommen (Grimm, DS. nr. 83; Meiche nr. 391 und 814). Es bringt seinem Herrn Glück, besonders Geld. Der Herr muss sich freilich dem Teufel verschreiben, aber es wird dem kein besonderes Gewicht mehr beigelegt, es ist offenbar alles Dämonische verblasst oder verloren (Strackerjan 1, 396 = 2. Aufl. 1, 487);

etwas mehr erhalten in Unter-Österreich (Vernaleken, Mythen S. 258 nr. 59). Auch in Böhmen wurde so eine Sage aufgezeichnet (Čas. Čes. Musea 1855 S. 181): das Männchen bringt seinem Herrn Geld und Nahrung, sagt ihm auch von dem ihm zugefügten Schaden u. a. m. (Vgl. Grimm, Myth.[4] 2. 1005 f.; Wuttke, Volksaberglauben[3] S. 102; Seligmann, Der böse Blick 2, 76.)

Die Sagen von der Entstehung des Koboldes aus dem Ei einer schwarzen Henne erinnern an verschiedenen Aberglauben, der mit den schwarzen Hennen und deren Eiern verbunden ist. So ein Ei hilft z. B. die Hexe erkennen, welche dem Vieh die Milch abzaubert u. ä. (Schönwerth 1, 346), oder in der Kirche die Hexen erkennen (Bartsch 2, 267, nr. 1391; Wuttke S. 256; oben 8, 340. 11, 423. 25, 222). Wuttke (S. 118) führt zahlreiche Belege für die Zauberkraft der schwarzen Henne, ihrer Eier und Excremente an. Sie sind in Böhmen aus dem 16. Jahrh. belegt in einem aus dem Polnischen übersetzten Schauspiel, daher wohl auch für Polen in einer etwas älteren Zeit (Zíbrt, Výroční obyčeje S. 99). In Schwaben kann dem Feuer durch ein auf Karfreitag gelegtes Ei der schwarzen Henne Einhalt geboten werden (Birlinger 2, 78; oben 8, 340), ebenso bei den Slowaken (Č. Lid 6, 380). In Gottschee helfen drei solche Eier gegen Hagelschlag (Hauffen S. 73), sonst auch gegen Blitz (oben 8, 340). In Ungarn schützt es vor Krankheit, wenn es am Gregorstag gelegt ist (oben 4, 323). Besondere Zauberkraft hat ein Ei, welches am Gründonnerstag oder Karfreitag gelegt wird (oben 8, 399; 23, 133). Aber hier kommen wir in ein anderes Gebiet, zu dem mit dem Ei überhaupt verbundenen Glauben, und so brechen wir ab.

Prag.

Die Garnweife oder Garnhaspel.[1]

Von Karl Brunner.

(Mit vier Abbildungen auf Tafel 1.)

Das Bild des von Dr. Georg Minden gestifteten 'Dankzeichens für Verdienste um die Volkskunde' (Abb. 1) stellt in Anlehnung an eine Bauernstube des schlesischen Riesengebirges, wie sie in der Kgl. Sammlung für deutsche Volkskunde zu Berlin aufgestellt ist, eine kleine Versammlung spinnender Mädchen und Frauen dar, denen eine Alte Volksüberlieferungen aus dem Gebiete der Sage oder des Märchens zum besten gibt. Zwischen ihnen steht ein Bauer, beschäftigt mit einem

1 Dieser Aufsatz und der folgende erscheint gleichzeitig in den Mitteilungen aus dem Verein der Kgl. Sammlung für deutsche Volkskunde, Berlin, Bd. 5, Heft 2.

Tafel 1. Zu Brunner: Garnweife oder Garnhaspel.

Abb. 1. Dankzeichen für Verdienste um die Volkskunde, gestiftet von Dr. Georg Minden, modelliert von Prof. Hugo Kaufmann. $^1/_{10}$ nat. Grösse.

Abb. 2. Schlesische Weifen in der Kgl. Sammlung für deutsche Volkskunde zu Berlin.

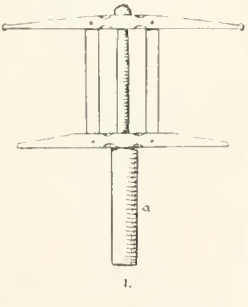


Abb. 3. Wefelk, Fischergerät aus Kleinhorst in Pommern. $^1/_{18}$ nat. Grösse.

Abb. 4. Weifspille aus Poischwitz, Kr. Jauer.

eigentümlichen Holzgerät, das zum Aufwickeln des fertig gesponnenen Fadens dient und in Schlesien Weife heisst. Der Künstler, Prof. Hugo Kaufmann in Westend bei Berlin, hat die einfache Holzstube mit den kleinen Fenstern, den niedrigen Deckenbalken, dem heimeligen Ofen und der Ofenbank darum, die bekannte Bunzlauer Kaffeekanne auf dem Tische, sowie das übrige Gerät recht naturgetreu nachgebildet, so dass uns das Bild erwärmt und den Geist nachdenklich in jene alte Zeit lenkt, da Sprache und Mundart, Lied und Sage, Recht und Brauch, Glaube und Sitte wesentlich durch die mündliche Volksüberlieferung sich vererbten. Ist es nicht der Ausklang ferner vorgeschichtlicher Zeiten, der Väter alte Art, deren letzte Spuren in der neuen, so anders gearteten und sturmdurchtobten Welt die Volkskunde sammelt und birgt für kommende Geschlechter, die das grosse Weh der Zeit überwunden haben werden und wieder der Erinnerung und Erforschung deutschen Altertums leben wollen!

Die gesprächige Alte hält in der Linken einen der hohen, reich mit Schnitzwerk und Malerei verzierten Spinnrocken, noch ein Überbleibsel aus jener Zeit, da man das Spinnrad noch nicht kannte und den Faden mit Hand und Spindel drehte. Aber nicht diese Geräte, die der Volkskunst in den verschiedenen Gebieten reiche Gelegenheit gaben, sich zu zeigen und mannigfaltig bezeichnende Liebesgaben der Burschen für ihre Mädchen hervorzubringen, sondern die Weife, die der neben den Frauen stehende Mann in Händen hält, soll hier ausführlicher besprochen werden, weil dieses Gerät bei uns nur noch wenig bekannt ist und bald völlig verschwunden sein dürfte, soweit es nicht in Museen gerettet wird.

Die Abb. 2 zeigt uns einige solche Geräte mit grösserer Deutlichkeit. Es sind geschnitzte oder auch gedrechselte Stäbe von etwa 57 cm Länge mit zwei End-Querbalken, welche letzteren nicht parallel, sondern senkrecht zueinander stehen und leicht gebogen sind. Man fasst das Gerät in der Mitte des Achsenstabes, und der aufzuwickelnde fertige Faden wird in Zickzacklinien um die Endsprossen herumgewunden. Der Faden kommt von der Spule und wird auf diese oder andere Weise zu Strähnen oder grösseren Gebinden vereinigt, die in Niedersachsen Löppe, Fitzen (ahd. fizza), Binden, Stücke, in Hessen Geblätze, Zaspel, Zahlen, in Obersachsen Weifen heissen. So können die Garne besser gewaschen, gebleicht oder gefärbt werden. Sie werden bei dieser Gelegenheit auch abgemessen in so und soviel Umwindungen, so dass sie für den Webstuhl und Vertrieb in dieser Form handlicher werden.

Herr Oskar Scholz in Herzogswaldau, Kreis Jauer in Schlesien schreibt mir über das Weifen, dass dabei bekanntlich von 1—20 gezählt wird: 20 Fäden von je 4 Ellen zu je 25½ Zoll bilden ein Gebind. 20 Gebind heissen eine Haspel, 3 Haspeln bilden eine Strähne und 4 Strähnen ein Stück Garn. Vermutlich ist hier Haspel mit dem sonst üblichen Zaspel vertauscht.

Über die Gerätbezeichnung Weife wäre noch zu bemerken, dass das Wort aus dem gemeingermanischen Zeitwort wîfan, weifen gefolgert ist und nach Grimms Deutschem Wörterbuch 14, 1, 630 seit Anfang des 15. Jahrh. im Ostfränkischen und Ostmitteldeutschen in den Formen weyphe, weyffe, weyfe, weiffe, weyf, wayff, waiff als Verdeutschung von mittellat. alabrum, gagia, girgillus, sagia, silabra und tradulus begegnet. Im Mittelhochdeutschen bedeutet das Zeitwort weifen soviel wie 'schwingenmachen' oder 'haspeln'. Im 18. Jahrh. erlebt das Wort seine Blütezeit; Goethe braucht es öfter. In md. Mundarten lebt es noch, als wafe in Oberhessen und Kurhessen, waifn im Eichsfeld, in Thüringen und im Mansfeldischen, weefe in Obersachsen und Schlesien, wêf im Preussischen. Von der gleichen germ. Wurzel 'wîp' sind noch abzuleiten Weife in der Bedeutung von 'Grenzmarke' in der oberdeutschen Gesetzessprache, erklärbar aus dem niederdeutschen wîp = gewundenes Stroh oder Strohwisch, engl. wipe, und das niedersächsische Weiffe = Peitsche, engl. whip. Das Zeitwort weifeln im Schwäbischen = 'taumeln, wanken' ist eine Verkleinerungsform von weifen und wird in Thüringen auch für 'im Kreise drehen' gebraucht, am Niederrhein für 'sich um jemand bemühen' oder 'schmeicheln'. Ob das von Schmeller im Bayerischen Wörterbuch ² 2, 863 angeführte Wifft = Faden oder Zwirn feinster Art gleicher Wurzel entstammt, bleibe dahingestellt.

Die mühsame Armbewegung beim Weifen des Garns führte dann wohl zur Erfindung des Gerätes, das wir gewöhnlich Haspel nennen, worüber auch bereits Herm. Sökeland in den Mitteilungen aus dem Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes 1, 30 ff. ausführlich gehandelt hat. Diese Entwickelung hat sich, wie wir weiter unten sehen werden, schon in früher Zeit, wenn auch nicht überall, vollzogen, so dass bei dem Fortleben der alten Weife neben dem entwickelten Haspel und bei demselben Gebrauchszwecke bereits im Mittelhochdeutschen die Namen Weife und Haspel miteinander verschmelzen. Ganz vereinzelt begegnet auch die Bezeichnung Schragen (Lexer, Mhd. Wtb. 2, 784; Grimm, Wtb. 9, 1624).

Wir erblicken also in der Weife unserer oben dargestellten Form ein Urgerät im eigentlichsten Sinne, studieren seine Verbreitung heute und verfolgen seine Nachweise in alter Zeit.

In Deutschland sehen wir es noch bis in die neuere Zeit in Schlesien im Gebrauch. Auch im benachbarten Bomster Kreise der Provinz Posen wurde es unter demselben Namen nach verlässlicher mündlicher Mitteilung bis um 1890 noch benutzt. In Thüringen scheint es auch noch bekannt zu sein, denn es findet sich auf einer Postkarte mit der Darstellung einer Finsterberger Spinnstube (Thüringer Kunstverlag, Gotha Nr. 11). Ausserdem ist das Gerät vereinzelt nachweisbar aus der Kassubei im Stettiner Museum und aus Litauen im Museum in Tilsit. Ausserhalb Deutschlands

kommen verschiedene, z. T. recht urwüchsige Formen des Gerätes vor in Ungarn[1]), bei den Huzulen und Goralen[2]), im österreichischen Küstenland, in Bulgarien, Frankreich, Italien, Portugal und bei den Malaien[3]).

In einer sehr reich mit Abbildungen ausgestatteten Schrift hat H. Schuchardt in Graz (s. Anm. 3) solche Geräte besprochen, die er nur als den oder die Haspel (ital. aspa, mdl. auch aspa) bezeichnet. Er unterscheidet sie als Handhaspel von den Drehhaspeln, die bei uns einfach nur als Haspel bezeichnet zu werden pflegen. Man kann aus den beigegebenen Abbildungen sehen, wie sich dieses Gerät in der Weltweite aus der einfachsten Vorrichtung zur Bewältigung der Fadenmasse bis zu der oben abgebildeten Form entwickelt hat.

Der Name Weife für unser schlesisches Werkzeug scheint demnach ausserhalb dieser Provinz und Posens nicht bekannt zu sein. Überhaupt ist er ebenso wie das Zeitwort 'weifen' in Niederdeutschland anscheinend im Aussterben begriffen, während beide in Obersachsen[4]) in einer gewissen oben erwähnten Verbindung und in Schlesien vielleicht nur durch unser bisher noch gebrauchtes Gerät davor bewahrt geblieben sind.

Gehen wir nun weiter in die Vergangenheit zurück, so finden wir dasselbe Gerät auf einem Kupferstiche von J. E. Nilson (1721—88) in Koburg abgebildet[5]), welcher ein Kalenderblatt für den Monat Dezember ist. Es entspricht in der Form durchaus der schlesischen Weife, aber es ist aus der Abbildung nicht klar zu sehen, ob die Stellung der Endsprossen senkrecht oder parallel zueinander ist. Derselbe Mangel ist wiederholt, auch an älteren Bildern festzustellen, wobei es dahingestellt bleiben muss, ob immer ein Missverständnis oder die perspektivische Schwierigkeit Ursache war. Auch in der Art der Garnaufwicklung zeigten die Künstler wohl bei ihren Darstellungen nicht immer das rechte Verständnis. Wiederholt sieht man den Faden kreuzförmig statt im Zickzack aufgewickelt, was nicht zweckmässig erscheint und jedenfalls der uns bekannten Art in neuerer Zeit widerspricht.

Auf einem bei H. Schuchardt a. a. O. abgebildeten Kupferstiche von Bonnart, Die drei Parzen, aus dem Ende des 17. Jahrh. sehen wir wiederum ein entsprechendes Gerät in der Hand der mittleren Parze, welches die richtige gekreuzte Stellung der Endsprossen und auch die Aufwickelung des Fadens in der zickzackigen Form zeigt. Nur eins fällt als abweichend von unserem schlesischen Geräte auf, das ist der Handgriff unter dem Werkzeuge. Weil solche wiederholt auftreten, stellt Schuchardt die Unterscheidung der Handhaspel als mittelgriffige, wie

1) Anzeiger der Ethnogr. Abt. des Ungar. Nat.-Museums 4, 187 (1908). 6, 25.
2) Ztschr. f. österreich. Volksk. 11. 132 f.
3) Hugo Schuchardt an Ad. Mussafia, Graz 1905. Festschrift.
4) Ersch u. Gruber, Allgem. Encyklop. d. Wissensch. u. Künste II, 3, 87 (1828).
5) Ad. Bartels, Der Bauer in der deutschen Vergangenheit 1900. Abb. 149.

unsere schlesischen Weifen, und als untergriffige, wie eben auf dem erwähnten Bonnartschen Kupferstiche auf. Da unserer Sammlung bisher eine solche Handhaspel noch fehlt, möchte ich hier zur Verdeutlichung eine Abbildung eines kleinen Gerätes zum Fadendrehen wiederholen (Abb. 3), das dieser untergriffigen Handhaspel in der äusseren Form etwa entspricht und das z. B. an der pommerschen Ostseeküste auch Wefelk, d. h. kleine Weife genannt wird. Weiteres über dieses kleine Fischereigerät ist andernorts[1]) gesagt worden. Hier soll nur darauf hingewiesen sein, dass es im Gegensatze zu den Handhaspeln eine bewegliche Achse hat.

Aus dem 16. Jahrh. finden wir dann wiederum eine Abbildung eines untergriffigen Handhaspels bei Sebastian Münster, Cosmographei, Basel 1561 S. 812. Auch bei dem älteren Brueghel (1530—69) kommt die Form der schlesischen Weife vor.

Im 15. Jahrh. sehen wir auch beide Formen, die untergriffige und mittelgriffige, vertreten in einem Stiche von Israel von Meckenem,[2]) ferner in einem Holzschnitt (um 1490) des Berliner Kupferstichkabinetts (Schr. 1990) (E. Diederichs, Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern 1, 123), einem weiteren des Münchener Kupferstichkabinetts (Alwin Schultz, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrh., Wien 1892, Fig. 151) und bei Fr. Hottenroth, Altfrankfurter Trachten, Fig. 7. 6, einem Bilde der Tracht von 1405.

Schliesslich zeigen die Konstanzer Fresken aus dem Anfange des 14. Jahrh. (Mitt. d. antiquar. Ges. i. Zürich 15, 6. II) im Bilde 7 eine untergriffige Handhaspel.

Bis in diese Zeit geht der Gebrauch unserer Handhaspeln also sicher zurück. Isidorus von Sevilla um 600 n. Chr. (Origines 19, 29. Du Cange, Glossarium mediae et infimae latinitatis 1, 156 s. Alabrum) kennt allerdings ein Gerät, das unserem Haspel entsprochen haben mag, und nennt es alibrum. Hierzu machten spätere Erklärer folgende Bemerkungen. Der Lexikograph Calepinus sagt, dass der Faden vom Spinn-Rocken auf eine Spindel, von da auf das Alabrum, dann auf die Garnwinde und schliesslich auf ein Knäuel gebracht werde (filum a colo in fusum, de fuso in alabrum, hinc in girgillum, deinde in glomicellum etc.). M. Martinius (Lexicon philologicum 1623) leitet den Namen 'alabrum' von den Flügeln (alae) des Gerätes ab. Das würde also auf eine Form wie unsere Drehhaspeln schliessen lassen. Isidors Erklärung bezieht sich indessen nur auf die Auflösung, Teilung der Fäden (alibrum, quod in eo liberentur fila, id est solvantur), gibt also keinen Anhalt für die Form des Gerätes. Das klassische Altertum hat uns kein Zeug-

1) Mitteil. a. d. Ver. der Kgl. Sammlung f. d. Volkskunde z. Berlin 2. 118.
2) Van Heurck et Boekenoogen, L'imagerie populaire flamande 1910 S. 218.

nis über den Gebrauch eines Zwischengerätes zwischen Spinnen und Weben hinterlassen, wie es die Weife oder der Haspel ist. J. Marquardt (Das Privatleben der Römer 2. Aufl. 2, 518—519. 1886) in seiner Schilderung römischen Lebens sowohl wie Hugo Blümner (Karl Fr. Hermann, Lehrbuch der griech. Privataltertümer, 3. Aufl. herausgeg. von H. Blümner 1882) bei der Beschreibung griechischer Frauenarbeit gehen vom Spinnen unmittelbar zum Weben über.

Wie wir oben gesehen haben, sind in der mittelhochdeutschen Sprache die Zeitworte weifen und haspeln gleichbedeutend; im Althochdeutschen ist auch haspil, mhd. haspel, schon belegt. Daraus darf man aber keineswegs den Schluss ziehen, dass das Gerät, welches wir jetzt meistens darunter verstehen, d. i. der kreuzförmige Drehhaspel, älter als die Weife ist. Im allgemeinen gilt wohl, was Schmeller (Bayerisches Wörterbuch 2. Aufl. 2, 863) nach Adelung angibt, dass Weife und weifen hochdeutsche, Haspel und haspeln aber niederdeutsche Wörter sind.

Über das Alter des Drehhaspels kann mit Sicherheit nur soviel gesagt werden, dass er im 16. Jahrh. bereits in der bekannten ausgebildeten Form erscheint, wie aus einem Holzschnitte des Berliner Kupferstichkabinetts (E. Diederichs, Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern, Jena 1908. 1, 344) ersichtlich ist. Dass er aber vielleicht viel älter ist, geht aus der oben angeführten Bemerkung des Martinius hervor.

Nach allen entwickelungsgeschichtlichen Wahrscheinlichkeiten ist anzunehmen, dass der Drehhaspel sich aus der Vervielfachung der ursprünglichen Weifenstäbe in späterer Zeit als die Weife gebildet hat, dass also der Drehhaspel aus der Weife abgeleitet ist.

Betrachtet man unsere oben Abb. 2 dargestellten Weifen oder Handhaspeln genauer, so bemerkt man an einem von ihnen links dort, wo Achse und Quersprossen zusammengefügt wurden, einen eingebrannten Adlerstempel, d. i. eine Eichung. Die Weife mit dem gegabelten Achsenstab trägt ausserdem den Stempel „Steinau“ eingebrannt. Die Benutzung als Längenmaß war also amtlich gewährleistet. Welch grosse Not schon immer die Behörden hatten, rechtes Maß und Gewicht auch auf diesem Gebiet aufrechtzuerhalten, geht daraus hervor, dass die vorgeschriebene Haspellänge früher vielfach neben andern amtlichen Maßen, wie Elle, Klafter, Metze, Brod usw. an den Kirchenmauern angebracht wurde. Ed. Schoneweg[1]) hat in einem sehr ausführlichen Aufsatze über 'Flachsbau und Garnspinnerei i. d. Sitte, Sprache und Anschauung des Ravensbergers' auch ein solches Wahrzeichen an der Kirche von Enger abgebildet. Falschhaspeler wurden im 18. Jahrh. beim dritten Male sogar mit Landesverweisung bedroht.

Weifen oder Handhaspeln, ebenso wie Drehhaspeln dienten dazu, den fertigen Faden von den Spulen des Spinnrades abzuwickeln und zu messen.

1) 25. Jahresbericht d. Histor. Vereins f. d. Grafschaft Ravensberg zu Bielefeld. 1911.

Dann pflegte man das so hergestellte Gebinde abzunehmen und falls es nun zu irgendeinem Gebrauch wie Weben, Wirken, Stricken, Sticken oder Nähen dienen soll, auf ein anderes ähnliches Gerät wie der Drehhaspel zu legen, nämlich die Garnwinde. Die einfachste Art der Garnwinde sind die ausgestreckten Arme eines Gehilfen, die das Garnbündel aufnehmen; aber es gibt unzählige Formen dieses unentbehrlichen Gerätes aus Holz, die sich meistens von dem oft verwechselten Drehhaspel dadurch unterscheiden, dass ihre Achse senkrecht steht, während die des Drehhaspels gewöhnlich wagerecht liegt. Der Haspel dient dazu, die Fäden auf sich zu nehmen und zu vereinigen, die Garnwinde dazu, den Faden wieder abzunehmen und zunächst wieder zu vereinzeln, zu verzetteln, d. h. für den sogen. Zettel oder die Kette eines Gewebes vorzubereiten.

Die Haspeln als unvollständige Räder ohne Felgen werden bekanntlich in der Technik viel verwendet; unsere Geräte sind als Garnhaspel von ihnen zu unterscheiden. Aus dem so weit verbreiteten Gebrauche des Haspels sind allgemein gebräuchliche und verstandene Ausdrücke erwachsen, wie sich abhaspeln, verhaspeln, in übertragener Bedeutung von hastig oder stossweise sprechen, stottern, lebhaft gestikulieren, überstürzt laufen oder arbeiten.

Zum Schluss noch eine kurze Bemerkung über die Garnweife im Volksbrauch der Schlesier. Unser Freund Oskar Scholz in Herzogswaldau hat bereits 1899 in einem kleinen Aufsatz über den schlesischen Lichtenabend[1]) einige Weifssprüche mitgeteilt, die beim Aufwickeln des eben fertig gesponnenen Garns von einzelnen hergesagt wurden. „Wenn gute Reden sie begleiten, so fliesst die Arbeit munter fort.“ So wurden statt der einfachen Abzählung der 20 zu einem 'Gebind' nötigen Fäden statt der Zahlen jedesmal ein kurzes, meist neckisches Sprüchlein oder Einzelworte zum besten gegeben. Auf Anfrage hatte Herr Scholz die Freundlichkeit, noch einige seither gesammelte derartige Sprüche, zum Teil in schlesischer Mundart, mitzuteilen und ihre Veröffentlichung an dieser Stelle zu gestatten.

Aus Herzogswaldau, Kr. Jauer:

Eins (1), Zwei (2), Drei (3), Heisa (4), Juchhei (5), drehe (6) mir (7) das (8 Rädlein (9) tüchtig (10), zähle (11) stets (12) beim (13) Weifen (14) richtig (15), zwanzig (16 Faden (17) ein (18) gut (19) Gebind (20). Fitze zu mein liebes Kind!

Es (1), de Sunne schien hēß (2), se schien (3) eis Sträuchla grün (4), wu stond dar Stranch? (5). Om Summerhaus (6). Woas koam gefloin? (7) Zwē Vögel (8). Woas bruchta se? (9). Wull, Hulz und Hei (10). Woas mächta se? (11). A rundes Nast (12). Woas hätta se nei? (13). A scheckig E (14). War britt's denn aus? (15). Olle Bēde (16). Woas kruch do aus? (17). A schinner Vogel (18). Wie song der Vogel? (19). Kuckuck (20).

[1]) Mitteilungen aus dem Museum für deutsche Volkstrachten 1, 4, 163 f. [Vgl. über solche Zählgesänge Bolte, Z. f. Volkskunde 11, 105 f. 13, 88; ferner C. Schumann, Volksreime aus Lübeck 1899 S. 142. Rabe, Von hamburgischen Speichern 1913 S. 28.]

Aus Lomnitz, Kr. Hirschberg[1]:

Ēs oam Tenne (1). Zwē ei der Schüssel (2). Dreier eim Beutel (3). Vier oam Tische (4). Stumpf oa der Weide (5). Sēger oam Hulz (6). Sieben ei der Scheune (7). Acht eim Kaller (8). Neun überm Hofe (9). Schare oa der Wand (10). Elf eim Sand (11). Schellen Karte eim Kratschen (12). Heffla oam Weige (13). Vertel uff der Bühne (14). Fufza Floada (15). Säckla oam Stengla (16). Miezla eim Stolle (17). Stachel eim Flachs (18). Wachtel eim Kurn (19). Grünstock (20).

Enner üff'm Taller (1). Zwē ei der Schüssel (2). Dreier eim Beutel (3). Vier oam Tische (4). Fünfe eim Kaller (5). Sechs an Heller (6). Sieben Näller (Nägel) (7). Über a Hof (8). De Schoal anōch (9). Kind eim Stillen (10). Liegt in der Wiege (11). Dreckla oam Waige (12). Hemd oa der Stange (13). Löffel oam Golgen (Löffelholz) (14). Tēg uff der Beute (15). Brut uff der Schuffe (16). Miez ei der Stube (17). Hölzl eim Busche (18). Prille uff der Noase (19). Grünspoahn (20).

Ähnlich wurde in Niederdeutschland die Haspelarbeit, wie Möser in den Patriotischen Phantasien 1, 46 berichtet, munter belebt: „Die Mutter erzählte ihnen auch wohl eine lehrreiche und lustige Geschichte, wenn sie haspelte."

Herr O. Scholz sandte weiterhin nachträglich ein eigentümliches Gerät ein, das Weifspille (Weifspindel) genannt wird (Abb. 4). Es wird dazu benutzt, um mit ihm von der vollgesponnenen Spule das Garn auf die Weife zu bringen. Dieses bisher hier nicht bekannte Gerät ist kunstvoll von einem Schäfer geschnitzt, hat eine Länge von 28 *cm* und besteht ganz aus weissem Holz. Der untere Teil ist reich mit Kerbschnitt und einem aus demselben Holzstück heraus ohne Unterbrechung herabhängenden korbförmigen Anhänger verziert. Dieser Teil ist der Griff des Gerätes, während der obere stabförmige eine Spule vom Spinnrade mit einem Reste des Garnes trägt. Sie kann sich leicht um diese Achse drehen. Im Kreise Bomst benutzte man zu demselben Zwecke einen einfachen Holzgriff, in den ein längerer Draht als Achse für die Garnspule eingesetzt war.

Berlin.

1 Zur Erklärung der mundartlichen Ausdrücke sei bemerkt: 1. Eins auf der Tenne (dem lehmbedeckten Platz in der Mitte der Scheune, auf dem gedroschen wird). — 10. Schere an der Wand. — 12. Schellenkarte im Wirtshaus. — 13. Häuflein am Wege. — 14. Viertelmaß auf der Bühne (einer Galerie an der Hofseite des Bauernhauses). — 15. Fünfzehn Fladen (Kuchen).

9. Dem Schall nach. — 15. Teig auf der Beute (dem Deckel des Backtroges). — 16. Brot auf dem Schieber.

Schmuckgegenstände aus Menschenhaaren.

Von Franz Weinitz.

(Mit drei Abbildungen auf Tafel 2.

Als Erzeugnisse, die dem Geschmacke der Biedermeierzeit besonders entsprachen, sind jene eigenartigen Schmuckarbeiten zu betrachten, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aus geflochtenen Menschenhaaren hergestellt wurden. Sie fanden hauptsächlich Würdigung in den Gefühlsregungen besonders unterworfenen kleinbürgerlichen, auch bäuerlichen Kreisen. Man empfand es dort offenbar als Tröstliches, von einem teueren Verstorbenen etwas mit sich zu führen, was im Leben mit ihm eng verbunden gewesen war. Da war denn das Haupthaar ein geeigneter Gegenstand, im besonderen das weibliche Haar, aus dem man vor allem Uhrketten und Armbänder, aber auch Halsketten, Kreuze, Ohrgehänge durch Flechten herstellen konnte. Vergoldete Schliessen, Schieber, Petschafte vervollständigten die Stücke nach der künstlerischen und kunstgewerblichen Seite hin (Abb. 1). Diese Zieraten zeigen zumeist den damaligen modernen Barockstil, der aus dem Frankreich jener Tage gekommen, bei uns Aufnahme gefunden hatte. Auch Vorsteck- und Busennadeln finden sich, die unter der schützenden Glasplatte Darstellungen, zumeist Blumensträusse, aufweisen, die aber aus zusammen- und aufgeklebten Haarteilen hergestellt sind und somit nicht zu den Haarflechtarbeiten gezählt werden können, die als Haararbeiten im höheren Sinne angesehen werden müssen (Abb. 2).

Handelt es sich um eine flach aufliegende Haararbeit, so ist das eine gewöhnliche Flechtarbeit (Klöppeln), die keiner weiteren Erklärung bedarf. Etwas anderes ist es, wenn die Haare so zusammengeflochten werden sollen, dass dadurch ein Gebilde entsteht, das einen Schlauch, eine Röhre darstellt, also einen hohlen Raum umschliesst. Da tritt die Klöppelmaschine (Haarflecht-Drehmaschine) in Tätigkeit. Unsere Abb. 3 zeigt eine solche Vorrichtung, die einem Nürnberger Haarkräusler gehört und die ich in diesem Sommer bei ihm besichtigen konnte. Leider konnte sie, ein altes Ding, nicht in Tätigkeit gesetzt werden, weil es an Schmiermitteln gebrach. Soll sie arbeiten, so muss vor allem ein runder eiserner Stab in die Röhre in der Mitte — sie sieht aus wie ein kleines Kanonenrohr — eingesetzt werden, um dessen herausragenden Teil sich die Haarsträhnen zu schlingen haben. Das tun sie, die, von dem Querarme herabhängend, mit den durch Gewichte beschwerten Fäden der Spulen verknüpft wurden, wenn durch Drehung des Handgriffes die Klöppel (Spulen, Fadenrollen) in kreisende, sich kreuzende Bewegung kommen. Um das den eisernen Stab fest umschliessende Haargeflecht loszulösen, muss er in heisses Wasser getaucht werden; dann lässt sich der Haarschlauch leicht abstreifen. Ein besonders

Tafel 2. Zu Weinitz: Schmuckgegenstände aus Menschenhaaren.

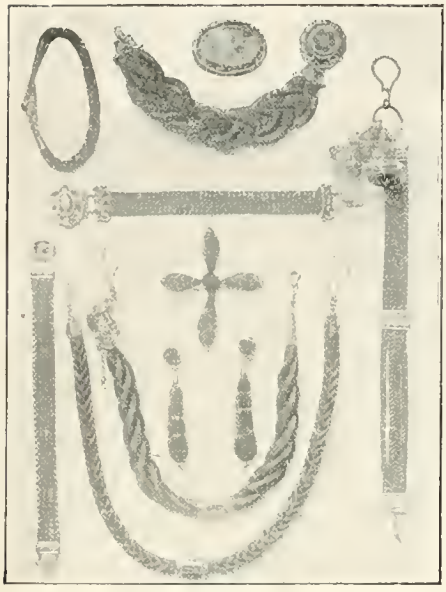


Abb. 1.
Haararbeiten (Hannover).

Abb. 2.
Haarblumenstrauss (Prov. Brandenburg).

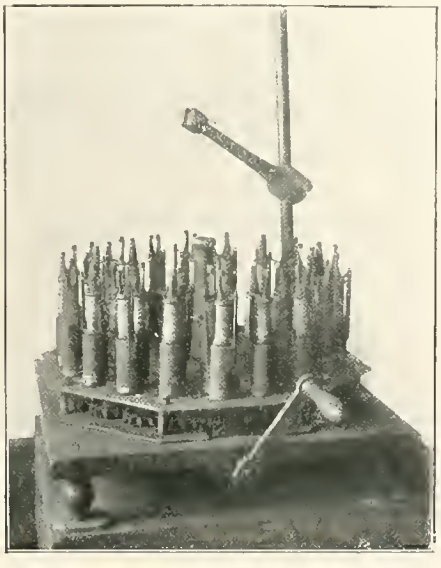


Abb. 3.
Haarflechtmaschine (Nürnberg).

gutes Beispiel eines solchen Erzeugnisses einer Klöppelmaschine sieht man in dem etwas wuchtigen oberen Armbande auf unserer Abb. 1. Auch die beiden unteren Uhrketten gehören zu dieser Gattung von Haararbeiten. Die Vorstecknadel und der Blumenkorb sind geklebte Arbeiten, bei letzterem scheint auch die Häkelnadel in Anwendung gekommen zu sein. Ganz erloschen ist diese Handfertigkeit auch in unserer Zeit nicht: das Aufkleben von Haaren um Lichtbilder Verstorbener (im Kriege Gefallener) ist noch hier und da üblich. Aber Armbänder, Uhrketten und ähnliche Dinge sind aus der Mode gekommen. Sie gehören, wie die Haarflechtmaschinen selbst, in die öffentlichen Sammlungen.

Nachtrag: In J. P. de Memels 'Lustiger Gesellschaft' 1660 (Kgl. Bibl. Berlin Yt 8881), findet sich in dem Poetischen Scherzgedicht (S. 278, Nr. 688), das die Modetorheiten der Zeit verspottet[1]), folgende Stelle: 'und von Haare Brasiletten' (also Armbänder). In Emilie Berrins Gründlicher Anweisung für Frauen Haargeflechte zu fertigen (um 1818) wird diese Kunstfertigkeit eingehend beschrieben. Danach ist also die Herstellung von Schmucksachen aus Haaren durch einfaches Klöppeln (ohne Benutzung einer Maschine) in noch früheren Zeiten geübt worden.

Berlin.

Kleine Mitteilungen.

Zum deutschen Volksliede.

(Vgl. oben 12, 101. 215. 343. 13, 219. 14, 217. 16, 181. 18, 76. 21, 74. 26, 178.)

50. Die Versuchung.

1. Es wollt ein Jäger jagen,
So sagt' er,
Es wollt ein Jäger jagen
Drei Stunden vor dem Tagen
Im Walde hin und her:

2. Einen Hirsch, einen Hasen und ein Reh,
So sagt' er.
Er grüßt das Mädchen feine:
'Was thut Sie so alleine
Wohl in dem Wald so früh?'

3. "Ich will mir pflücken Rosen,"
So sagt' sie,
'Ich will hier pflücken Rosen;
Wir wollen beide kosen
Wohl in dem Walde früh."

4. 'Ich kann vor meinen Hunden nicht,
So sagt' er,
'Ich kann vor meinen Hunden nicht,
Bleib Sie nur, Schönste, wer Sie ist,
Wohl in dem Walde früh!'

5. "Laß Er die Hunde laufen,"
So sagt' sie,
"Laß Er die Hunde laufen,
Wir wollen sie verkaufen
Wohl in dem Walde früh."

6. 'Ich kann vor meinen Hasen nicht',
So sagt' er,
'Ich kann vor meinen Hasen nicht;
Bleib Sie nur, Schönste, wer Sie ist,
Wohl in dem Walde früh!'

1) F. Gerhard, J. P. de Memels Lustige Gesellschaft 1893 S. 85 führt auch einen Einzeldruck dieses Gedichtes an, dem nur leider die Jahreszahl fehlt.

7. "Laß Er die Hasen schmausen."
So sagt' sie,
"Laß Er die Hasen schmausen!
Es sind ja mehr als tausend
Wohl in dem Walde früh."

8. 'Ich kann vor meinem Pferde nicht.'
So sagt' er,
'Ich kann vor meinem Pferde nicht;
Bleib Sie nur, Schönste, wer Sie ist,
Wohl in dem Walde früh!'

9. "Laß Er das Pferd doch stehen,"
So sagt' sie,
"Laß Er das Pferd doch stehen!
Wir beide wollen gehen
Wohl in dem Walde früh."

10. 'Ich kann vor meinen Sporen nicht.'
So sagt' er,
'Ich kann vor meinen Sporen nicht:
Bleib Sie nur, Schönste, wer Sie ist,
Wohl in dem Walde früh!'

11. "Laß Er die Sporen klingen."
So sagt' sie,
Laß Er die Sporen klingen!
Wir wollen beide singen
Wohl in dem Walde früh."

12. 'Ach Mädchen, bist du rasend blind?'
So sagt' er,
'Ich bin dein Vater, du mein Kind.
Ach Mädchen, bist du rasend blind
Wohl in dem Walde früh?'

Aufgezeichnet auf der Insel Rügen von E. M. Arndt und unter dem Titel 'Jägerlied' veröffentlicht in der Wünschelruthe, hsg. von H. Straube und J. P. v. Hornthal, Göttingen 1818 S. 203, sowie aus K. Bouterweks Nachlass in Birlingers Alemannia 11, 55 (1883). — Diese in Erk-Böhmes Liederhort fehlende Ballade liegt noch in mehreren jüngeren Aufzeichnungen vor: aus Ost- und Westpreussen bei Frischbier, Hundert ostpreussische Volkslieder 1893 nr. 17 = Neue Preuß. Provinzialbl. 3, 385 (1847. 'Gott grüß dich, Reiter hübsch und fein'. 11 Str.) und Treichel, Volkslieder aus Westpreußen 1895 nr. 7 ('Ach Mädchen, du bist schöne', 12 Str.), aus dem Schwarzwald (?) bei Hansjakob, Ausgewählte Erzählungen 1, 222 (11 Str.), aus Südungarn in den Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn 1, 356 (1887. 'Wo reit der rote Ritter hin', 16 Str.) und aus der Bukowina (oben 15, 263. 'Es ritt ein Jäger jagen', 13 Str.). Meist macht eine Erwiderung des Mädchens den Schluss; so in den preussischen Fassungen:

"Ach, hättst mir das zuvor gesagt",
So sprach sie,
"Ach, hättst mir das zuvor gesagt,
Eh ich die Lieb so weit gebracht
In diesem Wald allhie!"

Die hier geschilderte Begegnung von Jäger und Mädchen verläuft in ungewöhnlicher Weise; nicht jener wirbt um die Schöne, sondern diese sucht in der Morgendämmerung den Fremden zum Verweilen zu locken, bis er sich zu ihrer Beschämung als ihren Vater zu erkennen gibt. Statt des Vaters tritt in einem dänischen Seitenstücke bei Grundtvig-Olrik, Danmarks gamle Folkeviser 7, 404 nr. 435 'Hr. Peder og hans Soster' der Bruder des leichtfertigen Mädchens auf; als er von der ihn nicht Erkennenden unverblümt aufgefordert wird, bei ihr zu schlafen, sagt er: 'Ich kann vor meinem Pferde nicht.' Sie erwidert: 'So bind es doch im Stall an!' — Ich kann vor meinem Sattel nicht. — 'So häng ihn an einen Nagel!' — Ich kann vor meinem Hute nicht. — 'Häng ihn doch auf einen Pflock!' — Ich kann vor meinen Handschuhen nicht. — 'Leg sie doch in deinen Hut!' — Ich kann vor meinem Mantel nicht. — 'So leg ihn auf die Bank!' Da warf Herr Peter den weissen Mantel ab und stand im schönen Hemde da. 'Hör an, wer nähte dir dein Hemd so fein?' — Das tat Christinchen, die Schwester mein. — 'Und ist Christinchen die Schwester dein, so bist du gewiß der Bruder mein.' — Nun geschieht etwas Unerwartetes, Herr Peter zieht sein blankes Messer und ersticht Christinchen. Dieser blutige Schluss, in den Strophen aus einer anderen

Ballade (6, 266 nr. 357) eingeflochten sind, fällt aus dem Tone der übrigen Strophen heraus und ist schwerlich ursprünglich. Auch sonst weist ja der 1862 in Fünen aus dem Munde einer alten Frau aufgezeichnete Text Verderbnisse auf; denn wenn in Str. 1 und 13 das Mädchen den noch nicht erkannten Bruder mit seinen Namen 'Herr Peter' anredet, so ist das ein offenkundiges Versehen. Darin aber stimmt die dänische Fassung zu den noch zu erwähnenden romanischen Liedern, dass die Personen in der Handlung ein Geschwisterpaar sind.

In einer französischen Ballade, welche nicht das Waldesdunkel oder das Bauerngehöft, sondern eine sonnenbeschienene Wiese zum Schauplatz hat, geht die Versuchung des lebenslustigen Mädchens von dem nach jahrelanger Abwesenheit heimkehrenden Bruder aus. Der Jüngling fragt die Mutter nach seiner jungen Schwester und äussert gemäss seiner Welterfahrung die Besorgnis, sie könne, wenn sie draussen einsam ihre Schafe weide, von Fremden verführt werden. Die Mutter ist ihrer Tochter sicher, allein er wettet, dass er sie verlocken werde. In der Gestalt eines vornehmen Reiters naht er ihr, bietet ihr eine volle Börse oder einen Ring, und sie folgt ihm willig. Da gibt er sich als ihren Bruder zu erkennen, und der Tiefbeschämten bleibt nichts übrig, als ihn um Schweigen gegenüber den Eltern zu bitten oder, wie eine Metzer Fassung berichtet, im Fluss einen freiwilligen Tod zu suchen. Unter den zahlreichen Aufzeichnungen aus verschiedenen Gegenden Frankreichs[1] wähle ich die erste der beiden von Puymaigre mitgeteilten zum Abdrucke aus:

L'epreuve.

1. Ma mère, où est ma soeur?
— Mon fils, elle est aux champs
Garder ses moutons blancs.

2. Ma mère, n'avez-vous pas peur d'elle?
Les soldats y sont si fréquents
Qu'il y en a parmi les champs.

3 — Mon fils, quand il y en aurait mille,
Dix mille, aussi dix millions,
Jamais votre soeur n'y auront.

4. Ma mère, voulez-vous parier
Cent pistoles, et qu'elle ne m' reconnaisse point,
Et je vous promets que je l'emmènerai bien. —

5. A pris son cheval par la bride;
S'en va, riant, tout falottant,
Trouver la bergère aux champs:

6. Que Dieu te garde, belle bergère,
Bergère, en gardant tes moutons,
Ensemble, si tu veux, nous causerons.

7. Ma bergère, jolie bergère,
J'ai cent écus à vous donner,
La belle, s'il vous plaît de m'aimer!

8. — De vos cent écus je n'en ai que faire,
Je n'ai point de bourse pour les serrer;
Là, vous pouvez vous retirer.

9. J'ai une belle bourse, jolie bergère,
J'ai une belle bourse à vous donner,
La belle, s'il vous plaît de m'aimer.

10. La belle a planté sa houlette:
— Gardera mes moutons qui voudra,
Avec mon amant je m'en vas.

1) E. Legrand, Romania 10, 368 nr. 5 'Un garçon revenant de guerre' (15 Str., Normandie). Puymaigre, Chants populaires du pays Messin 1881 1, 97 'Ma mère, où est ma soeur' (12 Str.). 1, 98 'Bonjour, ma mère, où est ma soeur.' C. Lecocq, Revue des trad. pop. 6, 393 'Bonjour, ma mère, où est allée ma soeur' (9 Str.). Guillon, Chansons pop. de l'Ain 1883 p. 63. Millien, Littérature orale du Nivernais 2, 194 (1908) 'Bonjour, maman, ma chèr' maman' (12, 19, 15 Str.). Arbaud, Chants pop. de la Provence 2, 113 (1864 'Bonjour pero, mero bonjour' (13 Str.). Tiersot, Chansons pop. des Alpes françaises 1903 p. 113. 374. Servettaz, Chants de la Savoie 1910 p. 29 nr. 11 'Mère, où est allée ma soeur' (10 Str.).

11. Tenez, ma mère, voilà ma soeur,
Elle est à moi si je voulais,
Mais c'est ma soeur, je n'oserais. —

12. La belle a pris si grande honte,
Dans la rivière elle va se jeter.
La pauvre fille elle s'a noyée.

Aus Frankreich ist die Ballade nach Oberitalien gewandert; allein wenn auch das Metrum der dreizeiligen Strophe in die italienischen Fassungen[1]) übernommen wurde, so hat doch der Schluss eine bemerkenswerte Änderung erfahren: standhaft weist die Schäferin alle Gaben des Fremden, Ring, weisse Schuhe, Hut und Geld zurück: 'Sieben Jahre war ich Hirtin und trug keinen Goldring, so will ich auch jetzt keinen tragen.' Da sitzt der Reiter wieder auf, zieht seinen Hut und ruft: 'Schöne Hirtin, ich bin dein Bruder.' Doch er empfängt eine verächtliche Antwort: 'Dein Gesicht ist nicht das eines Bruders, sondern eines Verräters.' Er hat also seine Wette verloren[2]). — Wieder eine andere Wendung nimmt die bretonische Ballade vom Bruder und von der Schwester[3]). Daheim findet der nach vielen Jahren zurückkehrende Soldat eine Stiefmutter vor, die auf die Frage nach seiner kleinen Schwester Marianne diese eine Strassendirne schmäht. Er geht zum Teiche, wo sie wäscht, und spricht sie an. Entrüstet erwidert sie: 'Ich bin kein käufliches Mädchen; hörte mein lieber Bruder in der Ferne Eure Rede, so würde er Euch alle Knochen zermalmen.' Da merkt er, dass die Stiefmutter eine boshafte Verleumderin ist, und gibt sich zu erkennen: weinend fallen die Geschwister einander in die Arme. — Ähnlich stellt in der portugiesischen Xacara (Pastourelle) von der schönen Schäferin[4]) der aus Brasilien heimgekehrte Bruder die Schwester, von deren Lebenswandel Verleumder ihm Schlimmes berichtet hatten, durch einen Liebesantrag auf die Probe und erfährt zu seiner Freude eine Abweisung.

Blicken wir einen Augenblick zurück! Sowohl die zuletzt genannte bretonische und portugiesische Ballade als die französisch-italienische Gruppe liefert uns das klare Bild einer zusammenhängenden Handlung. Absichtlich prüft der nach jahrelanger Abwesenheit heimgekehrte Bruder die Keuschheit seiner jungen Schwester durch einen Liebesantrag und stösst entweder auf williges Entgegenkommen oder zu seiner Freude auf eine stolze Abweisung. Dagegen mangelt es dem deutschen und dem naheverwandten dänischen Liede, die sich beide auf ein Gespräch des

1) Nigra, Canti popolari del Piemonte 1882 p. 403 nr. 78 'Tentazione': 'Gentil galant ariva d' an guera' (16 Str.). — Marcoaldi, Canti pop. inediti 1855 p. 161 'Che bel giudizi d' ün padre e madre' (12 Str. Alessandria). — Ferraro, Canti pop. monferrini 1870 p. 90 nr. 67 'Dijme an pò, o pare e mare' (12 Str.) = Ulrich nr. 77. — Ferraro, Canti del basso Monferrato 1888 p. 55. — Archivio delle tradizioni pop. 9, 272 (Monferrato. 13 Str.). 18, 229 (Mantua. 17 Str.). — Righi, C. pop. veronesi 1863 p 34. — Ferrari, Canti di Ferrara 1877 p. 74. — Bernoni, C. pop. veneziani XI, 1 = Ulrich, Ital. Volksromanzen nr. 141. — Giannini, Canti pop. della montagna lucchese 1889 p. 179 'Vi do 'l buon giorno, o padre, o madre' (16 Str.) und 182 'Dove l' hai mandata la figlia' (13 Str.). — Archivio 3, 45 'Oh, ben troati, mi' pa', mi' madre' (15 Str. Pistoja) 8, 283 'Che vergogna de padre e madre' (12 Str. Massa Lunense).

2) Denselben Schluss hat eine bei Arbaud 2, 116 erwähnte Fassung aus Nizza. Nur in einer Version aus Genua (Nigra p. 405) und in einer aus Pistoja (Archivio 3, 46) willigt das Mädchen endlich ein, mit in den Schatten zu gehen; vgl auch Giannini p. 179.

3) Luzel, Gwerziou Breiz-Izel 1868 1, 203 und 207 'Le frère et la soeur.'

4) Hardung, Romanceiro portuguez 1877 2, 71 'A linda pastorinha' teilt vier Fassungen nach Almeida-Garrett, Braga und Estacio da Veiga mit; zwei weitere bei Azevedo, Romanceiro do archipelago da Madeira 1880 p. 25 f. 260 Bellermann, Portugiesische Volkslieder 1864 S. 196 'A pastorinha' (mit anderem Schluss).

Mädchens mit dem fremden Reiter ohne epische Einleitung beschränken und in denen die Verlockung auffälligerweise von dem Mädchen ausgeht, an völliger Klarheit. Haben wir hier nur die Trümmer einer älteren, vollständigeren Fassung vor uns? Und hing diese mit der romanischen Gruppe zusammen? Diese Fragen mit Sicherheit zu beantworten, reicht das bis jetzt bekannte Material nicht aus. Doch scheint mir in dem allen deutschen Fassungen gemeinsamen Zuge, wonach der fremde Reiter nicht der Bruder (wie in der dänischen Ballade), sondern der Vater des Mädchens ist, eine spätere Abwandlung des Stoffes vorzuliegen.

Es gibt aber auch Balladen von dem Liebesgespräch eines unerkannten Bruders mit der eigenen Schwester, in denen dieser nicht eine Prüfung ihrer angezweifelten oder verdächtigten Sittsamkeit, sondern eine ernstgemeinte Werbung um das ihm völlig fremde Mädchen im Sinne hat und erst durch die Erkundigung nach ihren Schicksalen erfährt, dass die Schwester vor ihm steht. In einer spanischen Romanze[1]) reitet Don Bueso eines Morgens ins Maurenland, ein Liebchen zu suchen, und gewahrt am Quell eine Wäscherin. 'Höre, Maurenmädchen, Judentochter,' ruft er, 'gib meinem Pferde zu trinken!' "Ich will dem Pferde und dem Reiter zu trinken geben; doch bin ich keine Maurin oder Jüdin, ich bin ein gefangenes Christenmädchen." 'Bist du eine Christin, so komm mit mir!' Sie willigt ein und steigt zu ihm aufs Ross. Als sie in die Nähe von Sevilla kommen, jubelt sie: "Ich sehe das Land, wo ich geboren wurde; als mein Vater der König diesen Ölbaum pflanzte, da bekam ich ihn zu eigen." Erstaunt erwidert er: 'So bist du meine Schwester Rosalinda. Öffne die Tür, Mutter! Statt einer Schwiegertochter bring ich dir eine Tochter.'[2]) — Auch in einer seit dem 17. Jahrhundert bezeugten dänischen Ballade[3]), die noch in schwedischen, norwegischen und isländischen Niederschriften vorliegt, begegnet uns das Gespräch zwischen Ritter und Wäscherin am Bach; die Erkennung vollzieht sich freilich weniger dramatisch:

'Schön Jungfrau, schön Jungfrau, verlob dich mir,
Ein breites Goldband geb ich dir.'
— Was soll ich sagen der Pflegmutter mein,
Sieht sie mich tragen das Goldband dein?
'So sag, du wärst gegangen am Strand
Und hättest gefunden das Goldband im Sand.'
— Was soll ich sagen meiner Pflegmutter dann,
Wenn sie schaut meine bleiche Wang?
'Schaut sie deine Wange bleich so sehr,
Sag ihr, ich wollte dich halten in Ehr!

1) Duran, Romancero general 1, LXV (1849). A. de los Rios, Jahrbuch f. romanische Literatur 3, 283 (1861. Asturien). In der Variante ebd. 3, 282 befreit Don Bueso seine Tochter. — Katalanisch: Briz, Cansons de la terra 2, 155 'Las dos germanas'. 5, 91 'La cativa.' Milá, Romancerillo 1882 nr. 250 'Los dos hermanos.'

2) Eine gleiche Erkennung zweier Geschwister bildet den Schluss der portugiesischen Romanze von der Behexten (Hardung 1, 49 'A infeitiçada'. Azevedo p. 340. Bellermann S. 128). Die Jungfrau, die der Ritter einsam auf der Landstrasse antrifft und zu sich aufs Pferd hebt, weiss sich klug seiner Zudringlichkeit zu erwehren, indem sie ihm Krankheit oder Behexung vorspiegelt, ganz wie die Königstochter aus Frankreich in der spanischen Romanze (Wolf-Hofmann, Primavera 2, 82. Geibel-Schack, Romanzero 1860 S. 388. Eichendorff, Werke 1, 788). Die Verschmelzung dieser beiden Motive zeugt aber nicht gerade von gutem Geschmack.

3) Grundtvig-Olrik, Danmarks gamle Folkeviser 6, 449 nr. 381 'Svend og hans Søster'. W. Grimm, Altdänische Heldenlieder 1811 S. 117 nr. 15.

Doch willst du dich nicht verloben mir,
So setz dich nieder und red mit mir!
Setz dich nieder auf den breiten Stein
Und sag mir von den Eltern dein!'
— Ich war geboren zur Abendzeit.
Meine Mutter war tot vor Hahnenschrei.
Die Zeit, wo sie legten meine Mutter ins Grab.
Läutets für den Vater mein in der Stadt.
Und allzumal nun sind sie tot.
Die mir geben sollten Kleid und Brot.
Nur nicht Herr Svend, mein jüngster Bruder,
Der bracht mich zu meiner Pflegemutter.
Meine Pflegemutter hat mich gesäugt und ernährt
Fremde Jungfraun haben mich das Nähen gelehrt.
Fremde Jungfraun haben mich das Nähen gelehrt.
Ich selber lehrte mich Zucht und Ehr.
'Das hör ich an der Rede dein,
Du bist die liebe Schwester mein.
Wohlan, meine Schwester, trau du mir.
Einen feinen Ritter geb ich dir.
Kämm, Schwester, kämm dein Haar von Gold,
Einen reichen Ritter du empfangen sollt.
Freu dich, die Hochzeit soll geschehn,
Die Märe soll weit über Dänemark gehn.'

Das Lied lässt es im unklaren, ob dem Ritter bei dem Anblick der Jungfrau ein Gedanke an die lange nicht gesehene Schwester aufsteigt. Man kann daher zweifeln, ob die schwedische Fassung[1] von den Herausgebern mit Recht 'Prüfung' betitelt wurde. Eine einzige Aufzeichnung deutet durch einen Zusatz darauf hin, dass der Ritter durch seine Werbung die Schwester auf die Probe stellen wollte:

'Hab Dank für dies Wort, o Schwester mein!
Meine Schwester bist du, ich dein Brüderlein.
Und hättst du vorhin auf mein Wort gehört,
Dich hätte zu Boden geschlagen mein Schwert.'

In diesem Zweifel werden wir bestärkt, wenn wir den Blick auf die deutsche Ballade von der wiedergefundenen Schwester[2]) richten, die leider nur in jungen, verwilderten Aufzeichnungen vorliegt, aber doch, wie Axel Olrik dargetan hat, bis ins 15. Jahrhundert zurückzureichen scheint. Eine Königstochter wird als Kind von einem Krämer geraubt und einer Schenkwirtin übergeben. Nach sieben Jahren (der in diesem Liederkreise typischen Zahl) reitet ihr Bruder aus und kehrt in einem Wirtshaus ein. Er sieht die schöne Küchenmagd (das Südeli) mit Wohl-

1) Geijer och Afzelius, Svenska Folkvisor 1880 nr. 8 'Pröfningen'. Arwidsson, Svenska Fornsånger 2, 234 nr. 126 'Jungfrun i gröna lund' 1837). Deutsch bei Molnike, Volkslieder der Schweden 1830 S. 51 und Warrens, Schwedische Volkslieder 1857 S. 167.

2) Erk-Böhme, Liederhort nr. 178 (= Uhland nr. 121 aus einem Schweizer Liederdrucke) und 181a – c (= Hoffmann, Schles. Volkslieder nr. 14. Parisius nr. 6b. Reifferscheid S. 109); ferner Parisius nr. 6a (Altmark), E. Meier nr. 215 (Schwaben) und Dunger 1915 S. 16 (Vogtland). Dagegen ist Erk-Böhme nr. 179 von Brentano verfasst (Bode, Vorlagen in des Knaben Wunderhorn 1909 S. 721; Brentano, Märchen 1879 1, 272), nr. 180 von Zuccalmaglio, und beide sind ebenso wie Luise Brachmanns Bearbeitung (Dichtungen 1831 2, 42) für unsere Untersuchung nicht zu verwerten.

gefallen, und die Wirtin ist sofort bereit, sie ihm für die Nacht zu verkuppeln. Als er, durch die Tränen des Mädchens gerührt, nach ihren Eltern und Geschwistern fragt, erfährt er, dass er seine verlorene Schwester vor sich hat[1]), hebt sie auf sein Pferd und reitet heim. Die Mutter fragt: 'Ach Sohn, bringst du ein Schnürelein?' 'Es ist ja nicht ein Schnürelein,' antwortet er, 'es ist euer einziges Töchterlein.' — Mit dieser Ballade stehn verschiedene niederländische, skandinavische und slawische Volkslieder in enger Verwandtschaft. In dem niederländischen Liede bei F. van Duyse, Het oude nederlandsche Lied 1, 97 nr. 16 ist es der Kaiser von Schweden, in einem anderen (Hoffmann v. Fallersleben 1856 nr. 73) ein Sohn des Herzogs von Traveerne, der in der Schenkmagd seine Schwester erkennt. Die dänischen Balladen von der wiedergefundenen Schwester (Grundtvig-Olrik 6, 420 nr. 378) zerfallen in zwei Gruppen, eine jütländische aus dem 17. bis 19. Jahrhundert (378 E—H), welche durch abenteuerliche Züge die zu roh erscheinende Handlung zu verfeinern und auszuschmücken trachtet, und eine aus den jütischen und schonischen Adelsfamilien des 16. Jahrhunderts stammende (378 A—D), in der die Vorgeschichte und der Loskauf der Jungfrau breit ausgemalt wird. In jener ersten Gruppe reitet Ritter Medelfar (Guldbrand, Peder) durch sieben Königreiche, seine Schwester zu suchen; er kommt in ein Schloss und bewundert die Schönheit der Burgherrin; als sie erwidert, viel schöner sei ihre Magd, bietet er ihr zwölf Mark Goldes, um diese sehen zu dürfen. Die Magd, die sieben Jahre die Sonne nicht sah, wird gerufen, dem Gaste einen Becher zu reichen; sie kleidet sich prächtig, und wie sie eintritt, ist's als ob die Sonne leuchtete. Der Ritter ladet die Jungfrau ein niederzusitzen und fragt nach ihrem Geschlecht; als er die Schwester in ihr erkennt, hebt er sie alsbald aufs Ross und reitet davon, während die Königin ihm nachruft: 'Wäre König Hagen hier, du hättest die Schwester nicht bekommen.' Noch abenteuerlicher wird in einer schwedischen Ballade[2]), die auch nach Norwegen und Dänemark gedrungen ist, die boshafte Schenkwirtin zu einer Meerfrau umgewandelt. — Die slawischen Lieder[3]) entfernen sich nicht so weit von dem deutschen Vorbilde. Die Jungfrau ist die Tochter des Herrn von Babor in Spanien (čechisch), des Königs Dindesch (slovakisch), des Kainfaler (wendisch), Bawolski (polnisch) oder Karpij (kleinrussisch) und von Zigeu-

1) In mehreren Fassungen (Erk-Böhme nr. 181 b. c und Dunger S. 16) zieht er ergrimmt sein Schwert und schlägt der Schenkwirtin das Haupt ab.

2) Geijer och Afzelius nr. 77 'Hafsfrun' = Mohnike, Volkslieder 1830 S. 110. Arwidsson 2, 320 nr. 150. Landstad nr. 55. Grundtvig-Olrik 6, 448 nr. 380. — Eine weitere Veränderung zeigt die dänische Ballade 'Hr. Vilmer genfinder sin Fæstemø' (Grundtvig-Olrik nr. 379); hier tritt statt des Bruders der Bräutigam als Befreier auf.

3) Čechisch: K. J. Erben, Písně národní v Čechách 2 (1843), 39 nr. 161. 162; verdeutscht im Deutschen Museum 1854, 2, 289, bei Waldau, Böhmische Granaten 1, 218 1858) und Ida von Düringsfeld, Böhmische Rosen 1851 S. 182; vgl. Krejčí, oben 1, 417. — Mährisch: Sušil, Moravské narodní písně 1859 S. 177 nr. 175. Bartoš, Mährische Volkslieder 1890 nr. 50. — Slovakisch: J. Kollár, Národnié zpievauky 2, 5 (1835); verdeutscht bei Haupt-Schmaler 1, 329. Ethnolog. Mitt. aus Ungarn 1, 359 (1889). — Wendisch: Haupt-Schmaler, Volkslieder der Wenden 1841 1, 33 nr. 5 'Die wiedergefundene Schwester'. — Polnisch: Roger, Pieśni ludu polskiego 1863 nr. 132. Böckel, Mitt. der schlesischen Ges. f. Volkskunde 6, 47. — Kleinrussisch: Z. Pauli, Pieśni ludu Ruskiego 2, 24 nr. 21; verdeutscht bei Haupt-Schmaler 1, 329. Bei Staufe-Simiginowicz, Kleinrussische Volkslieder 1888 S. 116 kauft der Jüngling das Mädchen einem Tataren ab; verkürzt Antonovič i Drahomanov, Istor. pěsni malorusskago naroda 1, 277 = Chodzko, Chants historiques de l'Ukraine 1879 p. 86. — Bulgarisch: Miladinovci 1861 nr. 87 = Rosen 1879 S. 198.

nern (čechisch), oder Fuhrleuten (wendisch) gestohlen und einer Schenkwirtin in Kolin (čechisch), Niedergurig (wendisch) oder Lemberg (kleinrussisch) verkauft. Ihr Bruder hat sie sieben Jahre gesucht und viele Pferde (300 čechisch, 7 wendisch) zuschanden geritten; er erhält die schöne Magd auf sein Verlangen zur Schlafgesellin[1]), entdeckt im Gespräch ihre Verwandtschaft und führt sie zu seiner Mutter, welche die wiedergefundene Tochter freudig begrüsst (čechisch, wendisch). Die Enthauptung der Wirtin wird im čechischen Liede erzählt, im wendischen indes von der Jungfrau verhindert.

[Nachträglich übersendet mir Herr Prof. Dr. J. Horák in Prag freundlichst folgende Bemerkungen: Die südslavischen Volkslieder von der Geschwisterehe zerlegt J. Máchal, O bohatýrském epose slovanském S. 82 in drei Gruppen: 1. Die Schwester des Zaren legt diesem schwierige Aufgaben auf; der Zar lässt den Diakon, der die Ehe nicht einsegnen will, verbrennen, gibt aber sein Vorhaben auf, als jener unversehrt bleibt; 2. der Bruder heiratet die unerkannte Schwester; 3. der Bruder kennt seine Schwester nicht, doch kommt es nicht zur Vollziehung der Ehe. Bei den übrigen Slaven unterscheidet Máchal S. 231 eine wendisch-čechische Liedergruppe, die zu den deutschen Balladen stimmt, und eine kleinrussisch-weissrussische. Zur ersteren gehören: Wendisch: Haupt-Schmaler 1, 33 nr. 5 2, 33 nr. 22. Časopis Mač. serbs. 1882, 135. 1883, 35. Markus, Delnje serbs. ludowe pěs. 1882 S. 20. — Čechisch aus Böhmen: Erben, Písně národní v Čechách 1843 2, 39 nr. 161. 162 = 1864 S. 483 nr. 19 = 3. Aufl. S. 541 nr. 19. Č. Holas, České nár. písně 4, 8 nr. 5a—b = Český Lid 9, 277 nr. 6. Aus Mähren: Sušil, Moravské nár. písně ² S. 177 nr. 175. Bartoš, Národ. písně moravské 1889 S. 39 nr. 50a—c = 1901 S. 95 nr. 116a—c. — Slovakisch: Kollár 2, 5 nr. 3 (Tochter des Königs Dindeš). Mišík, Piesne zo Spiša S. 137 nr. 380 (drei englische Könige finden ihre Schwester). — Polnisch: Roger S. 73 nr. 132. Kolberg, Pieśni ludu polskiego 1857 S. 217 nr. 20a—h (in den Fassungen a b d h kommt es zum Incest, in andern erkennen sich die Geschwister vorher. Kolberg, Lud 12, 215 nr. 417. Kolberg, Majowsze 3, 281 nr. 400. 5, nr. 330. Lud 16, 292 nr. 477. Wisla 2, 134 nr. 4. 18, 393. Durchweg fehlt im Polnischen der Hinweis, dass die Schwester als kleines Kind von Zigeunern gestohlen wurde; nach vollbrachter Sünde will sich der Bruder töten. — In der ukrainisch-weissrussischen Gruppe sind drei Typen zu unterscheiden: 1. Nachklänge des westslavischen Typus. Ukrainisch: Pauli 2, 24 nr. 21 (nach vollzogener Ehe unternimmt der Bruder eine Wallfahrt. Holovaćkyj, Narod. pěsni galic. i ugors. Rusi 1, 73 nr. 28 ähnlich. 2, 577 nr. 6. 3, 27 nr. 16. Čubinsky, Trudy 5, 201 nr. 407 (das sündige Paar wird in eine Blume, Viola tricolor, die das Volk 'Bruder samt Schwester' nennt, verwandelt. Kostomarov, Gesammelte Werke 1906 Buch 8, Bd. 21, 518). 5, 917 nr. 485. Etnograf. Zbirnyk 9, 132 nr. 25. Weissrussisch: Zbiór wiadom. 17, 163 nr. 73. Grossrussisch: Sobolenskij, Velikorus. narod. pesni 1, 379 nr. 292—293. — 2. Ein Tatar (Türke) verkauft eine Sklavin einem Herrn, der sie daheim nach ihrer Abstammung fragt und in ihr seine Schwester erkennt. Ukrainisch: Pauli 1, 168 nr. 3. Holovaćkyj 1, 45 nr. 6 = Antonovič i Drahomanov 1, 275 nr. 63a. Holovaćkyj 3, 15 nr. 1. Zieńkiewicz, Piosenki gminne ludu pińskiego 1851 S. 194 = Antonovič 1, 277. Kolberg, Pokucie 2, 27 nr. 29—31. Ausführlicher ist Antonovič 1, 279. — 3. Der Bruder ist Räuber und überfällt seine Schwester, die er erst nach einigen Fragen erkennt. Ukrainisch: Zbiór wiad. 8, 8 nr. 9. 8, 166 nr. 127. Weissrussisch: Romanov, Bělorus. Sbornik 1, 1, 49 nr. 96. 1, 44 nr. 85. 1, 13 nr. 26. Zbiór wiad. 13, 90 nr. 14. Sumcov, Razbar, etnograf. trudov E. R. Romanova S. 34. Lettisch: Zbiór 16, 110 nr. 5 (nach weissrussischem Vorbilde: Schluss verworren). Zu diesem Typus gehört wohl das grossrussische Lied von den neun Brüdern, die Räuber werden, ihren Schwager ermorden und die Schwester schänden (Sobolevskij, Velikorus. narod. pès. 1, 250 nr. 178, das auch bei den Weissrussen (Romanov 1, 379 nr. 121) und in der Ukraina (Kolberg, Pokucie 2, 30 nr. 33) begegnet.]

1) Nur im kleinrussischen Liede lässt er sich mit ihr in der Kirche trauen.

Wenn es auch zu weit führen würde, alle Volkslieder durchzugehen, in denen die Entdeckung und Befreiung eines verlorenen oder entführten Familiengliedes dargestellt wird[1]), so müssen wir doch zum Schluss der berühmten deutschen Ballade 'Es steht ein Lind in jenem Tal'[2]) gedenken, in der ein aus der Fremde zurückkehrender Jüngling unerkannt seine Liebste (nicht die Schwester) einer Prüfung ihrer Treue unterzieht. Die vermutlich älteste, schon im 15. Jahrh. angeführte Fassung beginnt mit dem Abschiede des Liebespaares unter der Linde; übers Jahr verheisst der Reiter wiederzukehren. Zur festgesetzten Zeit erwartet ihn die Jungfrau am selben Platze, erkennt aber den Fremden nicht, der sie anredet und ihr von der Vermählung des Liebsten berichtet. Als sie dem Ungetreuen nicht flucht, sondern ihm alles Gute wünscht und den Ring, mit dem der Reiter um ihre Liebe wirbt, weinend zurückweist, zieht er seinen Hut ab und gibt sich der Treubefundenen zu erkennen. Die andere Fassung aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. beginnt: 'Es hat ein Megdlein ein Reutter holdt' und beschränkt sich auf das zweite Zusammensein der Liebenden. Nicht ein Jahr, sondern sieben hat das Mädchen des Buhlen geharrt, und der fremde Reiter sucht die darüber Klagende, dass ihr Liebster sie ganz vergessen habe, durch das Geschenk eines

---

1) Vgl. Uhland, Schriften 4, 128—134. Nicht zugänglich ist mir A. Prior, Ancient danish ballads 3, 460—487, den Olrik 6, 429 erwähnt. Die Erkennung zwischen dem ins Elternhaus zurückgekehrten Jüngling und seiner Schwester, welche die bei Friedel-Mielke, Landeskunde von Brandenburg 3, 280 mitgeteilte Potsdamer Ballade darstellt, stammt aus dem hier gekürzten tragischen Liede von den Mordeltern (Erk-Böhme nr. 50).

2) Erk-Böhme 1, 236 nr. 67 und Kopp, Euphorion 9, 27; vgl. zur Literatur Köhler-Meier 1896 nr. 117; Marriage 1902 nr. 4; Heeger 1909 nr. 20; Meisinger 1913 nr. 6 und Dunger 1915 S. 20. 269; ferner Hannov. Geschichtsblätter 5, 124; Hess. Blätter für Volksk. 9, 78; Batocki 1910 nr 10; Wolgakolonien 1914 nr. 25; Zs. f. österr. Volksk. 21, 174 nr. 7 (Ungarn). Chamisso, Werke 1869 1, 183 'Liebesprobe'. — Über die ausländischen verwandten Balladen vgl. Reifferscheid, Westfälische Volkslieder 1879 S. 155—158. — Niederländisch: F. van Duyse nr. 32. — Dänisch: Grundtvig 4, 565 nr. 252 'Troskabpröven'. 253 'Junker Jakob'. 254 'Tro som Guld' Kristensen, Gamle viser i folkemunde 4, 85. 251. 253. 306. 364. Übersetzt von W. Grimm 1811 S. 212 und Kestner, oben 12, 62. — Schwedisch: Arwidsson 3, 229 'En riddare på vår äng' (Kinderreigen). — Englisch: Percy, Reliques 1866 1, 211; B. 2, nr. 18 'The friar of orders gray' (Bürger, Bruder Graurock und die Pilgerin). Pittmann & Brown, Songs of Scotland p. 120 'The soldier's return'. Belden, 'The returned lover' im Archiv f. neuere Sprachen 120, 62 (1908). — Französisch: Bujeaud 1895 1, 302. Tarbé p. 219. 221. Millien 2, 178 'La bergère qui rencontre le soldat'; vgl. 2, 168. Servettaz p. 28 'L'amant soldat renié'. — Italienisch: Bolte, oben 12, 58. Nigra nr. 54 'La prova'. Ulrich, Ital. Volksromanzen 1902 nr. 25. Heyse 1861 S. 131. — Albanisch: Kaden, Italiens Wunderhorn 1878 S 125 (verblasst). — Wendisch: Haupt-Schmaler 1, 44. 72. 119. 158 nr. 15. 43. 87. 134. 2, 27 nr. 15. Časopis Mać. serbs. 1883, 5. Markus S. 11. Časopis musea král. českého 1830, 388 nr. 4. 1840, 216 nr. 1. — Čechisch aus Böhmen: Erben[2] S. 493 nr. 31 = 3. Aufl. S. 552 nr. 31. K. M. Jiříčeks hsl. Sammlung im Böhm. Landesmuseum 3, 58. Holas, České nár. pís. 5, 11 nr. 6a—b. Aus Mähren: Sušil 1835 S. 71. 1840 1, 14 = Haupt-Schmaler 1, 344. Wenzig, Westslawischer Märchenschatz 1858 S. 248. Waldau 1, 60. Krejči oben 1, 418. Hauffen, oben 4, 35. Sušil 1860 S. 113 nr. 114. Černík, Zpěny moravs. Kopaničárů S. 150 nr. 219. Bartoš, Národ. pís. moravs. 1901 S. 79 nr. 103a—f. — Slovakisch: Slovenské Speny 1, 125 nr. 336. 3, 26 nr. 63. 3, 108 nr. 308. — Slovenisch: Korytko 1, 51; vgl. Haupt-Schmaler 1, 343. Vraz, Narodne pěsni ilirske S. 60. — Rumänisch: Obedenaru, Texte macedo-romäne 1891 p. 94.

Schleiers und eines Ringes und erst, als sie beides von sich weist, durch die Nachricht von der Verheiratung ihres Verlobten, für sich zu gewinnen:

Was zog er aus seiner Taschen?
Ein Schleirlein, was weiß gewäschen: .
'Schöne Jungfrau, den will ich euch schenken,
Wöllt ihr eures Buhlen nimmer gedenken.'

"Und wäre der Schleir noch so lang,
Daß er vom Himmel bis auf die Erden gelang,
Dennoch wollt ich ihn fahren lan;
Mein Feinslieb wollt ich wiederum han."

In der hsl. Fassung von 1574 (Euphorion 9, 28) dagegen will die Jungfrau, die dem fernen Liebsten nicht zu schreiben weiss, ihm ihren Schleier senden, damit er ihrer gedenke. Übereinstimmung mit der deutschen Ballade zeigen einige niederländische, dänische, wendische, čechische Lieder, namentlich in dem Zuge, dass das Mädchen dem Liebsten die ihr gemeldete Untreue verzeiht. In dem čechischen Liede bei Waldau 1, 60 flucht sie ihm, als ihr der Fremde von der Hochzeit ihres Verlobten erzählt; da sieht sie den Fremden lächeln und erkennt an seiner Hand ihren Ring und ändert nun den Fluch in einen Segenswunsch[1])

Lasse ihn so zahlreich grüssen,
Als hier Gräserhalme spriessen,
Send so oft ihm neuen Segen,
Als es Tröpflein gibt im Regen.

In dänischen, spanischen und italienischen Seitenstücken berichtet der Fremde der Jungfrau, ihr Liebster sei gestorben; sie fällt in Ohnmacht, und als sie wieder erwacht, erfolgt die freudige Erkennung. — Häufig aber spielt die Liebesprobe sich nicht zwischen Verlobten, sondern Eheleuten ab, und der heimkehrende Gatte, der bisweilen seine Frau durch die Bosheit der Schwiegermutter zur Schweinehirtin erniedrigt findet, hat seinerseits eine Prüfung der noch zweifelnden Frau zu bestehen, und sich als ihren rechtmässigen Gemahl auszuweisen[2]).

---

1) Neckisch erwidert im wendischen Liede bei Haupt-Schmaler 1, 141 nr. 118: vgl. 2, 35 nr. 23, das Mädchen dem Burschen, sie habe einen andern Schatz; als er aber diesen zu erschiessen droht, sagt sie eilig, sie meine ihren jüngsten Bruder.

2) Vgl. Splettstösser, Der heimkehrende Gatte und sein Weib 1899 S. 45f. und 80f. — Jüdischdeutsch: Ginzburg-Marks 1901 nr. 271. 272. — Französisch: Ulrich, Französ. Volkslieder 1899 nr. 2 'L'épouse du croisé'. Puymaigre 1881 1, 47 nr. 2—3 (mit Anm.). Champfleury 1860 p. 195. Beauquier 1894 p. 259. Romania 1, 365. Tiersot 1889 p. 16. Bujeaud 1895 2. 87. 90. 220. Mélusine 2, 46. 8, 69. Doncieux 1904 p. 196 'La porcheronne' (mit Anm.). Tiersot 1903 p. 100. Millien 1, 195—212. — Bretonisch: Villemarqué 1, 248 'L'épouse du croisé', deutsch bei Keller-Seckendorff S. 36 und Hartmann-Pfau S. 281. Luzel, Barzas Breiz-Izel 1, 195. 197. — Rätoromanisch: Decurtins, in Gröbers Grundriss der roman. Philol. 2, 3, 221. — Italienisch: Oben 12, 60. Widter-Wolf nr. 31 'La moglie fedele'. Nigra nr. 55 'La sposa porcaja' (Anm.). Ulrich nr. 26. 113. 138. 159. Archivio 12, 184. 18, 228. — Spanisch: Wolf-Hofmann 2, 87 nr. 155. 156. Vicuña Cifuentes 1912 nr. 15—23. F. Wolf, Proben S. 65. 145. Geibel-Schack S. 375. — Katalanisch: Milá, Romancerillo 1882 nr. 202. 203. 234. Briz 1, 169. 2, 191. 5, 67. P. Lang 1900 S. 20. 35. — Portugiesisch: Hardung 1, 71. Azevedo p. 202. Bellermann S. 100. Geibel-Schack S. 371. — Griechisch: Passow 1860 nr. 441—447. Jeannarakis nr. 127. 261. 300. Chasiotis p. 89 nr. 28. Arabantinos nr. 348. Firmenich 2, 127. Kind, Anthologie 1861 S. 126. 130. Lübke S. 227. 229. L. Garnett 1, 191. — Čechisch: Snšil 1860 S. 131 nr. 135 'poln. Ursprungs'. — Polnisch: Kolberg, Pieśni S. 221 nr. 22a—p. Lud 6, 166

Als Hauptmotive fanden wir somit in den eben flüchtig gemusterten Volksballaden: A. ein Liebesgespräch zwischen einander nicht erkennenden Blutsverwandten, wobei die Werbung in der Regel (A^1) vom Manne, seltener (A^2) vom Mädchen ausgeht; B^1 eine Prüfung der Schwester auf ihre Sittsamkeit oder (B^2) der Verlobten auf ihre Treue oder (B^3) der Gattin durch den heimkehrenden, unerkannten Mann; C^1 Erkennung der Schwester oder (C^2) der Tochter, (C^3) des Bruders, (C^4) des Verlobten oder (C^5) Gatten. Das Rügensche Lied, von dem wir ausgingen, wäre also durch die Buchstaben $A^2 C^2$ zu bezeichnen, das dänische von Herrn Peter und seiner Schwester durch $A^2 C^1$, die französische 'Epreuve' durch $B^1 C^3$, das deutsche 'Südeli' durch $A^1 C^1$, 'Unter der Linde' durch $B^2 C^1$, den französischen 'Retour du mari' durch $B^3 C^5$ usw. Dass hier Motive angeschlagen werden, die in der Kunstliteratur oft verfeinerter und reicher wiederklingen, sei durch einen Hinweis auf die Geschwisterliebe in Lessings 'Nathan', Schillers 'Braut von Messina' und Goethes 'Geschwistern' angedeutet[1]). Und wenn in den letzten Jahren die Erforschung unserer deutschen Volksballaden durch verschiedene tüchtige Arbeiten (ich nenne nur Ankenbrand, Rosenmüller, Schewe, Thietz, Vollschwitz) erwünschte Förderung erfahren hat, so darf man wohl zugleich den Wunsch aussprechen, dass sie nach dem Vorgange Uhlands, R. Köhlers, Reifferscheids die internationalen Beziehungen nicht ganz aus den Augen verlieren möge.

nr. 332—333. Roger S. 13 nr. 25—26. Zbiór 9. 183 nr. 33. Gloger, Pieśni ludu S. 165 nr. 29. — Slovenisch: Štrekelj, Slovenske nar. pesmi 1, 276 nr. 215—218. — Serbokroatisch und bulgarisch: M. Chalanskij, Južno-slav. skazanija o Kraleviče Markě 1895 3, 636. Für die slavischen Lieder vom heimkehrenden Gatten verweist Hr. Prof. Horák auf J. Sozonovič, K voprosu o zapadnom vlijanii na slavjanskuju i ruskuju poeziju S. 261—547; für die grossrussischen Bylinen von Dobrynja Nikitič auf Sumcov, Etnograf. Obozr. 1893, 4, 14 und Sozonovič S. 511; für eine polnisch-ukrainische Liedergruppe dieses Stoffkreises auf J. N Ždanov, Pěsni o Knjarě Michajlè in Živaja Starina 1890 2, 14. — Chinesisch: Liebrecht, Zur Volkskunde 1879 S. 212.

1) In dem uralten Motiv der Geschwisterliebe kann man etwa folgende Fälle unterscheiden: **A.** der Bruder weist die unnatürliche Leidenschaft der Schwester zurück; so Jama die Jami im Rig-Veda 10, 10 (Geldner-Kaegi, 70 Lieder des Rig-Veda 1875 S. 142), oder Kaunos die Byblis (Rohde, Der griech. Roman 1879 S. 36. 94. Roscher, Mythol. Lexikon 1, 839. 2, 1006) oder der dänische Ritter seine Schwester bei Grundtvig, DgF. nr. 437; umgekehrt ist das Verhältnis beider in dem litauischen Liede oben 7, 182; — **B.** die Geschwisterehe wird vollzogen, aber durch langjährige Busse gesühnt, wie in der Gregoriuslegende (R. Köhler 2, 173 199), während anderwärts der bewusst oder in Übereilung begangenen Blutschande die Tötung des Mädchens durch den Vater, Bruder oder durch eigene Hand folgt, wie in den Balladen bei Grundtvig nr. 434. 438. 439 und Child nr. 50—52 oder in der Kulterwo-Episode des Kalevala (Schiefner 1852 S. 213, 35. Rune); — **C.** die miteinander als Geschwister Aufgewachsenen entdecken zu ihrer Freude, dass sie nicht blutsverwandt sind; vgl. Goethes Geschwister oder Paul Heyses Weiuhüter (Novellen 2, 301. 1872); — **D.** zwei Liebende verzichten auf ihre Vereinigung, weil sie sich plötzlich als Geschwister erkennen; vgl. Lessings Nathan (E. Schmidt, Lessing^2 2, 361), das dänische Volkslied von Sverkel und seiuer Schwester (Grundtvig nr. 436 = Talvj, Charakteristik 1840 S. 261. Andersens Singspiel 'Liden Kirsten' 1846) und unsre Ballade; auch eine Novelle von Wilbrandt (Die Geschwister von Portovenere. Daheim 1870, 113) gehört hierher; in Schillers Braut von Messina wird ein tragisches Ende dadurch herbeigeführt, dass zwei Brüder zugleich in Leidenschaft zu ihrer unbekannten Schwester entbrennen. Im 'Neuen Menoza' von Lenz (1774) flieht die Neuvermählte, als sie von der Blutsverwandtschaft hört, kehrt aber, nachdem eine Kindervertauschung aufgedeckt ist, wieder zu ihrem Ehegatten zurück.

51. Das Baurenlob.

In der paurenweis S[everin] Kriegsauer.

1.

Ey wie kompts doch, das man so vngeschlachte
Die arm elenden pauren gar verachte?
Kein dreüer volck ist nüt auff erdt.
Sie pflantzen vns den wein, die edlen reben,
Der aler welt thutt freüd vnd labung geben;
Die pauren sünd mir lieb vnd werdt.
Die bauren reuten wol fünff pferd,
Das ander leütt
Noch wol zu fues herdraben,
Weil durch die pauren alle gottesgaben
Gepflanzett württ, wein vnd gedreütt.

2.

Kein adel ist auff gantzer erden weütte
So erlich als der pauren adel heütte;
Er ist von mensehen nie geborn,
Dan in formierett selb der schöpffer weise,
Vnd war der erst mensch in dem baradeise,
Von dem wir al gezeigt sünd worn.
Fürsten, herren hoh auserkorn,
Arme vnd reich
Vnd was auff erd thutt leben,
Kompt als von bauren; so hoch sie sich erheben,
So giltts vor gott alles geleich.

3.

Darum kein mensch auff erd sol nit verachten
Die fromen bauren, sonder mehr bedrachten,
Das er von bauren komen ist.
Der baur mus vns erhaltten vnd auch nöhren,
Von seiner fuetterweid wür alle zören,
Wer in veracht, der ist kein ehrist.
Kein mangel nitt so klein gebrist.
Man schiekht darob,
Man mus ein bauren haben
Zum hacken, reütten, hauen, graben.
Darum sing ich des bauren lob.

Anno 1615 jar geschriben den 15. dag hor[nung].

Anonymes Meisterlied aus dem Münchner Cod. germ. 5453, Bl. 175 nr. 159.

52. Steirisches Bauernleben.

1. Mi gfreut jo das bäurische Löbm,
Weil i holt Franzl hoaß, bleib i danöbm.
Bin i a Baur, so bleib is recht gearn,
Tausch jo mit koanen kloanen Hearn.

2. Möcht wissn, wos d Hearn guats hobm,
Das oam mol hobms Daubm, s oam mol hobms Robm.
Nudl und Strudl des iß i reacht gearn,
Knödl und hoarnarn Störz, Ruabm und Mörn.

3. Die Hearn dö hobm grausliche Speisn,
S graust oam wie em Ratzen und em Mäusn,
Schildkröttn, Schnegn und allerhond Dier;
Mir obr, mir Bauan, hobm Kropfu dafür.

4. Dö Hearn, wann die gean zun Öaßn,
Soa tharns n Wein in Glasln ausmöaßn.
Bei uns Bauan do hots jo koa Zil,
Donach daß oan durscht, trinkt oana vil.

5. Dö Hearn thoarn Gsundheit trinken,
Mir obr Bauan thorn nur glei winken.
Do hoaßt na glei: Bruada, i bring das dir zue,
Odr geh, löck mi im M . . . . ., do host in Kruag.

6. Und wann i i d Stadt hinein geh,
Do thuat mas stoarnane Pflasta so weh.
Bei uns in Dorf is so fai und öbm,
So dann a Graberl, so geht ma danöbm.

7. Die Bauan wern hiezt scho vil gscheida,
Hiez bauns öarnari Häuser af freier Weide.
Do is es jo so fai und so lind,
Daß ma koan oanzigan Stoa nit wornimt.

Aus einem hsl. Liederbuche in der Veitsch von K. Weinhold um 1859 abgeschrieben. Die Gross- und die Klein-Veitsch sind Gemeinden an der gegen 6000 Fuss hohen Veitschalpe zwischen Aflenz und Neuberg in Obersteier.

Andere Loblieder auf das Bauernleben habe ich 1890 in der Gelegenheitsschrift 'Der Bauer im deutschen Liede' (Acta germanica 1, 3) S. 112 nr. 1—42 aufgezählt; dazu mögen hier ein paar Nachträge folgen.

Zu nr. 2. 'Ain ritter und ain pauman'. Erk-Böhme 3, 27 nr. 1079. — Ähnliche Kampfgespräche ebd. nr. 1080. 1571. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1877, 369 (Altercatio rusticorum et clericorum). St. Gallener Cod. 985, S. 416. V. Boltz, Weltspiegel 1550 v. 1714 (Bächtold, Schweizer. Schauspiele 2, 177). Zurflüe, Bruder Klaus 1601 (Bächtold, Geschichte der Literatur in der Schweiz 1892 S. 389. Ebd. Anm. S. 103 über C. Murer). Hartmann, Volksschauspiele 1880 S. 23. Bolte-Polívka, Märchen-Anmerkungen 3, 311 f. — 5. 'Gesang das wil ich heben an'. Von Peter Frey. Flugblätter in Zwickau und bei Maltzahn, Bücherschatz 1875 S. 319, 806; hsl. in Luzern (Bächtold, Gesch. der Lit. Anm. S. 125). W. Sarcerius, Geistlicher Herbarius 1, 61 (1573) = Grässe, Des dt. Landmanns Practica 1859 S. VII. — 6. 'Ein Sach nehm ich zu Muth'. Grillenvertreiber 1, 96 (1670) = v. d. Hagen, Narrenbuch 1811 S. 456 — 7. 'Nun merckend auff, ihr lieben Freund'. Erk-Böhme 3, 390 nr. 1548. — 8. 'Merket auf, ihr Christenleut'. Sztachovicz, Brautsprüche 1867 S. 143. Unser Egerland 2, 46. Puymaigre, Folklore 1885 S. 150. Sibylla Schuster, Ophiletes 1685 S. 145. — 11. 'So freue dich, lieber Bauersmann'. F. Günther, Die schlesische Volksliedforschung 1916 S 125. — 13. 'Ihr frommen Bauern, kommt heran'. Erks Nachlass 28, 467. — 15. 'Ihr Herren, schweigt ein wenig still'. Weinhold, Mitt. des histor. V. f. Steiermark 1859 S. 11. Sztachovics 1867 S. 146. Kohl, Heitere Volksgesänge 1908 S. 24. Schweiz. Archiv 5, 35 nr. 53. Amft 1911 nr. 163. — 18. 'Ein Bauer ist ein Ehrenmann'. Haltrich, Zur Volkskunde der Siebenbürger 1885 S. 118. — 20. 'Wy boeren en boerinnen'. F. van Duyse, Het oude nederlandsche lied 1, 828 nr. 226. — 22. 'Mein Vatter ist kein Edelmann'. Des uhralten Leyer-Matzs lustiger Correspondentz-Geist 1668 S. 117 nr 167a (12 Str. abweichend. Berlin Yt 9376). Berliner Ms. germ. oct. 429, Bl. 11a. Sztachovics 8. 148. — 24. 'Bin ich der lustige Bauer'. Kohl 1908 S. 25. — 28. 'S Baua sein das ist mein Leibm'. Kohl 1908 S. 10. — 35. 'Die Buechiberger Bure'. Erk-Böhme 3, 390 nr. 1549. — 37. 'Nach dem Winter so kompt uns der Sommer herzue'. Flugblatt 1631 (10 Str.) bei Maltzahn, Bücherschatz S. 319, 805. — 42. 'Was wollen wir singen und heben an?' Böhme nr. 588. Bäumker 2, 372 nr. 436. Haxthausen nr. 20. Erk-Böhme 3, 840 nr. 2144. Lerond, Lothringische Sammelmappe 1, 40 (1890). Flugblätter Berlin Hymn. 5020. Erks Nachlass 29, 381.

Ferner einige weitere Dichtungen:

'Leut uff dem land wil ich neh nemen her'. 3 Str. — Michel Beheim, Heidelberger Cod. germ. 312 (Bartsch 147), Bl. 280b.

'Die lerch und auch die nachtigal'. 5 Str. — Hans Rosenplüt bei Keller, Fastnachtspiele 3, 1113.

'So schweygt stil vnd hort auff leyse'. — Spruch von den baurn. Leyptzck 1521 (Weimar). Vgl. Weller, Annalen 1, 208 nr. 40.

'Ich pin ein armer pauersmon'. 13 V. — Hans Sachs 1569 (Werke ed. Keller-Goetze 23, 442).

Matthias Reichelt, Der selige vnd fröliche Ackerßmann. Leipzig 1602 Berlin Yh 7071. In Reimpaaren.

Joachim Berlin, Der Bawren Haushaltung. Wittenberg 1606, 4° (Berlin Yh 7081. 7082. In Reimpaaren) = Joh. Coler, Calendarium perpetuum, ander Teil 1607, Bl. E 1a (Berlin Ov 1696). Vgl. Weller, Annalen 1, 362.

'Zu Fasten da gehet der Sommer heran'. 6 Str. — Flugblatt des 17. Jahrh. bei Weinhold, Mitt. des histor V. f. Steiermark 1859 S. 10.

'Als ich einmal ausritt hetzen'. 12 Str. — Ditfurth, Volks- und Gesellschaftslieder 1872 nr. 17.

'Als ich newlich ausspatzierte'. 15 Str. — J. P. de Memel, Lustige Gesellschaft 1657 S. 239 = 1660 S. 203 zu nr. 501.

'Jedem Lappen gfalt sein Khapp'. 34 Str. — J. A. Poyssl 1683 im Archiv f. neuere Sprachen 122, 211 (1909).

'Pasche uff, ihr ehrischtlich Litt'. 7 Str. — Lerond 1, 3 (1890).

'Wann der Bauer wäre tot, wo hätt dann der Bürger s Brod'. 19 Str. — Hamburger Drehorgellieder 1, 322 (Bibl. des Vereins f. Hamburg. Geschichte).

'Wer hat den Namen gering reich? Der Bauer'. 8 Str. — Ebd. 1, 6. 90. 153.

'Ich lebe als Landmann zufrieden. 3 Str. — Erk-Böhme 3, 391 nr. 1551. Wolfram nr. 364. Schremmer nr. 199.

'Wie schön ist das ländliche Leben'. 5 Str. — Wolfram nr 365.

'Mir Leit uffem Lande'. 6 Str. — Nach Gleim. Erk-Böhme 3, 392 nr. 1552. Marriage nr 70. Meisinger 1913 nr. 223. Pfaff, Volkskunde im Breisgau 1906 S. 145.

'Fröhlich und nicht verzagt'. 5 Str. — Sztachovics S. 149.

'Lustig, mia Bauarn, mia hobms nur gråd fein'. 5 Str. — Kohl 1908 S. 26.

'Lustig, wir Bauern, wanns Wetter nit schlagt'. 7 Str. — E. Schnell, St. Nicolaus 4, 49 (1885).

'O Bauerstand, o Bauerstand'. 16 Str. — M. v. Schenkendorf 1813 (Gedichte 1878 S. 53).

'Wie es-ter de voor vant land?' 13 Str. — Firmenich 3, 662.

'Laet ons den landtman loven'. 10 Str. — F. van Duyse, Het oude ndl. lied 1, 815 nr. 224a.

'Als ic aenmercke al dat de werelt hout bevaen'. 9 Str. — F. van Duyse 1, 817 nr. 224b.

'Als vader Adam spitten en moeder Eva span'. 12 Str. — F. van Duyse 1, 821 nr. 225a.

'Den boer en lants-man moet ick altijt eeren'. 10 Str. — F. van Duyse 1, 823 nr. 225b.

'Adam onzen vader'. 9 Str. — Het vermakelyke Haagse Bos 1773 S. 25 (Berlin Zf 7561, 1).

Berlin. Johannes Bolte.

Ein Schifflein sah ich fahren, Kapitän und Leutenant.

In einem Aufsatz „Die Entwicklung des deutschen Soldatenliedes", den ich im November 1915 in Westermanns Monatsheften veröffentlichte[1]), hatte ich auch das Lied „Ein Schifflein sah ich fahren" erwähnt und dazu bemerkt, dass in ihm wahrscheinlich die Erinnerung an die Überseefahrten deutscher, von England gekaufter Truppen nachklinge. Ich ahnte damals noch nicht, dass sich diese Vermutung[2]) zur Höhe einer Tatsache erheben liesse.

Da erhielt ich, genau ein Jahr nach dem Erscheinen meines Aufsatzes, ein Schreiben des in Hannover im Ruhestande lebenden Wirklichen Geheimen Kriegsrats Jüngst, in dem mir dieser Herr mitteilte, dass er über Zeit, Ort und Veranlassung der Entstehung des Liedes und sogar mit grosser Wahrscheinlichkeit über die Person seines Verfassers etwas auszusagen vermöchte und mich für die Einzelheiten auf eine dem Briefe beigefügte Niederschrift verwies, die er, veranlasst durch meinen Aufsatz in Westermanns Monatsheften, angefertigt hatte und mir zustellte, um „vielleicht auf diesem Wege zu verhüten, dass das Ergebnis seiner Erinnerung mit ihm verlösche." Ich habe daraufhin den Absender aufgesucht und fand in ihm einen damals 91jährigen Herren von erstaunlicher geistiger Frische. Nur war er leider fast völlig taub, so dass die mündliche Verständigung mit ihm nicht unerhebliche Schwierigkeiten bot. Ich versuchte, ihn zu veranlassen, das, was er zu dem Liede zu sagen hatte, von sich aus zu veröffentlichen und wiederholte diesen Versuch, nachdem mir John Meiers Beitrag zu dem Liede[3]) bekannt geworden war, den ich ihm zur Einsicht übersandte. Herr Jüngst schien auch, wie er mir unter dem 25. Januar 1917 mitteilte, geneigt, dem Volksliederarchiv seine Aufzeichnungen zu übergeben, ist aber dazu nicht mehr gekommen. Am 19. März d. Js. hat ein Unglücksfall seinem Leben ein Ende gemacht. So darf ich mich als den Vollstrecker seines letzten Willens in bezug auf sein Lieblingslied betrachten, wenn ich im folgenden, was er mir darüber mitgeteilt, veröffentliche. Aber auch, was ich aus Eigenem dazugebe, gehört schliesslich dem Dahingeschiedenen, da ich nur den von ihm aufgedeckten Spuren weiter nachgegangen bin.

1. Die Überlieferung über die Entstehung des Liedes nach Jüngst.

Das Lied „Ein Schifflein sah ich fahren" wurde in der althannoverschen Artillerie, in welche ich im Sommer 1840 eingetreten war, mit Vorliebe gesungen, auch wurde dort die Geschichte über seine Entstehung erzählt und im Wege der Tradition festgehalten. Diese Traditionserzählung lautete:

Im vorigen Jahrhundert, als die Hannoverschen Kurfürsten zugleich als Könige auf dem englischen Throne sassen, und zugleich in England und in Hannover regierten, kam es häufig vor, dass Hannoversche Truppen zeitweilig in englische Dienste traten und übersee verwendet wurden. So wurden auch einmal einige Regimenter Infanterie nach Ostindien geschickt. Diese Truppen wurden bei unserer Festung Stade auf der Elbe eingeschifft. Von den zu diesem Transport benutzten Schiffen hatte eins, auf welchem sich 3 Kompagnien befanden, eine stürmische Fahrt und musste wegen schwerer Havarie nach der Elbe zurück. Dort blieb dasselbe mehrere Monate liegen, bis es von Neuem ausfahren konnte.

1) Band 119, 412–420.

2) Sie gründete sich auf die Anmerkungen zu Erk-Böhme, Deutscher Liederhort Nr. 1324–1326.

3) Schweizerisches Archiv für Volkskunde 20, 206–229 (1916).

Während dieses Aufenthalts befand sich die Mannschaft in schlechten Verhältnissen, es entstanden Krankheiten und Missmut, und die Leute fingen an zu desertieren.

Da kam der zufällig auf diesem Schiffe mit untergebrachte Regimentsarzt auf den Gedanken, die Stimmung der Soldaten durch anregende Unterhaltung, Spiel und Gesang zu heben, und fand in diesem Bestreben durch eine ihren Vater begleitende, aufgeweckte Feldwebeltochter lebhafte Unterstützung. Dabey entstand das hier in Rede stehende Lied, welches, da es mit einer Tanzaufführung verbunden wurde, richtiger als Singspiel zu bezeichnen ist. Der Vollständigkeit halber will ich hier den Wortlaut, wie wir denselben sangen, folgen lassen[1]). . . . Dass der Schlussvers nicht so übel gemeint ist, geht daraus hervor, dass die Officiere der Reihe nach selbst mittanzten.

Nicht allein dieses Wortlauts erinnere ich mich genau, sondern auch der Weise der Aufführung und der Melodie. Letztere kann ich noch klar und bestimmt wiedergeben. Die Aufführung bei uns war die folgende: Wie bei unserem Soldatensingen überhaupt, so wurde auch dieses Lied unter Leitung eines Vorsängers gesungen. Als solcher fungierte ein besonders musicalisch veranlagter älterer Kanonier oder auch Unterofficier. Derselbe sang die erste Strophe jeden Verses[2]) allein, intonierte und tactierte, das Folgende wurde im Chor gesungen. Bei der ursprünglichen Aufführung trat, wenn das Lied gesungen werden sollte, die Feldwebeltochter zum Tanze an und tanzte bei jedem Verse mit wechselndem Tänzer auf dem Schiffsverdecke herum, zuerst mit dem Capitain, dann mit dem Leutenant, und so weiter. Der Tanz war ein rascher Galopp, wurde mit Trommelschlag tactiert, die Schlussworte: Soldaten — Kameraden waren von verlaufendem Trommelwirbel begleitet, welcher so lange anhielt, bis der Tanz herum war. Unsere Melodie[3]) passt sich durchaus dem Inhalt und dem Wesen des Liedes an, und ist es sehr wahrscheinlich, dass dieselbe noch die ursprüngliche war. Getanzt wurde bei uns nicht, der Trommelschlag wurde mit Hülfe eines alten Messers pp. auf der Tischplatte der Wachstube ausgeführt.

2. Jüngsts Nachprüfung der Überlieferung.

Die Tradition wird durch einige Angaben der Geschichte der Königlich Hannoverschen Armee von L. v. Sichart bestätigt:

1. Im 3. Bande, erste Abteilung § 24, S. 84 ff. ist angegeben, dass im Jahre 1781 zwei Regimenter Infanterie nebst Regiments-Artillerie für den Ostindischen Dienst neu errichtet wurden (Nr. 15 u. 16). Diese Regimenter waren eigentlich nur Bataillone und bestanden aus je 10 Compagnien mit zusammen 1035 Köpfen.

2. Daselbst S. 83 ist angegeben, dass das zuerst fertige Regiment Nr. 15 im Oktober 1781 bei Stade auf der Elbe auf 4 Transportschiffen nach England ein-

1) Es folgt der Text nebst Angaben über die Vortragsweise (s. unten). Der Text weicht von dem bei Erk-Böhme 3, 209 gebrachten nur wenig ab: Str. 2, 3: und Kressen, 4, 3: Bey ihrer Wehr und Waffen, 5, 3: Bey Stade auf der Schanzen. Ferner wird in dem Kehrreim der Halbvers „Nimm das Mädel" zweimal wiederholt. Endlich ist das Lied um eine auch sonst bekannte 7. Strophe vermehrt:

Wie kommen unsre Herren Officiers in die Höllen?
Capitain und Leutenant.
Auf einem schwarzen Fohlen
Soll sie der Teufel holen:
Capitain, Leutenant usw.

2) Muss heissen: den 1. Vers jeder Strophe.

3) Siehe unten S. 87.

geschifft wurde, dass 3 dieser Schiffe glücklich England erreichten, dass aber das 4. Schiff durch heftigen Sturm nach Ritzebüttel, d. i. jetzt Cuxhaven, zurückgetrieben wurde und erst im März 1782 nach einem unter sehr ungünstigen Umständen durchgebrachten Winter England erreichte. Während dieses Aufenthalts und auf diesem Schiffe fanden die oben erzählten Vorgänge statt.

3. Ebendaselbst wird auf S. 84 der Namen des Regiments-Chirurgus des Infanterie-Regiments 15 mit Schwarze angegeben.

Beide Regimenter kehrten 1791 bezw. 1792 zurück und wurden in Stade aufgelöset, wobei ein grosser Teil der Mannschaften bei Regimentern der Stader Garnison wieder Dienste nahm. So kam unser Lied nach Stade und von da, durch die mit Hannover in Verbindung stehende Artillerie-Abteilung, hierher. Dass hier die Tradition eine so lebendige war, erklärt sich daraus, dass die Geschützkanoniere der Hannoverschen Artillerie nicht aus eingestellter bald wechselnder Mannschaft, sondern aus freiwillig Angeworbenen bestanden, welche auf längere Zeitabschnitte capitulierten. Diese Capitulationen wurden meistens wiederholt, so dass viele langgediente Leute da waren. So stand z. B. noch im Jahre 1841 bei unserer Batterie ein Kanonier William Dirks aus Tullamore in Irland, welcher noch als Junge sich einer Legionsbatterie angeschlossen, die Kriege in Spanien und 1815 die Schlacht bei Waterloo mitgemacht hatte und 1816 mit der Legion nach Hannover gekommen war.

3. Weitere Untersuchung.

Die Angaben Sicharts, auf die sich Jüngst stützt, lassen sich nach einigen Seiten hin ergänzen, da im Kgl. Archiv zu Hannover die Akten des 15. Regiments erhalten sind[1]). Die Geschichte dieser Truppe gehört zu den traurigen Kapiteln, denen man die Überschrift geben könnte: Wie mit deutschem Blut Englands Weltherrschaft begründet wurde[2]).

Das Regiment wurde 1781, ebenso wie das 16., auf Veranlassung der Ostindischen Kompanie, die damals einen Daseinskampf gegen die mit Frankreich verbündeten Mahratten unter Hyder Ali kämpfte, aufgestellt. Während das Offizier- und Unteroffizierkorps aus Freiwilligen der churhannoverschen Armee zusammengesetzt wurde, sollten die Mannschaften soweit als möglich im deutschen „Auslande" angeworben werden. So waren Werbestellen in Worms, Frankfurt a. M. und Heilbronn eingerichtet; mit Hessen-Darmstadt, Württemberg und den Grafen von Wertheim-Löwenstein fanden Verhandlungen über die Gewinnung von Leuten statt. Es war also ein sehr buntscheckiges Gemisch deutscher Stämme, das sich in den beiden Regimentern zusammenfand, ein buntes Gemisch auch in bezug auf die frühere soziale Stellung der einzelnen Rekruten[3]).

Das 15. Regiment war im September 1781 fertig aufgestellt und wurde in der letzten Oktoberwoche in der Festung Stade in die 4 Transportschiffe verladen,

1) Signatur: Hannover 38 C.

2) Vgl. dazu E. v. d. Knesebeck, Geschichte der churhannoverschen Truppen in Gibraltar, Minorca und Ostindien. Hannover 1845. Ferner: Briefe auf einer Reise von Stade nach Madras in Ostindien und aus Ostindien geschrieben nach Stade von einem churhannöverschen Capitain der Infanterie. Bremen 1789. (Der Verfasser ist, wie aus dem Inhalt hervorgeht, der Kapitän v. Scharnhorst, Herausgeber der Konsistorialrat Watermeyer in Stade.)

3) Vgl. was Knesebeck S. 129 f. nach den handschriftlichen Aufzeichnungen eines Teilnehmers der Expedition, des späteren Generals Best, zitiert.

oder richtiger gesagt hineingestopft[1]), die die Ostindische Kompanie, um es abzuholen, herübergeschickt hatte, während die Fregatte 'La belle Poule'[2]) den Schutz des Geleitzuges übernehmen sollte. Am 27. Oktober erfolgte die Abfahrt. Aber schon gleich nach dem Austritt aus der Elbe überfiel die Schiffe ein gewaltiger Sturm, der die 'Polly' von den übrigen trennte. Während diese nach mehr als zweiwöchiger Fahrt England erreichten, kehrte sie aus Furcht vor feindlichen Kaperschiffen um und warf Anfang November vor Ritzebüttel Anker.

An Bord hatte die 'Polly' zwar nicht drei vollständige Kompanien, sondern nur eine ganze (Schultze) und von zweien den grössten Teil. Von der des Hauptmanns Best waren 14, von der des Hauptmanns v. Horn 49 Mann auf anderen Schiffen untergebracht. Aber mit Ausnahme eines Leutnants und eines Fähnrichs befanden sich sämtliche Offiziere der drei Kompanien auf dem Fahrzeug, ausserdem ein Kompaniechirurgus[3]). Weiterhin werden in den Rapporten 5 Frauen als Fahrgäste[4]) aufgeführt, so dass die spätere Erinnerung an die Feldwebeltochter vielleicht eine tatsächliche Unterlage gehabt haben kann. Dagegen machte der Regimentsarzt Schwarze die Überfahrt auf der 'Grand Duchess of Russia' mit

Vor Ritzebüttel sahen sich die auf der 'Polly' Eingeschifften bald in trauriger Lage. Eine Reihe von Umständen traf zusammen, um die Leute, unter denen ohnehin nicht die besten Elemente waren, zur Verzweiflung zu bringen. So kam es zu einem Vorfall, über den ein Bericht des Hauptmanns v. Horn vom 13. Dezember 1781 an den Generalmajor v. Scharnhorst in Stade selbst sprechen möge:

Da die Capitains durch die erhaltenen Gelder von der Regierung in Stade im Stande waren, derer Leute Unzufriedenheit, in Ansehung des Hungers zu hemmen, so wurde so viel möglich, an Brod und Gemüse, wie auch etwas Brantewein angeschafft. So lange dieses anhielt, so lange waren sie völlig ruhig, aber so wie diese Provision zu Ende ging, so war das Verlangen nach Brod wieder da. Wir waren ausser Stande ihnen zu helfen, und sprachen sie mit gutem Erfolg zur Ruhe.

Am 8. dieses erhielt unser Schiffs-Capitain die Nachricht von dem hiesigen Commandeur der Galliote, dass es wegen der Gefahr des starren Eisganges nothwendig sey, im Hafen zu legen, dies geschah am Abend. Zu meinem grössesten Erstaunen bemerkte ich zur Zeit der Ebbe, dass das Schiff ganz trocken lag; um zu vermuthende Desertion zu verhüten, mussten, ohne dass alles Tauwerk eingenommen wurde, auch die ganze Nacht ein Officier nebst 2 Unter-Officiers auf dem Verdeck wachend seyn.

Da die Kälte zunahm, und das Kochen durch den verschiedentlich starken Wind nicht gehörig bewerkstelligt werden konte, so dass zu Zeiten des Abends kaum das Eßen gar ward, so vergrösserte dieses alles der Leute Unzufriedenheit, wie nicht weniger der gar zu enge Raum des Schiffes, welcher nach des Schifs-Capitains Aussage für 140 Mann eingerichtet, und 240 Mann die Zahl derer sich darauf befundenen ist, wie auch für 189 Mann Schifsdecken befindlich, folglich 60 Mann ohne Decken jede Nacht seyn mussten. Selbst der Kochkessel ist nach

1) Die Verteilung auf die Transportschiffe war folgendermassen geregelt: Grand Duchess of Russia (308 t 222 Mann, Benjamin Anne (402 t) 284 M., Kingston (338 t) 240 M., Polly (309 t) 236 M ; ausserdem übernahm die Fregatte noch 52.

2) Sie war den Franzosen im Kampfe abgenommen und hatte ihren Namen behalten.

3) Er hiess Benneeke. Die Kompagniefeldscherer galten nicht als Offiziere, wohl aber der Regimentsarzt.

4) Nach dem Vertrage zwischen der churfürstl. Regierung und der Ostindischen Kompanie durfte jede Kompanie 2 Frauen mitnehmen, dagegen waren Kinder von der Überfahrt ausgeschlossen. Vgl. v. d. Knesebeck S. 179.

des Capitains Aussage nur für 140 Mann eingerichtet, gleichwol musste die ganze Anzahl ihre Portion daraus erhalten[1]). Den 9. und 10. schien alles ziemlich ruhig und wir erwarteten mit Schmerzen den Convoy[2]). Am 11. des Morgens gegen 9 Uhr wurden die Leute unruhiger wie einmahl, allein durch die Absendung eines Unter-Officiers mit einem Briefe an Ew. Excellence der bald Hülfe für sie würcken würde, liessen sie sich jedoch mit der grössten Mühe zur Ruhe bringen. Ich hofte sie hierin diesen Tag zu erhalten, und brauchte zu dem Ende alle mögliche Vorsicht. In dieser Meinung nun traf ich mit dem Schifs-Capitain heimlich diese Abrede, dass wir die darauf folgende Nacht, weil es die Noth erforderte, in See stechen wolten, welches dieser, jedoch auf eine Bescheinigung derer 3 Capitains an Bord, zu thun versprach. Zu mehrerer Beruhigung lies ich denen Leuten doppelte Portions Brod geben, da verschiedene weinend über Hunger und verfrohrene Füsse klagten; selbst der Anführer des nachmaligen Aufstandes beruhigte die Leute äusserst, folglich man nicht den geringsten Argwohn von dieses Menschen Bosheit haben konnte. Allein um 12 Uhr zur Zeit der vollen Ebbe war der Aufstand unter der Anführung des Corporals Reiche in einem Augenblick algemein und zum Theil wütend. In einem Augenblick waren ein Haufen Leute auf dem Verdeck; dieser Haufe sicherte die Person des Corporals, und dieser vertheidigte den Ausgang der Leute mit dem Säbel in der Faust, und encouragirte sie mit den Worten: Er wolle sie nach Stade führen, herauf zu kommen. Hier war alle Gewalt und Güte vergebens, zudem die Leute mit Thränen und mit Wuth versicherten sie wolten nur an Land, und wer desertierte, den wolten sie selbst umbringen. Sie sagten auch zugleich: Sie hätten alle Liebe für ihre Officiers, aber sie riethen, dass keiner Gewalt brauchte, wie denn auch der Corporal Reiche auf seinen Capitain der Compagnie und seinen Sergeanten verschiedentlich gehauen.

Hier war also nichts anders thunlich, als hinterdrein zu gehen, um sie mit Güte in Ritzebüttel durch Bestellung der Quartiere und Eßen und Trinken aufzuhalten. Alles war auch auf Zureden hieselbst, sogleich nach Erscheinung der Quartierzettel ruhig, ausser einer Anzahl von 40 Mann unter förmlicher Anführung des Corporals Reiche, die grade durch auf Bremerlehe marschierten, jedoch sind schon verschiedene von diesen wieder zurückgekommen. Dahin ward sogleich Nachricht p. Estafette von diesem Vorfall gegeben, dorten Anstalt zu ihrer Arretierung treffen zu können.

Da es unwahrscheinlich ist, diese Leute wieder an Bord zu bringen, so habe auch die an Bord gebliebenen, deren 70 an der Zahl, allhie einlegen müßen. Der hiesige Agent Lilienthal hat durch seine schleunige Hülfe viele Dienste gethan, und da es denen Leuten an Strümpfen fehlet, so habe ich auch hiezu Anstalt treffen müssen.[3])

Übrigens sind sie jetzt ruhig, inzwischen wäre mein unmassgeblicher Rath, dass man so bald als möglich, uns hier weglegte, zudem es äusserst kostbar, und täglich 1 Mgr. für den Mann bezahlt wird.

Ritzebüttel den 13ten Dec. 1781. gez. F. v. Horn.[4]

---

1) Zu den 240 Angehörigen des Regiments ist auch noch die Schiffsmannschaft hinzuzurechnen.

2) Die zur Abholung der 'Polly' bestimmte englische Fregatte 'Ariadne'.

3) Über die traurigen Zustände nach der Ausschiffung berichtet noch eindringlicher ein in den Akten befindliches Schreiben des Oberstleutnants Mutio in Ottenndorf vom 18./19. 12. 1781: „. . . . Der Frost hat einem Theil der Mannschaft Hände und Füsse unbrauchbar gemacht, und der Mangel an guter Nourriture hat ihre Kräfte sehr mitgenommen . . . werden ersehen, dass die Schiffs-Kost, theils der Witterung, theils der überhäuften Anzahl Menschen wegen mitunder schlecht gekocht, so dass es wegen Härte nicht zu geniessen gewesen oder ganz und gar nicht hat zu Feuer gebracht werden können und eben deswegen die Portion Zwieback nicht hinreichend gewesen, den Mann sattsahm zu ernähren."

4) Knesebeck S. 131f. bringt noch einige Einzelheiten, die sich in den Akten nicht finden und wohl aus den Aufzeichnungen des späteren Generals Best ent-

Es ist wohl anzunehmen, dass dieser Bericht das Geschehnis in sehr gedämpften Farben darstellt und vor allem das verschleiert, was die Offiziere belasten könnte. Das Verhältnis dieser zu ihren Mannschaften scheint keineswegs mustergiltig gewesen zu sein[1]).

Das Weitere ist kurz erzählt: Die Mannschaft wurde Ende Dezember nach Stade gebracht, wo sie im Wach- und Garnisondienst beschäftigt wurde, während die Deserteure, so weit sie ergriffen wurden, ins Gefängnis wanderten[2]). Die 'Polly' blieb den Winter über in Ritzebüttel, ebenso die noch im Dezember als Geleitschiff eingetroffene Fregatte 'Ariadne'. Erst am 22. März 1782 stachen beide Schiffe mit der v. Horn'schen Division[3]), deren Ausfälle durch Mannschaften des 16. Regiments ersetzt waren, in See und erreichten schon am 25. Sheerness.

Wenn wir diese geschichtlichen Vorgänge in Zusammenhang mit dem Liede bringen, erhebt sich sogleich die Frage: Hätte unter solchen Verhältnissen das Lied als Sing- und Tanzspiel zur Belustigung und Ablenkung der aufgeregten Leute auf der 'Polly' entstehen können? Es mag wohl sein, dass in der zweiten Hälfte des Novembers 1781 einzelne Offiziere versucht haben, ihre Mannschaft über die bösen Tage auf gute Art hinwegzubringen, aber von einem engeren kameradschaftlichen Verhältnis, wie es die Jüngstsche Tradition von der Entstehung des Liedes voraussetzt, kann keine Rede sein. Und doch sprechen eine Reihe von Erwägungen dafür, dass das Lied in diesem Winter 1781/82 geschaffen ist.

Der Inhalt stimmt zu der Situation: Str. 1: Ein Schifflein, drei Kompanien Soldaten. Str. 2 und 3: Wie die traurige Verpflegung die Sehnsucht nach schmackhafteren Speisen wecken musste, tritt aus den Quellen deutlich genug hervor, und dass man statt des verzapften Branntweins lieber guten Wein gehabt hätte, ist auch verständlich. Überdies ist zu beachten, dass zahlreiche Angehörige der Division Horn aus weinbautreibenden Gegenden Deutschlands herstammten[4]).

---

nommen sind. Dieser war als Fähnrich auf dem Schiffe. Über die Expedition, insbesondere aber über die indischen Verhältnisse, schrieb er Reisebriefe, die unter dem Titel: Briefe über Ost-Indien, das Vorgebirge der guten Hoffnung und die Insel St. Helene, geschrieben aus diesen Ländern von C. C. Best, hrsg. v. K. G. Küttner, Leipzig 1807, veröffentlicht wurden.

1) Vgl. v. d. Knesebeck S. 130. Wenn da von der Nachlässigkeit des Kapitäns, der die embarkirte Mannschaft befehligte, die Rede ist, so dürfte allerdings damit in erster Linie der Kapitain Schultze gemeint sein, der indes nicht den Befehl über die ganze Division hatte. Diesen führte vielmehr v. Horn. Über Schultze urteilte der Kriegsrat v. Münchhausen in einem Schreiben vom 5. März 1782, dass er „unfähig wäre zu S. Majestät Dienst wegen Handlungen, die öffentlich von ihm erzählt werden."

2 Von 37 Deserteuren wurden 29 wieder ergriffen und bestraft.

3) Der Befehl wurde 'bon gré, mal gré' v. Horn wieder übertragen. Die übrigen Hauptleute, denen er angeboten wurde, Best und zwei des 16. Regiments, wussten sich davon zu drücken; v. Münchhausen schreibt an Generalmajor v. d. Bussche in Hameln, Stade, d. 12. 3. 1782: „Die Polly liegt vor der Schwinge (bei Stade und die Division kann auf den ersten Wink an Bord gehen. Es herrscht hier einiges Missvergnügen unter den Officiers. Sie scheuen sich für die Polly wie zaghafte Kinder für Polter-Geister. Niemand will die 4. Division des 15ten Regimentes commandieren."

4) Unter den Namen der Angehörigen der Hornschen Division deuten u. a. auf süd- oder mitteldeutsche Herkunft: Stadelmeyer, Baumeißel, Schwärtzel, Weinmüller, Grimminger, Emmert, ferner die Vornamen Jakob, Zacharias, Kaspar zur Unterscheidung gleichnamiger Soldaten angeführt.

Str. 4 mit ihrem platten Inhalt kann ebenso gut ursprünglich wie spätere Zudichtung sein, Str. 5 wird in der Form „Zu Stade auf der Schanzen", die Jüngsts Aufzeichnung bietet, während des Garnisondienstes der Truppe vom Januar bis bis März 1782 entstanden sein[1]).

Etwas weiter auszuholen gilt es bei den beiden letzten Strophen.

Die 7. deutet zunächst wieder zweifellos auf das schlechte Verhältnis zwischen Offizieren und Mannschaften. Etwas seltsam mutet darin das Fohlen als Reittier an. Eine spätere Fassung hat denn auch den Rappen dafür eingesetzt. Mir scheint es naheliegend, dass darin ursprünglich eine Erinnerung an die 'Polly' steckt, dass diese anfänglich genannt war.

Vor der Elbmündung hatte das Schiff einen furchtbaren Sturm erlebt, und mancher seiner Insassen mochte da geglaubt haben, dass die Reise nach Ostindien vorzeitig zur Reise ins Jenseits werden würde. In solcher Gefahr mag dem Munde der Soldaten genugsam die Verwünschung entfahren sein: „Hole der Teufel die ganze Wirtschaft, zumal das Schiff, in das man uns hilflos und willenlos hineingepfercht, aber auch die Offiziere, die uns geworben und gedrillt und schikaniert!"[2]) „Mitsamt der schwarzen Polly, der Teufel komm und hol sie," so oder so ähnlich, vermute ich, hat die Strophe ursprünglich gelautet.

Aber der drohende Untergang konnte auch noch andere Gedanken auslösen. In solchen Lagen, wo der Mensch hilflos den Elementen gegenübersteht, werden leicht Kindheitserinnerungen an Sagen von Gespenstern und Unholden wach. Eine Hauptrolle spielt da auch der Teufel. In der Elbmündung hatte er nach der Erzählung des Volkes schon einmal sein Spiel mit einem Schiffe getrieben und war überlistet in den Grund des Stroms gebannt[3]). Manchen der Soldaten waren auch sicher aus der Heimat die Geschichten vom wilden Jäger und vom Schimmelreiter geläufig[4]), Sagen von weissen Teufelpferden waren gerade auch an den Nordseeküsten im Schwange[5]). Jetzt mochte angstvolle Einbildungskraft in dem aufgewühlten Meer, in dem Gischt der weissen Wogen den Gottseibeiuns selbst heranstürmen sehen.

So sind die Grundlagen der beiden Strophen ebenfalls völlig aus der Situation heraus dargeboten, und erst in weiterer Folge hat wohl das dichterische Empfinden der Wirkung des Gegensatzes die unschuldvollen Himmelsreiter und die vom Teufel geholten Vorgesetzten geschaffen[6]). Es ist ja überhaupt anzunehmen, dass das Lied, wie so viele andere Soldatenlieder, eine allmähliche Erweiterung des Textes erfahren hat. Einen besonderen Anlass hierzu würde besonders der Vortrag als Singspiel mit eingefügtem Tanz geboten haben, von dem Jüngst berichtet und wozu die nach seinen Angaben von mir aufgezeichnete Melodie passt.

John Meier hat nachzuweisen versucht, dass in unserm Liede drei verschiedene Bestandteile zu einem neuen Ganzen zusammengeflossen seien: die Anfangsstrophe der alten Ballade vom Grafen und der Nonne[7]), ein umgesungenes Schäferlied „Schäfer, sag

1) Vgl. zu den verschiedenen Ortsangaben J. Meier, Schweiz. Archiv 20, 221.

2) Über Prügelexekutionen bei der Ausbildung vgl. v. d. Knesebeck S. 130.

3) Vgl. K. Müllenhoff, Sagen von Schleswig-Holstein 1845 S. 264. Henniger u. v. Harten, Niedersachsens Sagenborn 2, 130.

4) Vgl. u. a. J. Grimm, Deutsche Mythol. [4] 1, 129. Kuhn-Schwartz, Norddeutsche Sagen 1848 S. 156. 228. 427 f. Niedersachsens Sagenborn 1, 192.

5) Müllenhoff S. 567 f.

6) Dabei kann sehr wohl auch wieder eine mythologische Erinnerung mitgespielt haben. Vgl. J. Grimm, Mythologie [4] 2, 831.

7) Erk-Böhme 1, Nr. 89. Vgl. Schweiz. Archiv 20, 221.

was willst du essen?“[1]) und der 1678 in dem Liede „Ach Mutter, gib mir einen Mann“ erscheinende Kehrreim[2]). Der Verschmelzungsprozess sei zu vollständiger neuer Einheit gelungen, und nur der historischen und quellenkritischen Forschung habe es gelingen können, die Einzelbestandteile noch aufzuzeigen. Nach meiner Überzeugung muss diese Auffassung stark eingeschränkt werden. Wohl sind einige Volksliedmotive und der alte Kehrreim glücklich verwertet[3]), aber das Lied als solches ist von vornherein als einheitliche Schöpfung anzusehen.

Es bleibt noch zu untersuchen, ob das, was wir sonst von der Überlieferung des Liedes wissen, mit den bisherigen Feststellungen in Einklang zu bringen ist. Die bisherige Forschung sieht in den Fassungen, welche die epische Eingangsstrophe nicht haben, sondern gleich mit der Frage beginnen „Was sollen die Soldaten essen?“ die ältere Form. Zeitlich an erster Stelle steht unter diesen eine flämische Niederschrift, das Spottlied „Wat zullen ons Patriotjens eeten?“[4]), das demgemäss auch als Grundlage unseres Liedes angesehen wurde. Der Urheber dieser Auffassung ist Hoffmann von Fallersleben, der zu dem Text des Patriotenliedes folgendes bemerkte: „. . . aus Brüssel, aber doch in Holland entstanden, es ist ein Spottlied auf die holländische Staatenpartei, die sogenannten Patrioten die im J. 1788 den Einmarsch der preussischen Truppen nicht zu hindern vermochten und erlagen. Es ist gewiss im preussischen Heere zuerst gesungen worden, wie es denn auch wohl dort entstanden ist . . . Merkwürdig, dass dies Lied in den Jahren 1813—15 an der Niederelbe wieder auftauchte: damals sang es die englisch-deutsche Legion. Daher denn auch der wunderliche Anfang: Ein Schifflein sah ich fahren usw.“[5])

Bei näherer Prüfung lässt sich Hoffmanns Ansicht schwerlich halten. Wie das Patriotenlied bei Büsching und v. d. Hagen[6]), woher es auch Hoffmann entnommen, nach der mündlichen Überlieferung von Marie Josephine v. d. Hagen, geb. v. Reynack aus Brüssel um 1795 aufgezeichnet ist, so dürfte es nach den in der genannten Sammlung gegebenen Bemerkungen auch dem flämischen Sprachgebiet entstammen. Auch ein aus den geschichtlichen Verhältnissen herzuleitendes Bedenken steht, was Hoffmann entgangen ist, dem nicht im Wege. Im Gegenteil: Auch in Belgien spielte eine sogenannte Patriotenpartei eine Rolle, und zwar einige Jahre nach den Vorgängen in Holland, an die Hoffmann denkt. Während man ursprünglich nur die nach Frankreich geflüchteten Demokraten, die als eine Art Krähwinkler Landsturm im Herbst 1789 einen Einfall nach Belgien unternahmen, so bezeichnete, wurde der Name später von den Österreichern auf die aufständischen Belgiern insgesamt übertragen[7]). Diese belgischen Wirren stehen zunächst in Zusammenhang mit inneren Streitigkeiten in Holland, aber bald wird

1) Erk-Böhme 3, Nr. 1491. Vgl. Schweiz. Archiv 20, 222.

2) Schweiz. Archiv 20, 206ff.

3) So mag der Dichter auch den Anfang der Ballade vom Grafen und der Nonne (Erk-Böhme Nr. 89) wohl gekannt haben, wenn sich auch die epische Form des Eingangs ohne weiteres aus der Situation erklären liesse. Ein weiteres Motiv: gebackene (gebratene) Fische z. B. bei Erk-Böhme Nr. 107b, 110a u. ö. Im Zusammenhang mit dieser Speise scheint doch wohl 'Krebse' statt 'Kresse' das Ursprüngliche. Vgl. J. Meier, Archiv 20, 224ff.

4) Erk-Böhme 3, Nr. 1324. [F. van Duyse, Het oude nederlandsche lied 2. 1825 nr. 473. 3, 2485.]

5) Hoffmann von Fallersleben, Niederländische Volkslieder 1856 S. 298.

6) Büsching und v. d. Hagen, Sammlung deutscher Volkslieder 1807. Anhang Nr. 9. Vgl. dazu S. 420.

7) Vgl. N. G. van Kampen, Geschichte der Niederlande 2, 507ff. 512ff.

das niederländisch-belgische Gebiet einer der Hauptschauplätze des grossen Angriffskriegs der französischen Revolution, der 1793 fast ganz Europa in seine Kreise zog

Zu den englischen Hilfstruppen, die damals in Belgien fochten, gehörten in erster Linie Hannoveraner, und Namen des heutigen flandrischen Kampfgelände tauchen schon damals in den Annalen der hannoverschen Regimenter auf: Menin, Werwick, Hondschoote, Ypern.

Zu dem von England aufgestellten deutschen Hilfskorps war im Jahre 1793 auch das Regiment getreten, das 1781/82 als das 15. die Fahrt nach Ostindien angetreten hatte. Bei einer 1785 erfolgten Neueinteilung der Armee hatte es die Regimentsnummer 14 erhalten. 1791 und 1792 waren seine Überreste nebst denen des 16., jetzt 15., zurückgekehrt und in Stade neu formiert worden[1]).

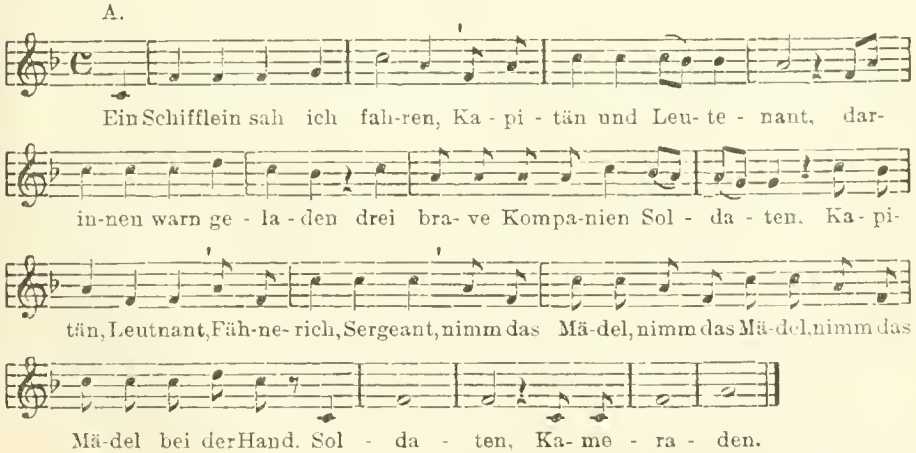
Sicher hat es auch seine Lieder mit auf den neuen Schauplatz seiner Taten gebracht, vor allem sein Lied „Ein Schifflein sah ich fahren." Und auf Grundlage dieses hannoverschen Soldatenliedes hat sich dann, so wird man nun ohnweiteres schliessen können, das Spottlied auf die Patrioten gebildet.

Damit sind die letzten Hindernisse beseitigt, die der Richtigkeit der Jüngstschen Tradition über die Entstehung von „Ein Schifflein sah ich fahren" noch entgegenzustehen schienen. In ihren Grundzügen darf diese als den Tatsachen entsprechend angesehen werden. Das Lied ist im Winter 1781/82 im Zusammenhang mit den Vorgängen auf dem englischen Transportschiffe 'Polly' bei der 4. Division des 15. hannoverschen Regiments entstanden.

4. Notenbeilage.

A ist die von Jüngst mitgeteilte Melodie, die mit der bei Erk-Böhme 3, Nr. 1326 verzeichneten manche übereinstimmenden Züge aufweist. Jüngst bemerkt zu Z. 1: Vorsänger, Z. 2ff.: Chor[2]). Z. 5ff.: Tanzbeginn, währt bis zu Ende. Z. 1 bis 4: Rezitativ, breiter, ruhiger Soldatengesang. Z. 5—7: lebhafte Gallopade, Staccato mit kurzem Trommelschlag. Z. 8: die Schlussworte lang gezogen, mit verlaufendem Trommelwirbel.

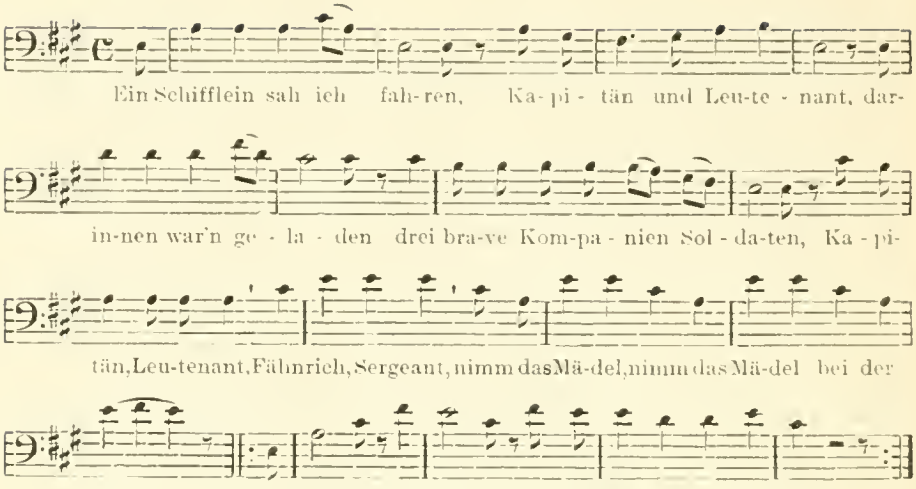
A.



In B füge ich eine mir sonst nicht aufgestossene Melodie bei, die mir von meinem Bruder, Unteroffizier Joh. Lucke, im 5. Garde-Regt. z. F., Anfang 1917 mitgeteilt wurde. Bei seinem Truppenteil war das Lied nach seiner Angabe sehr beliebt.

1) Vgl. v. d. Knesebeck S. 153. 162f. 166ff.
2) Vgl. oben S. 80.

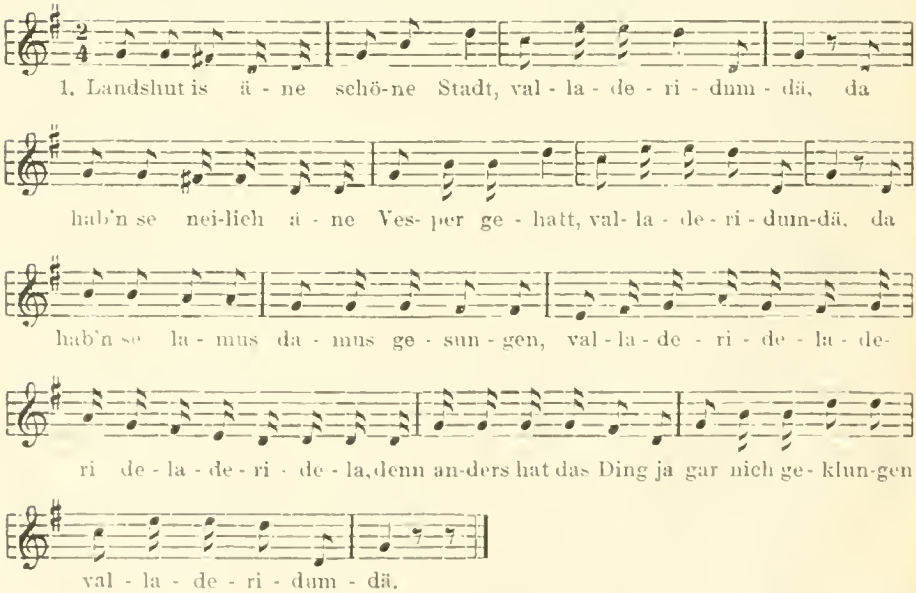
B.



Hannover. Wilhelm Lucke.

Der Bauernjunge in der Landshuter Vesper,

ein Handwerksburschenlied aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts.



2. Ä Kästel hing da an der Wand, valladeridumdä,
Sein Pfeiflein dran von allerhand, valladeridumdä,
Da hat Äner mit Fingern drauf rumgegriffen, valladerideladerideladeridela,
Da ha'n die Pfeiflein juchhee gepfiffen, valladeridumdä.

3. Und Äner hat woll'n ä Schachtel schneiden,
Der Andre hat gewunken, er sollt's lassen bleiben,
Und Äner wollt' än meßingen Dalmus fressen,
Nee Vater, das Ding kann ich gar nicht vergessen.

4. Da is Äner in än hölzern Butten neingestieg'n,
Ä ganze Weil hat er still geschwieg'n,
Auf einmal reißt er sei Guschen auf
Und macht än Lärm, das war ä Graus.

5. Zuletzt da bring'ns än Pudelhund,
Den ha'n se mit'n Kopf in's Wasser neigetunkt,
Da ha's se de Leute ja so bespritzt,
Dass Jeder hat sei Gusch'n abgewischt.

6. Nee Vater, wenn Du das Ding hätt'st gesehn,
Ä halbe Bier hätt'st auch gegeb'n,
Ä halbe Bier, ä Seidl Wein
Auf'n Sonntag wird's wohl wieder sein.

Vorstehendes Lied ist aus dem Munde eines 1799 geborenen Handwerkers niedergeschrieben.

Dresden. Paul Emil Riehter.

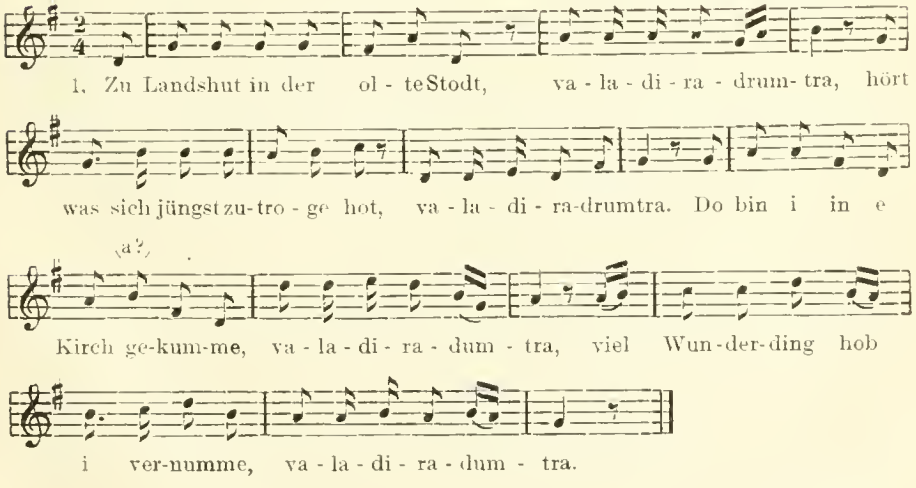
Nachtrag.

Eine vollständigere Fassung (B) steht in L. Erks hsl. Nachlass auf der Königliehen Bibliothek zu Berlin Bd. 7, 165:

Bayrische Vesper.

Allegretto. Aus Neunkirchen im Odenwald 1840.

(d?)



2. Do woren Männer groß un klan,
Stücker vierzi, wie i man,
Hohen olle gsunge, hobn alle glese,
Sin gewolti stark im Handel gwese.

3. A jeder hot en Zettel gehot,
Druf woren Hoken krumm un grod,
Und wann der an hot angehobe,
Glei hot der andre nachgeschobe.

4. Un wann der dritt is ausgewischt,
Glei hot sich a der viert nei gemischt.
Viele wollten Schochteln schneide,
Aner hot gewunke, sollens losse bleibe.

5. Ebbes het i schier vergesse,
Zwa wollten messene Därme fresse.
Ans müßt ihr aber a no wisse,
Zwa hoben gar in Prügel bisse.

6. Aner hot en Bettstolle troge,
Do is e geler Worm rauskroche,
Der Schweinpelz nahm den Worm di Gosche
Hot di Backe gwolti ufgeblose.

7. Aner hielt in linker Hand
En hole Bam mit Strieke drufgespannt,
Di hot er mit em Holz gefidelt,
Do wor e Gaulsschwanz dran geknittelt.

8. Aner hot e Trummle gehot,
Uf die er gwolti geschloge hot,
Des hot dir brummet no so sehr,
Als wenn e Wetter am Himmel wär.

9. Un e Kaste stand an der Wand,
Druf woren Hölzli allerhand,
Un wann mr do druf rum gegriffe,
Glei hoben alle Hölzli pfiffe.

10. Uf e mol war es mäuslistill,
I hob nur schaut, wos gebe will.
Do hobens Lames-dames gesunge,
Un aner is in e Butt nei gsprunge.

11. Un wie er war in die Butt gestiege,
Hot er erst e Bissel still geschwiege,
No leert er seine Gosche aus,
Macht die Leut aus, des war e Graus.

12. Un wie des alles gor is gwese,
Hot er ebbes aus em Buch her glese,
I sog dir, wann des Ding hättst gesehen,
E Masle Biere hättst drum gegeben.

13. Zuletzt brochtens gor en Pudelhund,
Den hobens mit der Gosche ins Wasser gedunkt:
Do hob i aber herzli gelacht
Un hob mi aus em Staub gemacht.

Eine 1838 in Dreieichenhain bei Frankfurt a. M. aufgezeichnete Fassung (C) in Erks Nachlass 7, 164 beginnt: 'Zu Langsdorf in der große Stadt, drala rala ridum da, wo's immer was zu vespern hat' (6 Str. mit Mel.). Auch Schmeller, Die Mundarten Bayerns 1821 S. 253 führt einige Zeilen aus der 'Vesper von Landshut' an. — In einer anderen Fassung (D), die nach Erk (Deutsche Volkslieder 2, 1, 50 nr. 43. 1841) 1790 von den Mönchen der Abtei Erbach bei Mainz gesungen wurde, geht eine Einleitung vorauf:

Votter, loß dir Wunder soga, Chor: Hör mir zu!
Was sich neuli hot zugetroga. (Chor:) Bin i nit a braver Bua?

Es sind 41 zweizeilige Strophen mit anderer Melodie. Aus A. v. Arnims Nachlass hat Erk (Nachlass 7, 166) eine weitere Aufzeichnung (E) von 1806 (23 zweizeilige Str. mit Mel.) kopiert: 'O Vota, lost euch Wunda soga, volotoro', mit der Überschrift 'Bairisch Kirchenlied'. Der Name Landshut ist in DE fortgefallen, während er in C zu Langsdorf entstellt ist.

Das Lied auf die Landshuter Vesper ist aus einem nichtstrophischen Dialektgedichte des 17. Jahrh. hervorgegangen:

Vatter, i mueß dir Wunder sagen,
Waß sy nächten zue hat tragen
Z Lanzet dinen in der Stadt (130 Verse).

Eine um 1670 aufgezeichnete Fassung teilte Blümml (Zs. f. hochdeutsche Mundarten 6, 228. 1905) aus einer Tübinger, eine etwas jüngere A. Hartmann (Bayerns Mundarten 1, 225. 1891) aus einer Münchener Hs. mit. Drei spätere Bearbeitungen lassen die Beziehung auf Landshut fallen: 1. A. Blumauer († 1798), Der evangelische Bauernjunge in der katholischen Kirche (Vater, hörts nur Wunder an. 182 V. Sämtliche Werke 1819 7, 41 = 1827 2, 12 = 1830 1, 90 = 1841 3, 133. Gerning, Reise nach Österreich 1, 86. 1802 = Radlof, Mustersaal aller Mundarten 1, 156. 1821). — 2. Ein Gedicht, welches ein evangelisch-schwäbischer Bauernknabe seinem Vater erzählte, als er das erstemal in die Stadt, und allda in eine katholische Kirche kam (16 S. o. O. um 1800. Berlin Yd 7906, nr. 56: 'Vata, höar nu Wunder an'; 301 V., dazu ein Lied: 'Als d' Juda unsarn Heara bald gfanga habn ghabt', 10 Str.). 3. Der Neuling in der Kirche, 176 V. aus dem bayerischen Schwaben: 'Vater, heèr nà Wonder a' ' (Schmeller, Die Mundarten Bayerns 1821 S. 547; vgl. Hartmann 1, 235. 238).

Dasselbe bayrische Gedicht des 17. Jahrh. liegt noch einem zweiten Liede zugrunde, in welchem nicht ein Knabe, sondern ein erwachsener Bauer eine Kirchenmusik beschreibt:

1. Ei denkt, mich arme Bauersmah, hum, hum,
Kam letzt das liebe Frummthun a, hum hum.

(22 Str. mit Mel. wie 'Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus). Aus F. Nicolais hsl. Sammlung in Erks Nachlass 30, 590. — **2.** 'Denkt doch, mich armen Bauersmann' (19 Str. in einem um 1800 gedruckten Flugblatte: Vier Lieder, Leipzig, Solbrig. Berlin Yd 7907, nr. 38 und Yd 7925, nr. 45). — **3.** 'Och denket mek oarmen Buersmann' (7 Str. aus Halberstadt. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen 1, 171). — **4.** 'Aeh hört mi armen Buersmann an, hm hm' (22 Str. mit Mel. aus einer Hs. von 1791 in Erks Nachlass 5, 118). — **5.** 'Ach hört mi armen Bursmann an' (23 Str. aus einem Berliner Liederbuch ebd. 5, 119). — **6.** 'Aeh hört mi armen Buersmann, hm hm' (16 Str. aus dem hsl. Liederbuch eines Bauern in Nauen bei Berlin ebd. 5, 124). — **7.** 'Aeh hört mich armen Bauersmann' (29 Str. mit Mel. John, Volkslieder aus dem sächs. Erzgebirge 1909 nr. 205). — **8.** 'Mey, hiert mich orma Bauersmoun' 19 Str. E. Hennig, Reisen in Schlesien 1799 S. 132). — **9.** *Schlesische musikalische Blumenlese 3. Jahrg., 4. Heft. Breslau 1805. — **10.** 'Vernahmt mich orma Bauersman' (18 Str. mit Mel. aus Schlesien. Erk, Volkslieder 1, 5, 38 nr. 33. 1840). — **11.** 'Vernahmt mich armen Bauersmann' (18 Str. mit Mel. aus Schlesien durch Hoffmann v. F. 1842 in Erks Nachlass 5, 123). — **12.** 'Vernahmt mich ormen Pauersmohn, hehe' 17 Str. mit Mel. von der Gräfin Reichenbach, Waltersdorf 1843. ebd. 7, 560). — **13.** 'Mer quam a mal das Fromthon an' (16 Str. Liederbuch eines Soldaten aus Seelow, ebd. 5, 125) — **14.** 'Enem Bua kem dat Frommsen an' (8 und 9 Str. Frischbier, Preussische Volkslieder in plattdeutscher Mundart 1877 nr. 25a—b). — **15.** 'Es war einmal ein Bauersmann' (9 Str. mit Mel. aus Berlin. Erk, Volkslieder 1, 3, 64 nr. 68. 1839). — **16.** 'Et war n mahl n Bueasmann' (9 Str. aus Halberstadt. Firmenich 1, 172). — **17.** 'O Greete. wat hebb ick esehn' (16 Str. aus Osnabrück Firmenich 1, 247). — **18.** 'Ick on onser Nopfers Mon' (8 Str. aus dem Kuhländchen. Zs. f. österr. Vk. 10, 111. 1904 = Unser Kuhländchen 1, 277. 1911). — Unzugänglich war mir Blümml. Der Bauer in der Kirche (Deutsche Mundarten hsg. von Nagl 2, 169. 1906).

Das bayrische Dialektgedicht hat endlich auch in Salzburg wiederholt das Vorbild zu scherzhaften Beschreibungen eines Kirchenfestes abgegeben:

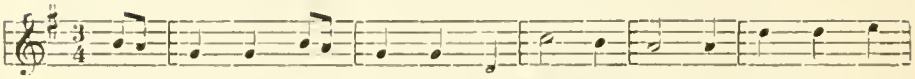
1. 'Loß, Riepel, i muß da was wunderliß sogen'. 1751 (33 Str. Bayerns Mda. 1, 229). — **2.** 'Gott gseng enckh Essn, das haist än Lenckhn hergsössn'. 1758 (14 u. 16 Str. und Rezitative. ebd. 1, 295). — **3.** J. M. Kagerer 1759: 'Gott gseng enks. olli Herrn, und laßt euks brav schmöcka' (28 Str. ebd. 1, 231. Süss, Salzburger Volkslieder 1865 S. 99. Kohl, Heitere Volksgesänge 1908 nr. 78. Schottkys Volksliedernachlass hsg. von Blümml 1912 nr. 33). — **4.** Die Duxer Messe: 'Ich gang amöel ge Zell dürchö' (9 Str. Bayerns Mda. 1, 233. 239. Lutterotti, Gedichte im Tiroler Dialekt 1854 S. 44. Frommanns Deutsche Mda. 5, 100. 1858. Süss 1865 S. 107. Die Heimat 1, 208; Meran 1912—13).

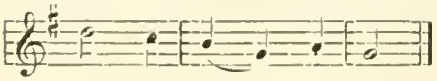
Übrigens ist der die Kirchenmusik anstaunende Bauer ein altes komisches Motiv. In Freys Gartengesellschaft c. 54 betet die Bäurin die Orgel im Strassburger Münster an; in den von Jellinghaus herausgegebenen niederdeutschen Bauernkomödien 1880 S 154 und 235 erzählt ein Bauer, wie der taktschlagende Kantor den Jungen winkte stillzuschweigen, diese aber immer lauter schrien; vgl. J. P. de Memel, Lustige Gesellschaft 1656 nr. 2 und J. Leseberg, Jesus duodecennis 1610 Bl. E 3b. Ebenso beliebt waren bäurische Schilderungen einer Theateraufführung: Firmenich 2, 176. 181. 188. 447. 3, 278. A. Pölz bei Blümml, Schottky S. 145.

Berlin. Johannes Bolte.

Volkslieder aus dem Odenwald[1]).

I. Die heiligen drei Könige.





2. „Nach Bethlehem steht unser Sinn,
Wir wolln anbeten den Herrn Jesum Christ."

3. 'Ihr lieben drei Herren, bleibet heute bei mir!
Ich will euch guten Wein und guts Bier.'

4. „Ach nein, ach nein, das kann ja nicht sein,
In dreizehn Tagen vierhundert Meil."

5. 'Ei warum ist denn der mittel so schwarz?'
„Es ist der König aus Morgenland."

6. 'Bist du es der König aus Morgenland,
So reiche mir deine rechte Hand!'

7. „Meine rechte Hand die reich ich dir nicht,
Denn du bist der Herodes, ich traue dir nicht."

8. Sie gingen alle drei den Berg hinauf,
Da sahn sie den Stern wohl über dem Haus.

9. Sie gingen alle drei ins Haus hinein,
Da fanden sie die Mutter und das Kind allein.

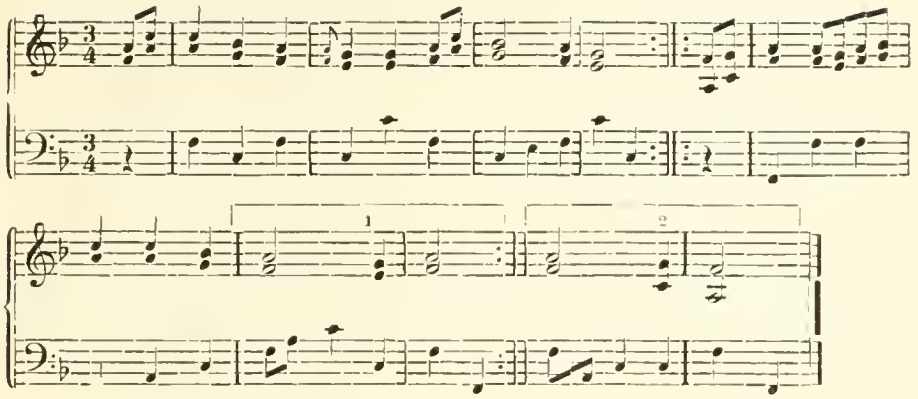
10. Sie fanden das Kind ganz nacket und bloß
Und legtens der Maria auf ihren Schoß.

11. Sie schenkten der Mutter eine goldene Kron,
Bis übers Jahr einen neuen Sohn.

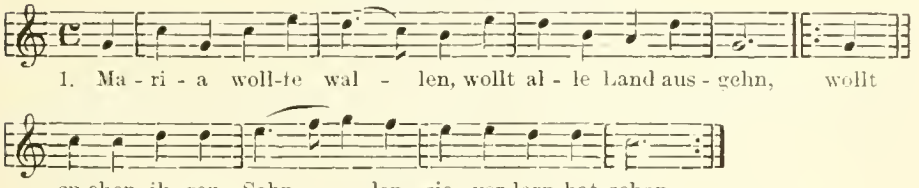
Die ältesten Aufzeichnungen dieses Ansingliedes stammen aus dem 16. Jahrhundert (Wackernagel, Kirchenlied 2, nr. 918—921. Erk-Böhme, Liederhort 3, 109 nr. 1194 ff. Vogt, Die schlesischen Weihnachtspiele 1901 S. 300). Die drei Teile desselben, das dramatisch wirkende Gespräch der Könige mit Herodes, die Anbetung des Christkindes und die Bettelreime am Schluss, sind in unserer Fassung trotz mancher Entstellung deutlich zu erkennen. Die erzählende Einleitung (Drei König kamen in Herodes Land . . .) ist freilich bis auf einen in Str. 4 versprengten Rest (Sie ritten daher in schneller Eil, in dreizehn Tagen vierhundert Meil) verloren gegangen. 'Morgenland' in Str. 5—6 ist aus 'Mohrenland' entstellt. Der letzte Vers 'Bis übers Jahr einen neuen Sohn' stammt natürlich aus dem Danke, mit dem die Sternsinger nach erhaltener Spende sich von der Gebern verabschieden (Man hat uns ehrentleichen geben, der liebe Gott laß euch mit Freuden leben usw.). — Zur Verbreitung des Liedes vgl. Erk-Böhme 3, 119, Schweizer Volkskunde 4, 89 und Lewalter, Kinderlied 1914 S. 391 zu Nr. 713. Ähnlich niederländisch bei F. van Duyse 3, 2041 nr. 528; dänisch bei Nyerup, Udvalg af danske Viser 1, 278 nr. 55 (1821).

Bei dieser Gelegenheit sei es verstattet, von einem um 1800 gedruckten Nürnberger Kupferstiche (auf dem Germanischen Museum), der den Umzug der Sternsinger darstellt, die Melodie eines Sternsingerliedes mitzuteilen, zu dem der Text leider nicht überliefert ist:

1) Vgl. oben 20, 401.



2. Marias Wanderung.



2. 'Wir haben ihn gesehen
|: Vor eines Juden Haus :|
Schaut er ganz traurig aus.'

3. „Was trug er auf seinem Haupte?"
|: 'Eine dörnerische Kron, :|
Das Kreuz trug Jesus schon.

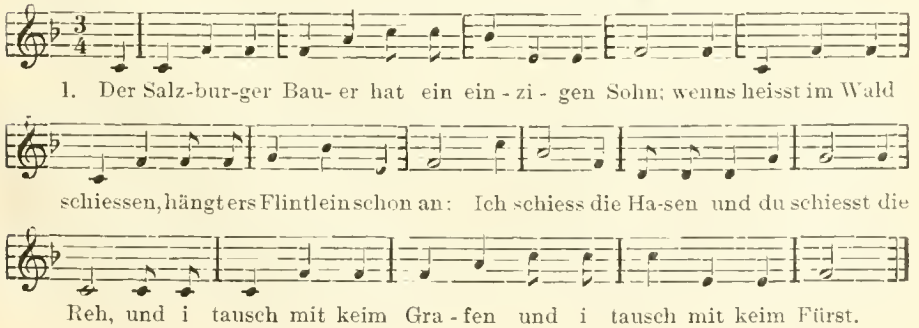
4. 'Das Kreuz muß Jesus tragen
|: Von Jerusalem in die Statt, :|
Wo Jesus gelitten hat.

5. 'Maria, du sollst nicht weinen,
|: Sollst auch nicht traurig sein. :|
Das Himmelreich ist dein.

6. 'Das Himmelreich geht über,
|: Geht über Gut und Geld, :|
Geht über die ganze Welt.'

Vgl. Erk-Böhme 3, 756 nr. 2058—2062. Friedlaender, Hundert deutsche Volkslieder nr. 76 (Siebengebirge). Köhler-Meier nr. 1. Dunger-Reuschel 1915 S. 236. Schlossar S. 6. Blümml, Beiträge zur dt. Volksdichtung 1908 S. 29. Hauffen, Gottschee Nr. 4. Thirring-Waisbecker, Zs. f. öst. Volksk. 21, 184 nr. 27 (Heanzen). Wolgakolonien 1914 Nr. 10. — Ähnlich Waldau, Böhmische Granaten 2. 169.

3. Der ungeschickte Wildschütz.

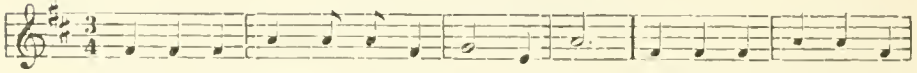


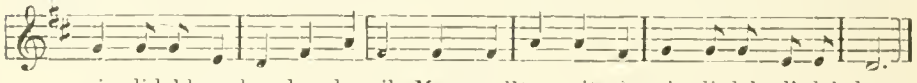
2. Heut hats im Wald gschosse,
Es hat mich sehr verdrosse;
I' hab gemeint, ich schieß e
Hirschlein,
Und hab e Kuh geschosse.
Die hat meinem Nachbar g'hört,
Der hat schrecklich lamentiert.
'Schweig still, mein lieber Nachbar,
Schieß e Hirschlein dafür.'

3. Gestern abend bin i heimgange,
Kame Jäger zu mir,
Das weis i aber doch net,
Warns drei oder warns vier.
Die haben gschaut, was i trag
Unter meinem Gwehr und meiner
Tasch;
Gsagt hab i's aber doch net,
Und gschmeckt habe sie's net.

Vgl. Seckendorfs Musenalmanach für das Jahr 1808, S. 57: 'Bin a Salzburga Baua bei mein bestn Jahrn' (8 Str. zu 6 Zeilen). Eine andre Fassung aus dem Odenwalde erhielt Erk (Nachlass 31, 807) 1858 von W. v. Plönnies in Darmstadt: 'Ich bin ein Salzburger Bauer' (4 Str.).

4. Der geschlagene Ehemann.





2. 'Mann, du mußt zu Hause bleibe,
Mußt Messer und Gabel abreibe.

3. 'Messer und Gabel nicht allein,
Auch das kleine Schmalzgändelein.'

4. 'Mann, wieviel Hühner habe glegt?'
S schwarz unds weiß habe gelegt.

5. S schwarz unds weiß nicht allein,
Auch das kleine Junghendelein.

6. 'Mann, wieviel Eier hasch der gebacke?'
I hab mer keins gebacke.

7. Die Frau die hält (holt?) d' Ofegabel,
Schlägt den Mann, daß er zappelt.

8. Der Mann springt zu der Hintertür naus,
Springt in sein Nachbars Haus:

9. 'Herr Nachbar, was will i sage,
Mich hat mein Frau so gschlage'.

10. 'Mein hat mirs a so gmacht.
Morgn wolln mer früh aufstehn,
Wolln zum Herr Amtmann gehn.'

11. 'Herr Amtmann, was wolle mir sagn,
Uns habe unser Weiber so gschlagn.'

12. 'Ihr seid halt Weiberknecht,
Euch gschichts des Teufels recht.'

Variante zu Str. 3—6: Zu Hause bleib i net, Messer und Gabel reib i net. Str. 3 lies Schmalzpfändelein?

Vgl. Erk-Böhme 2, 694 nr. 907—909. Süß, Salzburg 1865 S. 63. Kohl. Tiroler Lieder 1899 nr. 181. Schottky, Volksliedernachlass ed. Blümml 1912 1, 80 nr. 22. Kirschner, Aussiger Gau 1898 S. 59. Heimat (Meran) 1912—13, 46. Strackerjan, Oldenburg² 2, 236. Wendisch: Haupt-Schmaler 2, 83 nr. 93. — Verwandt ist das Lied 'Es war ein kleiner Mann' bei Erk-Böhme 2, 686 nr. 895. Köhler-Meier nr 210. Marriage nr. 195. Bender nr. 130. E. John 1909 nr. 114. Gassmann 1906 nr. 67. Amft nr. 519. Dunger 1915 S. 160. Schremmer nr. 144, Lewalter, Kinderlied S. 362 und 425 zu nr. 321. Tobler 1903 S. 73. Zs. f. österr. Volksk. 15, 135. Jungbauer, Bibliographie des Volksliedes in Böhmen 1913 S. 100 nr. 532—534. — Ähnlich dänisch: Grundtvig, Minder 2, 288 = Berggreen, Folke-

sange[3] 1, 257 nr. 171. Kristensen, Skjæmteviser 1901 S. 112 nr. 23 (Anmerkung). Norwegisch: Bugge, Folkeviser fra Telemarken 1859 S. 20 = Folke 1, 368. Französisch: Arnaudin, Grande-Lande 1, 254—279 (Frau spottet über ihren kleinen Mann).

Bretten. Lina Clauss-Mangler.

(Anmerkungen von J. Bolte.)

Zu dem Spruch 'Hätt's Gott nicht erschaffen'.

(Oben 5, 355.)

Das Münchener Nationalmuseum besitzt ein ungefähr 18 × 12 cm grosses, vermutlich aus einem Stammbuch herrührendes Blatt, auf dem die folgenden, von alter Hand geschriebenen Verse stehen:

Hets Gott nit Erschaffenn
detens Nitt Nünen vnd paffen
Wers Vngesnd detens die Dökdor nit pflegen
dets weh lis man es gar Vnder Wegen.

Darunter befindet sich eine aquarellierte Handzeichnung. Ein vornehm gekleidetes Liebespaar sitzt unter einem Birnbaum (Quittenbaum?) auf einem mit Blumen bedeckten Hügel. Der Mann, in der erhobenen Linken eine goldene Schale haltend, kehrt dem Beschauer den Rücken zu und hat das Gesicht nach rechts zu der Frau gewendet, die sich zärtlich an ihn anschmiegt. Unten steht in lateinischer Schrift IAPR (P aus Versehen für H?) und darunter 1601.

Vollständiger lautet diese Verteidigung der gesehlechtlichen Liebe in einer Eintragung von 1644 bei R. Keil, Ein denkwürdiges Gesellen-Stammbuch 1860 S. 45:

Wenns Vnrecht wer, so hets Gott nit erschaffen.
Wenn es Sünd wer, so thetens nicht die Pfaffen.
Wenn es vngesundt wer, so thetens die Doctor nit pflegen.
Wenn es nit woll thet, so liessens die Weiber vnderwegen.

Ähnlich in einem Jenaer Studenten-Stammbuch von 1753 bei Keil, Die deutschen Stammbücher 1893 S. 258: 'Lieben ist nicht wider Gott.' Aus dem Jahre 1772 stammt eine Aufzeichnung im Stammbuch der Seifensiedergesellen der Stadt Punitz (Histor. Monatsblätter für die Provinz Posen 8, 61. 1907):

Das lieben ist nicht wieder Got, sonst hätte er es nicht erschaffen.
Keine synd kann es auch nicht seyn, sonst lissen es die Pfaffen.
Und wäre es sehr ungesundt, so würden es die Ärzte meiden.
Und gewisslich, thät es wehe, so würd es keine Jungfer leyden.

Fast ebenso in der oben 6, 603 von mir mitgeteilten hsl. Fassung nach 1768: 'Es ist nicht wider Gott'[1]). Auf eine in Christian Weises 'Überflüssigen

1) Zu den ebd. 6, 303 nr. 6 abgedruckten lateinischen Spottversen auf die Mönche kann ich nachtragen, dass sie in etwas andrer Fassung in der Aurifaberschen Sammlung von Luthers Tischreden (Eisleben 1566 Bl. 617 = Ausgabe von Förstemann 3, 301) begegnen: „Encomium Monachorum. Einer sagte ein Mal zu Doctor Martin Luthern über Tisch diesen Vers von den Mönchen:

O Monachi, ventres pigri estis, amphora Bacchi,
Vos estis, Deus est testis, turpissima pestis.

Das ist: Die Mönche sind faul und saufen sehr,
Sind böse Würm, bezeugt Gott der Herr."

Gedanken' S. 106 enthaltene Verbreiterung des Spruches hat Erich Schmidt oben 5, 355 nr. 2 hingewiesen und bemerkt, dass der Volksreim noch heut in Österreich fortlebe. Dies kann ich aus einem 1893 zu Ruma in Syrmien geschriebenen Liederhefte bestätigen, das Herr Dr. A. Byhan in Hamburg dem Herausgeber dieser Zeitschrift übersandte. In einem aus verschiedenen Bestandteilen zusammengeflickten Liede 'Die Mädchen sind wie der Wind' (oben 26, 336) lautet hier Str. 7—8:

Und wenn das eine Schande wär, so hätts Gott nicht erschaffen;
Wenn das eine Schande wär, so tätens nicht die Pfaffen.
Und wenns der Gsundheit schädlich wär, so täts der Doktor meiden.
Und wenns den Mädchen weh tät tun, so täten sies nicht leiden.

Der Spruch muss aber bereits im 16. Jahrhundert verbreitet gewesen sein; denn die letzte Zeile, welche in der oben 6, 303 erwähnten Aufzeichnung des 18. Jahrhunderts also klingt:

Und wenn es wehe thätt, so thätts kein Mädl leiden.

finden wir schon in Hieronymus Bocks gereimter Satire 'Der vollen brüder orden'[1]) Bl. B 4b in etwas abweichender Form angeführt:

Esel wein.
Noch findt man ander wein trollen,
Wann sie des haben ein vollen,
Rhümen sich jrer lehr vnd kunst,
Was sie zu Dauender vnd sunst
Zu Löuen hoch studiert haben
Griechisch Latinisch buchstaben,
Kennen drei .J. im ABC,
Vorn stehts A, in der mitt ein T,
Die machen ein Wort, heist Ita[2]),
Gut Latin, hat nur zwo sylba.
Darzu kreichen sie also sehr,
Bei jn glerten sunst nichts gelten mehr.
Bald fahends an zu figurieren,
Der graw esel will auch Bassieren.
Kan Solmisieren Vt Re FA Re
Ita Vt Fa Re mi la Re.
Der Text aber heist: Thet es wehe.
Die meidlin liessen d knaben
gehn[3]).

Da die durch Solmisationssilben bezeichneten Noten das Bruchstück einer Melodie bilden, so ist anzunehmen, dass der von Bock angeführte Text einem gesungenen Volksliede entnommen ist. Vielleicht vermag der eine oder der andere Leser dieser Zeitschrift hierüber Aufschluss zu erteilen.

1) Erschienen vermutlich zu Strassburg zwischen 1543 und 1550. Vgl. Strauch, Vjschr. f. Litgesch. 1, 90—97. 2, 497.

2) Als klangmalende Bezeichnungen für das Eselgeschrei führt Grimms DWb. 4, 2, 2016 die Formen ia, ya(h), ehika, gigag, hika, ih(h)a und ika an, aber nicht die obige Form.

3) Auf diese Stelle wurde ich durch den folgenden Hinweis in Fischarts Praktik (Scheibles Kloster 8, 613) aufmerksam: „Es werden sich auch jhren viel lieber frü niderlegen, dann frü auffstehen, nachdem ein Bachofen voll Lieb da regiert; dann es heist, wie H. Bock reimet: Thet es wehe, die Meidlin liessen die Knaben gehn." — Den ähnlichen Gedanken, dass Frauenliebe mehr wert sei als alle andern Vergnügungen, versinnlicht ein öfter wiederholter Holzschnitt des 16. Jahrhunderts, durch vier mit Graben, Fischen, Falkenjagd und Feueranblasen beschäftigte Männer und ein sie verlachendes Mädchen (Wickram, Werke 5, XCIII[1]. E. Fuchs, Die Frau in der Karikatur 1906 S. 182. J. v. d. Heyden, Speculum Cornelianum 1618 nr. 34). — Einigermassen verwandt sind die Darstellungen der vier Alter der Liebe Wickram, W. 5, CIX und 8, 350. Diederichs, Deutsches Leben der Vergangenheit 1, 150 nr. 188. De Bry, Emblemata 1611, Neudruck 1891 nr. 25. J. v. d. Heyden, Spec. Cornelianum 1618 nr. 35. Vgl. Gassmann, Das Volkslied im Luzerner Wiggertal 1906 nr. 108 'Ist das Mädchen achtzehn Jahr').

München. Anton Englert (und J. Bolte).

Lieben kein Verbrechen.

Das geflügelte Wort „Ist denn Lieben ein Verbrechen“ wird bei Büchmann (20. Aufl. 1900 S. 330 u. ö.) auf eine Ode von A. Pope (1708) zurückgeführt und im Bereich der deutschen Dichtkunst mit Stellen aus Gellerts Lustspiel 'Die zärtlichen Schwestern' (1747), Lessings Trauerspiel 'Sara Sampson' (1755), Wielands 'Grazien' (1770), C. F. Weißes 'kleinen lyr. Gedichten' (1772) belegt, worauf dann die bekannten Anfangsworte des nach Angabe von Erk-Böhmes Liederhort (2, 454 Nr. 645) schon vor 1810 entstandenen Liedes angeführt werden. Dieses findet man, meist vierstrophig, ausserdem noch in Bernhardis Liederlexikon (2, 234 Nr. 1191), in Härtels Liederlexikon ([9] S. 331 Nr. 428), in Wustmanns Liederbuch f. altmod. Leute ([3] S. 464 vgl. 622), bei Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar (S. 44 Nr. 36, hier 2 achtz. Str.), in der Liedersammlung des Studenten F. Rolle 1846/47 (v. O. Stückrath): Hess. Blätter f. Volkskde. 11, 82 u. ö. Vgl. Hoffmann-Prahl, Unsere volkst. Lieder[4] S. 157. Prahl verweist auf eine Stelle bei Kopp, Deutsches Volks- und Studenten-Lied (S. 285) aus der Handschrift eines ungenannten Schlesiers „Ist Lieben ein so groß Verbrechen“, was auch die Herausgeber der späteren Auflagen von Büchmanns Geflügelten Worten ([21] 1903 S. 348 usw.) sich zunutze gemacht haben. Abgesehn von einem Nachtrag im Euphorion 13, 131 mögen hier zu den vorstehenden einige fernere Belegstellen hinzugefügt werden.

Vor allem findet sich mehrere Jahrhunderte vor Popes „'t is no crime to love“ in den Carmina Burana S. 171 'Non est crimen amor, quia, si scelus esset amare | nollet amore deus etiam divina ligare'.[1]) In der 1722 erschienenen Oper 'Das eroberte Jerusalem' von Joh. Sam. Müller, 2. Handlung, 2. Auftritt kommt vor: „Ist Lieben ein Verbrechen?“ Ähnliche Wendungen trifft man auch in der Liederdichtung des 18. Jahrhunderts an, ohne dass ein unmittelbarer oder auch nur irgendwie mittelbarer Einfluss Popes darum anzunehmen wäre. So bieten Le Pansivs[2]) Poetische Grillen, Erfurt 1729 S. 33:

Ist denn mein Lieben ein Verbrechen,
Und meine nie gebrochne Treu?
So will ich selbst mein Urthel sprechen,
Dass ich des Todes würdig sey.

Vom bekannten Sperontes (Scholze) enthält 'Singender Muse an der Pleisse Zweyte Fortsetzung' (1743) ein Lied (Nr. 21), das beginnt „Mein Engel nimm zu Herz und Ohren“, das in sechs seehszeiligen Strophen verläuft, und wovon die vierte Strophe lautet: „Ist redlich lieben eine Sünde? | So wirf den ersten Stein auf mich“ . . . Dieses Lied kommt auch in fliegenden Jahrmarktsheftchen vor, z. B. Berlin Yd 7909 St. 43 Mein Engel, nimm zu Herz und Ohren . . . 6 Str. 4: Ist redlich lieben eine Sünde . . . Straßburg U und LB Sammelm. IV St. 50 Willst Du mich nicht, mein Kind mehr lieben . . . 9 Str. 3: Nimm dieses doch zu Herz und Ohren . . . 6: Ist redlich lieben eine Sünde . . .

1) [Ähnlich lautet Chr. Weises Beweisführung (Der grünenden Jugend überflüssige Gedanken 1668 = Neudruck 1914 S. 98. Oben 5, 355):

Ihr Leute lasset euch in Liebessachen ein!
Dann wo die Liebe nicht auff Erden solte seyn,
So wär das liebe Ding die Eva nit geschaffen . . .

Eine offenbar ältere Fassung ist oben 6, 303 mitgeteilt:

Es ist nicht wider Gott,
Sonst hätt' ers nicht erschaffen . . Ferner s. oben S. 95.]

2) Deckname für Joh. Carl Kell, geb. 1693 zu Zwochau (oben 23, 392).

Hierher gehören auch Stellen wie von Friedrich Müller in Könneckes Literaturatlas [2] S. 257: „o wer wollt' auf Erden leben, wenn die Liebe Sünde wär" — oder in einem Flugheftchen Yd 7919 Stück 84 'Sechs schöne Neue Lieder' an vierter Stelle „Jenseits wart ich Dein, Zilinde" die zweite von acht (4 z.) Strophen im ganzen: „Dort, wo Liebe kein Verbrechen | Gleich gestimmter Seelen ist" — oder im Liede „Schön ist die Jugend" (z. B. Erk-Irmer 1841 II. 6, S. 25 Nr. 20 von 6 Strophen die vierte:) „Ist denn Lieben ein Verbrechen" u. a. m.

Auch für das Lied, von dessen Anfangsworten die geflügelte Redensart Schwungkraft und Hauptanstoss erhielt, lassen sich fliegende Drucke nennen — mit etwas abweichendem Beginn „So ist lieben ein Verbrechen" Yd 7902. III und Yd 7903: 'Vier sehr beliebte neue Lieder' B. Z. (169) d. i. Berlin. Zürngibl — Yd 7904. IV (196) — und wie sonst üblich beginnend „Ist denn Liebe(n) ein Verbrechen" Yd 7903 (215), Yd 7908 (55), Yd 7918 St. 14, Yd 7932 St. 15 u. a. m. Weiteres über Lied und geflügeltes Wort findet man schliesslich bei J. Meier, Kunstlieder im Volksmunde S. 75 Nr. 480 und Einleitende Bemerkungen S. LX bis LXII, sowie neuerdings in dessen 1917 erschienenen Volksliedstudien S. 3, 37—42. Wenn er in letzterem Buche (S. 37) aus Königs Gedichten (Hamburg u. Lpz. 1716, Vorw. 1713) anführt „Ist Lieben ein so groß Verbrechen" (Arie, 7 Zeilen), so hat er damit zugleich den Verfasser für das damit identische Gesangsstück, auf das oben bereits hingewiesen wurde, das bisher nur aus der Handschrift jenes ungenannten Schlesiers mitgeteilt war, unzweifelhaft ermittelt.

Nicht nur durch die gleiche Strophenform, die zu den gebräuchlichsten und volkläufigsten innerhalb der deutschen Dichtung gehört, eine blosse Verdopplung der allgemein verbreiteten einfachen vierzeiligen Form (4 m 3 w 4 × ab . . . cd), sondern auch durch Inhalt und Färbung, durch das ganze wehleidig empfindsame Liebesgewinsel fühlt man sich gemahnt an das wegen seiner süsslich lüsternen, katzenjämmerlich mauzenden Empfindelei berüchtigte, wegen der einschmeichelnden, schmelzenden Melodie jedoch unverwüstliche Lied von gleichfalls unbekannter Herkunft „Guter Mond, du gehst so stille". In beiden Fällen handelt sich's offenbar um hoffnungslose, sündhafte Liebe, sträflichen Umgang und verbotenen Genuss, wenn auch nur in Gedanken, wodurch in dem einen Liede die sophistische Frage veranlasst, im andern der gute Mond zum Schluss aufgefordert wird, ins Kämmerlein der Angebeteten zu schleichen und ihr zu sagen „daß ich sie liebe . . . daß ich aber schon gebunden . . . und daß ich nicht ohne Sünde lieben könne in der Welt: lauf und sag's dem guten Kinde, ob ihr diese Lieb' gefällt". Wie nahe liegt' hier die Frage, fast schwebt sie schon auf den Lippen: „Ist denn Lieben ein Verbrechen?"

Marburg in H. Arthur Kopp †.

Das Ringlein sprang entzwei.

Bolte hat oben 20, 66 ff. über das Motiv des zerbrochenen Ringleins gehandelt. Es ist ihm entgangen, dass in dem vielgesungenen und weitverbreiteten, auch jetzt noch nicht ganz vergessenen Modeliede des 18. Jahrhunderts „Ich liebte nur Ismenen, Ismene liebte mich," das von einem Grafen Putbus in Weimar herrühren soll (gedruckt 1766), das Motiv des zerbrochenen Ringleins in prägnantester Fassung auftaucht. Es heisst da:

Hier unter diesen Buchen
Gabst du mir Strauss und Band.

Dort kamst du mich zu suchen,
Hier nahmst du meine Hand.
Dort gabst du mit Erröten
Den Ring, den Untreu bricht. —
Gedanken, die mich töten,
Ach straft Ismenen nicht!

G. Wustmann, Als der Grossvater die Grossmutter nahm. 4. Aufl. Leipzig 1905, S. 268. Friedlaender, Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert. 1902. 2, 78.

Bei der ausserordentlichen Beliebtheit, deren sich das Lied erfreute — man denke nur an Goethes Brief an Herder 1771 (Aus Herders Nachlass, herausg. von Heinrich Düntzer und Ferdinand Gottfried von Herder 1, Frankfurt a. M. 1856, S. 29): „Ich habe aus Elsass zwölf Lieder mitgebracht, die ich auf meinen Streifereien aus den Kehlen der ältesten Mütterchens aufgehascht habe. Ein Glück! Denn ihre Enkel singen alle: „Ich liebte nur Ismenen," — ist es vielleicht berechtigt anzunehmen, dass Eichendorff aus ihm das Motiv des zerbrochenen Ringleins entlehnte, es glücklich mit dem Mühlenradmotiv, das im Volksliede seit dem 16 Jahrhundert auftaucht und in der Kunstdichtung immer wieder eine Rolle spielt, verschmolz und so eine Einheit schuf, die in allen ihren Teilen volksmässig gedacht war, vom Volke fast unverändert aufgenommen, aber auch weitergebildet und zum Ausgangspunkte einer ganzen Reihe neuer Lieder gemacht wurde und so eine ganz ausserordentlich liedbildende Wirkung ausübte.

Biebrich a. Rh. Otto Stückrath.

Nachschrift. Der obige Nachweis ist zweifellos wertvoll; allein wenn die Worte 'den Ring, den Untreu bricht' bedeuten sollen: 'den Ring, der im Falle der Untreue des Mädchens am Finger des Jünglings zerspringt', so müssen sie auf eine längst bekannte Vorstellung anspielen; sonst wäre der Ausdruck viel zu knapp und undeutlich. Es ist mir daher wahrscheinlicher, dass Eichendorff auf eine solche ältere Überlieferung zurückgreift als gerade auf dieses Lied. Übrigens leitet sowohl O. v. Greyerz (Schweizer Archiv für Volkskunde 16, 205) als der verstorbene Dr. Ludwig Krähe (nach brieflicher Mitteilung) Eichendorffs Ringmotiv direkt aus dem Wunderhornliede vom zerbrochenen Mühlrad ab. Zu den Umwandlungen von Eichendorffs Gedicht im Volksmunde vgl. noch F. Günther, Die schlesische Volksliedforschung 1916 S. 177.

Johannes Bolte.

Kunstlieder im Volksmunde.[1])

1. Gustav Pfarrius, Der Wein von 1857.

A. Originaldichtung.

1. Im Jahr achtzehnhundert fünfzig und sieben
Chor: Ja!
Da verbrannten der Kappes und die Rüben,
Chor: Ja!
Da verbrannten die Braten,
Chor: Ja!
Der Geldpotentaten,
Chor: Ja!
Doch Eins und das Beste gerieth,
Davon soll erzählen dies Lied.
Chor: Doch eins und das u. s. w.

2. Zum Herrn hatte Petrus gerufen durch des Himmels Spalten:
O Herr, hier außen ist es nicht mehr auszuhalten!
Das ist ein Gedusel
Von Bier und von Fusel!

1) Vgl. oben 23, 391. 24, 315.

Laß wieder den Weinstock gedeih'n,
Sonst mag ich nicht Portier mehr sein!

3. Da sprach der Herr milde und gnädig:
Wozu denn gleich so wild und unflätlig?
Stopft zu an den Zinnen
Des Himmels die Rinnen!
Servaz und Pankraz bindet fest
Und Urban belegt mit Arrest!

4. Da funkelte wie ein Demant die Sonne,
Und auf Erden verbreitete sich Wonne:
Es quoll aus den Reben
Ein Jubel und Leben,
Daß Noah der Alte thät schrei'n:
Ach, könnt' ich doch drunten jetzt sein!

5. Da aber sprach Petrus zu Noah dem Frommen:
Kannst du denn niemals genug bekommen?
Da drunten giebt's heute
So durstige Leute,
Daß ihnen der Schoppen zu klein,
Ging sechsmal so viel auch hinein.

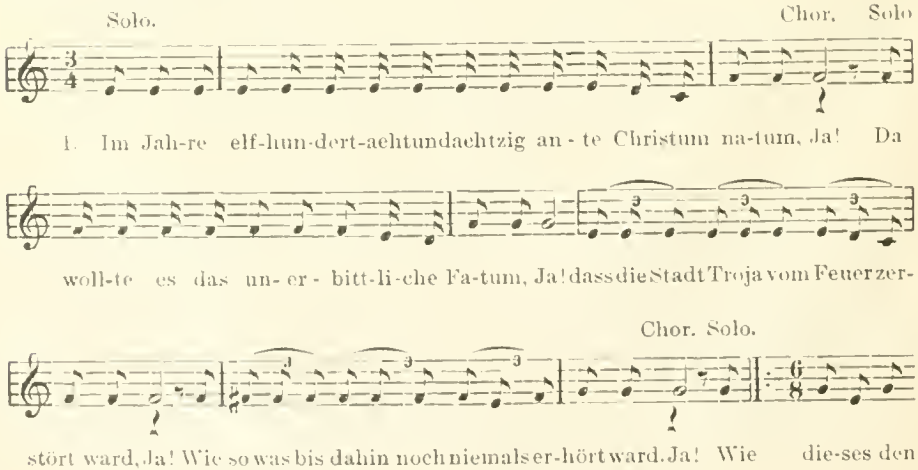
6. Da sind z. B. die Männer der 'Namenlosen',
Mit denen wünscht' ich selber einmal anzustoßen;
Sie waren beim Sauern
Bisher zu bedauern:
Wie herrlich wird jetzt ihr Gedeih'n
Beim Siebenundfünfziger sein!

7. Da schwieg Noah, sich hüllend in seine Tugend,
Und gedachte der schönen Zeiten seiner Jugend,
Als im damaligen Weinjahr
Er der Trinker allein war;
Die zechen jetzt, dacht' er, drauf los,
Und ich sitz' in Abrahams Schooß!

8. Darum, ihr lieben Freunde und Festgenossen,
Laßt uns wirken im Siebenundfünfziger unverdrossen,
So lang' zum Geschäfte
Vorhalten die Kräfte;
Denn drüben in Abrahams Schooß
Macht Keiner den Pfropfen mehr los!

Gedichte von Gustav Pfarrius, Neue Sammlung. Köln 1860. S. 265—267: 'Lied auf den Siebenundfünfziger, nach der Melodie des Baierischen Himmels'. Zur Melodie vgl. Erk-Böhme 3, 550 nr. 1764 'Nach Kreuz und ausgestandnen Leiden'. Ein Einzeldruck (1904) o. O. bringt geringe Abweichungen, die durch den Charakter des Einzeldruckes, der als Tafellied bei einer Dampferfahrt irgendeiner lustigen Gesellschaft gedient zu haben scheint, bedingt sind.[2])

2) Ein in Studentenkreisen verbreitetes Lied auf den Trojanischen Krieg (6 Str. ist entweder dem obigen Gedichte von Pfarrius nachgeahmt oder geht ebenfalls auf den 'Bayrischen Himmel' zurück. Die Anfzeichnung der Melodie verdanke ich meinem Kollegen Herrn Professor Dr. R. Knott. (J. Bolte.)



B. Aus dem Volksmunde.

1. Es war im Jahre achtzehnhundertsechs-
uudsiebzig und sieben,
Chor: Ja!
Da verfaulten die Kappes und die
Rüben.
Chor: Ja!
Da verfaulten die Trauben,
Chor: Ja!
Es ist kaum zu glauben!
Chor: Ja!
Dass der Petrus im Himmel tät schrei'n:
Jetzt mag ich kein Pförtner mehr sein!"
Chor: Dass der Petrus usw.

2. Da sprach der Herr zu Petrus gnädig:
„Sei doch nicht immer so unflätig,
Verschliesse die Pforten,
Lass grünen die Borten,
Dass die Menschen auf Erden sich
freu'n,
Und lustig gedeihe der Wein!"

3. Drauf schien vom Himmel die Sonne
Und auf Erden verbreitet sich Wonne,
Und es reiften die Trauben,
Es ist kaum zu glauben,
Dass der Noah im Himmel tät schrei'n:
„Ach, könnt' ich dort unten jetzt sein!"

4. Drum, ihr Bretthäuser, Steiner Boden-
losen,
Mit euch will ich jetzt einmal anstossen,
Denn ihr war't bei dem sauren
So sehr zu bedauren,
Euch ist jetzt jeder Schoppen zu klein,
Ging zehnmal soviel noch hinein.

5. Drum, ihr lieben Freund und Zech-
genossen,
Lasst uns arbeiten im Weinberg des
Herrn unverdrossen,
Lasst uns trinken,
Bis wir versinken!
Denn dort oben in Abrahams Schoss,
Mecht kaaner en Stoppe mehr los.

Mündlich aus Bretthausen und Stein-Neukirch (Oberwesterwaldkreis) 1905. (Vgl. dazu: Der Westerwald, Im Auftrage des Westerwaldklubs herausgegeben von Leo Sternberg. Düsseldorf 1911. S. 122 f.)

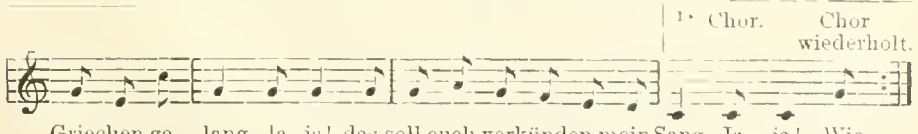
2. Philipp Keim, Der Landwehrmann.

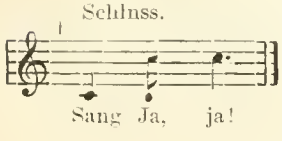
A. Originaldichtung.

1. Als ich in Frankreich Posten stand,
Meine Augen nach der Heimath wandt',
Dacht' ich an's theure Vaterhaus,
Wie mag's doch drinnen sehen aus?
Dort werden wohl die Lieben mein
Beisammen in dem Stübchen sein.
Und beten demuthsvoll zum Herrn,
Schütz' den Geliebten in der Fern'!

2. So stand ich manche lange Nacht
In Frankreich auf der stillen Wacht,
Und dacht mit Sehnsucht hin zurück,
Wo mein liebes Kind die Welt erblickt,
Mein liebes Kind von mir getrennt,
Das unbekannt sein Vater nennt,
Und das Licht der Welt im Heimath-
land
Erblickt, als ich vor Straßburg stand.

3. Als ich nun einst in dunkler Nacht
Treu wieder stand auf kalter Wacht,
Fiel Schuß auf Schuß, ich sank dahin,
Und schwer und dunkel ward mein
Sinn.
Man trug zum Lazareth mich fort
Und pflegte mein am stillen Ort,
Man auch die Wunden mir verband
Mit treuer Hand in fremdem Land.





1. Dann lag ich manche lange Nacht
Voll Schmerzen, wo mein Auge wacht,
Und betete zum lieben Gott:
Sei du mein Retter in der Noth,
O, schütze du mit deiner Hand
Die Lieben mein im Heimathland,
Und sende Frieden weit und breit
Du treuer Gott in Ewigkeit!

5. Gottlob! geheilt ist meine Wund'
Und laut erschallt die Friedenskund',
Das deutsche Reich ist neu erwacht
Durch Deutschlands Sieg in blut'ger Schlacht,
Das deutsche Volk ist treu geeint,
Darnieder liegt der stolze Feind,
Der deutsche Krieger heimwärts zieht,
Wo er die Seinen wieder sieht.

Posd-s' grieh-dumm.

6. Der Kaiser Luis Napoleum,
Der krauchelt in dem Busch herum,
Mit 500,000 Mann.
Un kann an Kutschke[1]) doch net ran,
Und wann der Feind das 'Aisik' grieht,
So fürchte mir uns Deutsche nicht.
Vivat Deutschland,
Du sollst leben Hoch!

Philipp und Lisbeth Keim aus Diedenbergen, ein nassauisches Dichter- und Bardenpaar. Wiesbaden, herausgegeben von J. Chr. Glücklich. IV. Aufl. 1905. S. 178 f. nr. 82. (Über den Verfasser Philipp Keim vgl. a. a. O.)

B. Aus dem Volksmunde.

1. Als ich in Frankreich Posten stand,
Mein Aug' ich oft zur Heimat wandt',
Und dacht' ans teure Vaterhaus
Und all die Lieben, die zuhaus.

2. So stand ich manche lange Nacht
In Frankreich auf der stillen Wacht,
Es fiel ein Schuss, ich sank dahin,
Und schwer und dunkel ward mein Sinn.

3. Man trug zum Lazarett mich fort
Und pflegte mein am stillen Ort,
Auch meine Wunden man verband
Und pflegte mich mit treuer Hand.

4. Gottlob, geheilt ist meine Wund',
Und laut erschallt die Friedenskund'.
Das deutsche Reich ist neu erwacht
Durch Deutschlands Sieg in blut'ger Schlacht.

Mündlich aus Bonscheuer (Unterlahnkreis) 1910. — Vgl. dazu John Meier, Kunstlieder im Volksmunde 1906 nr. 350 und Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel 1896 nr. 315.

3. J. F. Castelli, Das Waldweibchen.

A. Originaldichtung.

1. Ich bin ein armes Mädchen,
Hab' weder Geld noch Gut.
Doch dreh' ich flink mein Rädchen,
Und hab zur Arbeit Muth;
Mein alter Vater liegt d'rin in der Kammer.
Er kann nicht sehen, o Grauen und Jammer!
Hurrah! mein Rädchen, geschwind, geschwind!
Mußt viel erspinnen,
Mußt viel gewinnen,
Denn Vater ist blind.

2. Es ist so kalt im Zimmer,
Kein Holz ist mehr im Haus,
Nein, frieren darf er nimmer,
Fort, in den Wald hinaus!
Und muß aus dem Schnee ich das Reisig graben,
Er muß ja ein warmes Kämmerlein haben.

[1]) Über das Kutschkelied vgl. oben 15, 174. 22, 288.

Und wenn der Athem zu Eise wird,
Die weißen Flocken
Mir nässen die Locken,
Fort, Väterchen friert! —

3. Und als sie in dem Walde
Am Kreuzweg Reisig nahm,
Da sah sie eine Alte,
Die ihr entgegen kam:
Das Mütterchen wankt' aus dem Dickicht am Stabe,
Es beugte ihr Leib sich schon näher zum Grabe,
Doch rüstig noch trippelte vorwärts ihr Fuß,
Mit freundlicher Stirne
Bot sie der Dirne
Den höflichsten Gruß.

4. 'Was suchst du denn so fleißig,'
Frug sie, — 'mein liebes Kind?'
„Ich suche dürres Reisig
Für Väterchen, das blind —."
'Da muß ich dich armes Ding wohl beklagen!'
„Bin reich, kann die heiligste Schuld abtragen!"
Und immer emsiger sammelt sie fort.
Die Alte, die braune,
Setzt sich auf dem Zaune,
Und führt nun das Wort:

5. 'Dein Schicksal soll sich wenden,
Das nun dich drückt so schwer,
Dein Elend soll sich enden,
Thust du, was ich begehr:
Es will jetzt das Glück sich deiner erbarmen,
Es kömmt dir entgegen mit offenen Armen,
O stoß' es nicht von dir, und hasch' es mein Kind!' —
„Ich kann mit dem Segen
Den Vater dann pflegen,
O rede geschwind!"

6. 'Ein Herr von hohem Range
Hat neulich dich gesehn,
Seitdem nun ist ihm bange,
Will fast vor Lieb' vergehn.
Er bietet dir Kleider und Güter und Gold,
Bist du ihm in Zukunft ein wenig nur hold,
Sollst seyn seines Schlosses herrlichste Zier,
Auf seidenen Kissen
Des Lebens genießen,
Und Vater mit dir!"

7. Betroffen steht die Arme
Und mit sich selbst im Streit;
Sie wär' von allem Harme
Auf einmahl nun befreyt; — —
Und Väterchen könnte im Überfluß leben! —
Doch plötzlich fühlt sie ein innerlich Beben,
Und ihres geliebten Wilhelms Gestalt
Tritt ihr vor die Seele,
Und was sie hier wähle,
Klar wird es ihr bald.

8. „Nein, nein, das thu' ich nimmer!"
Rief sie mit bitterm Schmerz,
„Ha! trügerischer Schimmer,
Du blendest nicht mein Herz!
Verzeih mir, alter, ehrwürdiger Greis!
Kann dich nicht beglücken um solchen Preis,
Will spinnen für dich, wenn Niemand mehr wacht,
Will drehen am Rädchen
Die feinsten Fädchen
Bis spät in die Nacht.

9. Doch meine Hand verschenken
Um schnöden Goldes Roth,
Den armen Wilhelm kränken
Durch Treuebruch zu Tod',
Das kann ich nicht leisten, du wirst's nicht begehren,
Durch Sünde kann man den Vater nicht ehren!!"
Und hastig huckt sie den Holzbündel auf,
Beflügelt die Schritte
Zu Vaters Hütte
Im schnellesten Lauf.

10. Was schauen ihre Blicke?
Starr, sprachlos blieb sie stehn,
Sie traut nicht diesem Glücke,
Ein Wunder war geschehn,
Von seinem Leiden geheilt war der Blinde,
Er stand an der Thür' ohne Stock, ohne Binde
Und in unnennbar seliger Lust
Sanken sich beyde
Mit Thränen der Freude,
Doch stumm an die Brust.

J. F. Castelli, Poetische Kleinigkeiten, 2tes Bändchen. Wien 1816. S. 120 bis 126: 'Das Waldweibchen, Ein Märchen'.

B. Aus dem Volksmunde.

1 'Ach, ach, ich armes Mädchen,
Hab' weder Geld noch Gut,
Doch dreh' ich flink mein Rädchen
Und hab' zur Arbeit Mut.
Mein alter Vater, der liegt in der Kammer,
Er ist ja doch blind, o Jammer, o Jammer!

2. Es ist so kalt im Zimmer,
Es ist kein Holz im Haus,
Doch frieren darf er nimmer,
Ich muss zum Wald hinaus!
Und müsst aus dem Schnee ich das Holz herausgraben,
Er muss ja ein warmes Kämmerlein haben'

3. Und als sie nun im Walde
Ein wenig Reisig nahm,
Da sah sie eine Alte,
Die ihr entgegen kam;
Die Alte, sie wankt aus dem Walde am Stabe,
Als käme sie eben aus finsterem Grabe.

4. „Was suchst du so fleissig,
Was suchst du, mein Kind?"
'Ich suche dürres Reisig,
Ich suche, was ich find.'
„Da muss ich dich armes Mädchen beklagen,
Komm her, ich will dir was Heimliches sagen.

5. „Dein Schicksal muss sich wenden,
Das dich nun drückt so schwer,
Dein Kummer muss sich enden,
Tu, was ich jetzt begehr'!
Es will sich das Glück jetzt deiner erbarmen,
Es kommt dir entgegen mit offenen Armen.

6. „Ein Herr von hohem Range
Hat neulich dich gesehn,
Seitdem hat er dich gerne,
Möcht' fast vor Lieb' vergehn.
Er bietet dir Kleider und Güter und Gold,
Bist du ihm ein wenig, ein wenig nur hold."

7. 'Nein, meine Hand verschenken
Um schnöden Goldes Wert,
Den armen Wilhelm kränken,
Dies nie von mir begehrt!
Das kann ich nicht leisten, du wirst's nicht begehren,
Durch Sünde da kann man den Vater nicht ehren!'

Mündlich aus Ohren (Kreis Limburg a. L.) 1915 durch Vermittlung von Frl. Lenz-Ohren. Ähnlich aus Camberg (1907) und Oberauroff (1908) aus der mündlichen Überlieferung in meinem Besitz.

4. K. W. Schultz. Der Bergmann.

A. Originaldichtung.

1. Der Bergmann fährt zu Schacht hinab,
Wie in ein tiefes dunkles Grab;
Bei seines Grubenlichtes Schein
Schlägt Fäustel er und Schlägel ein.

2. Glück auf! Er schlägt die Ader an,
Die reiche Beute geben kann.
Im festen Mutterstein versteckt
Hat Edelerz er aufgedeckt.

3. Denn in der Berge dunkelm Schacht
Liegt aller Reichtum unbewacht,
In Felsenklüfte tief versenkt,
Von wildem Steingeröll umschränkt.

4. Versprengt in schlechten Kieselstein
Liegt hier Juwel und Edelstein;
Hier springt ein Quell, der silbern fließt,
Die Ader dort, die Gold ergießt.

5. Die Krone auf des Königs Haupt
Hat hier des Bergmanns Hand geraubt;
Den Goldring an der Bräute Hand
Hat aus dem Abgrund er entwandt.

6. Den Schmuck, worin die Fürstin strahlt,
Hat er mit Todesnoth bezahlt;
Der Edelherren rothes Gold
Hat er mit seinem Schweiß verzollt.

7. Auf Ritterbrust den goldnen Stern
Schlug er aus harten Quarzes Kern,
Und seiner armen Hand entsank
Der reiche Schatz der Wechselbank.

8. Der Bergmann fördert an den Tag,
Was in der Tiefe heimlich lag:
Doch hat er reichen Fund gethan,
Was wird dafür dem Grubenmann?

9. Sein Tagewerk ist Müh und Last,
Sein Feierabend späte Rast,
Sein Lohn ein armes Stückchen Brod,
Sein Loos stets neue Todesnoth.

10. Denn ihm zur Seite geht und droht
Auf jedem Schritt ein Schauertod.
Ein Fehltritt, und er stürzt hinab
Zerschmettert in sein Felsengrab.

11. Wie hier das wilde Wasser braust!
Wie dort das böse Wetter saust!
Zu seinen Füßen ohne Grund
Gähnt heimlich auf ein finstrer Schlund.

12. Und über seinen Häupten droht
Ein Felsensturz ihm jähen Tod:
Weh, wenn der wie im engen Sarg
Ihn lebend hinter Schutt verbarg!

13. Sieh da, ein bleichendes Gebein!
Ein Felsenhang sein Leichenstein.
Hier starb ein Knapp den Hungertod.
Jetzt schafft ein Knapp hier um sein Brod.

14. Glück auf! Der Steiger ruft die Schicht;
Der Knapp fährt auf zu Tageslicht;
Was er erbeutet, läßt er gern
Dem überreichen Grubenherrn.

15. Der Grubenherr empfängt das Gold.
Der Knappe schlechten Kupfersold,
Und damit ist er abgelohnt,
Wie viel er auch dem Herrn erfrohnt.

16. Und hast du, Christ, dem Herrn gefrohnt,
Wirst du mit Kupfer abgelohnt?
Ein Schacht ist diese Erdenwelt,
Der einen Schatz verborgen hält.

17. Von festem Mutterstein umschränkt
Liegt Himmelsgold hier eingesenkt.
Du bist der Bergmann, schlage ein!
Was du erbeutest, bleibet dein.

Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1851, herausgegeben von O. F. Gruppe, Berlin. S. 316—319: „Der Bergmann", von Karl Wilhelm Schultz.

B. Aus dem Volksmunde.

1. Glück auf! Der Bergmann fährt hinab
Zur Teufe in sein dunkles Grab,
Wo in der Berge dunklem Schacht
Ruht aller Reichtum unbewacht.

2. Bei seines Grubenlichtes Schein
Schlägt Fäustel er und Schlägel ein
Glück auf! Er schlägt die Ader an,
Die reiche Beute geben kann.

3. Die Krone in des Königs Hand
Der Bergmann hält sie in der Hand,
Der Ring von mancher jungen Braut
Hat Bergmannsarbeit hier geraubt.

4. Er fördert fleissig an den Tag
Was in der Tiefe heimlich lag:
Und hat er reichen Fund getan,
Ist fröhlich dann der Grubenmann.

5. Und ist sein Tagwerk Müh und Last,
Sein Feierabend späte Rast,
Sein Lohn ein armes Stückchen Brot,
Er steigt drum doch in Todesnot.

6. Glück auf! Verstiegen ist die Schicht:
Der Knappe fährt zum Tageslicht,
Legt ab das Leder und dankt gern
Dem Grubenkönig, Gott dem Herrn.

Mündlich aus Allendorf (Unterlahnkreis) 1905. Eine schriftliche Aufzeichnung aus Oberndorf a. L. (Unterlahnkreis) vom Jahre 1885 entspricht bis auf die 15. und 16. Strophe unserem Originalliede, fügt aber unsere Strophe 6 in unserer Fassung aus dem Volksmunde als Schlussstrophe ein. Nur diesem Umstande verdanke ich es, dass mir bei Durchsicht des Musenalmanachs das Lied auffiel und als Vorlage zu der aus mündlicher Überlieferung geschöpften obigen Fassung angesprochen wurde.

5. Alois Blumauer, Stutzerlied.

A. Originaldichtung.

1. Närrchen, sey nicht spröde,
Komm, und küsse mich!
Jünger, warst du blöde,
Aelter, zierst du dich.

2. Wisse, nur ein Weilchen
Sind die Mädchen schön,
Müssen, wie die Veilchen,
Welken und vergehn.

3. Itzt nur sind, wie Seide,
Deine Händchen weich;
Aber bald sind beide
Deinem Handschuh gleich.

4. Itzt nur zeigt dein Schmunzeln
Holde Grübchen mir,
Bald umziehen Runzeln
Mund und Wange dir.

5. Itzt nur, kleines Närrchen,
Ist dein Busen voll,
Und in wenig Jährchen
Ist er schlaff und hohl.

6. Itzt nur sieht dein Leibchen
Zirkelförmig aus;
Bist du einst ein Weibchen,
Wird ein Viereck draus.

7. Deine Augen funkeln
Itzt nur, weißt du das?
Wisse, bald verdunkeln
Sie, wie trübes Glas.

8. Itzt nur dir zu Füßen
Siehst du Herrchen flehn:
Aelter, wirst du müssen
Liebebetteln gehn.

9. Itzo gieb, und labe
Freundlich jeden Gast,
Spare nicht dein' Habe,
Bis du nichts mehr hast.

10. Küsse, weil dein Mündchen
Roth und küßlich ist;
Denk', es kommt ein Stündchen,
Wo dir's Niemand küßt.

Aloys Blumauer's sämmtliche Werke. Zweyter Theil. Königsberg 1827. S. 174—175. „Stutzerlied."

B. Aus dem Volksmunde.

1. Närrchen, sei nicht spröde,
Komm und küsse mich,
Jünger warst du blöde,
Älter zierst du dich;
Wisse, nur ein Weilchen
Sein die Mädchen schön,
Müssen wie die Veilchen
Welken und vergehn.

2. Jetzt noch sind wie Seide
Deine Hände weich,
Wisse, bald sie beide
Einem Handschuh gleich;
Jetzt noch siehst du Herren
Dir zu Füssen flehn,
Älter wirst du müssen
Liebe betteln gehn.

3. Drum, mein Mädchen, labe.
Freundlich jeden Gast,
Spar nicht deine Habe,
Bis du nichts mehr hast;
Küsse, weil dein Mündchen
Rot und küßlich ist,
Denn es kommt ein Stündchen,
Wo dirs niemand küsst.

4. Deine Augen funkeln
Jetzt noch, weißt du das?
Wisse, bald verdunkeln
Sie wie trübes Glas;
Jetzt noch zeigt dein Schmunzeln
Holde Grübchen mir,
Bald umziehen Runzeln
Mund und Wangen dir.

Liederbuch des Karl Enders, Oberlibbach (um 1840). Das achte Lied.

1. Liebchen, sei nicht blöde,
Komm, und küsse mich!
Jung, da bist du spröde,
Älter, zierst du dich,
Wisse, nur ein Weilchen
Sind die Mädchen schön,
Müssen wie die Veilchen
Welken und vergehn.

2. Jetzt sind noch wie Seide
Deine Hände weich,
Aber bald sie beide
Einem Handschuh gleich.
Jetzt zeigt noch dein Mündchen
Zarte Grübchen mir,
Bald umziehen Schrunzeln
Mund und Wangen dir.

3. Küsse, weil dein Mündchen
Rot und reizend ist,
Denn es kommt ein Stündchen,
Wo dich niemand küsst.
Lass die Augen funkeln
Heller als zwei Stern,
Unsre Liebe dauert,
Hab' mein Liebchen gern.

4. Komm an meinen Busen,
An mein liebend Herz,
Lass dich herzen, küssen.
Lass uns treiben Scherz.
Liebchen, sei nicht spröde,
Komm und küsse mich,
Ich bin auch nicht blöde,
Und ich küsse dich.

Daun i. d. Eifel 1913 mündlich Vgl. dazu Nassovia 199, S. 144 Nr. 1.

6. L. Wihl, Das Fräulein an der Himmelsthür.

A. Originaldichtung.

1. Ein Fräulein stand an der Himmelsthür:
„Sanct Peter, Sanct Peter, öffne mir!"
Sanct Peter darauf: „Und das thu ich nicht!"
'Wodurch verdien ich solch Gericht?'
'Weil du so dumm gewesen bist,
Dein Lebtag keinen Mann geküßt!"

2. Da sprang sie nach Sanct Peter hin
Und faßt den Alten flugs beim Kinn
Und gab ihm solch einen süßen Kuß.
Daß er ihr endlich öffnen muß.
Drob lachten alle Heiligen sehr,
Der heil'ge Petrus doch noch mehr. L. Wihl.

Der Spassvogel | oder | Witz über Witz | in Wort und Bild | Ein Buch zum Totlachen und zum Wiederlebendigwerden | für | lachlustige Leute. | Lustige Ge-Geschichten, Schwänke, Anekdoten und Gedichte, mit | mehr denn 50 schönen Bildern. | Sechste, vermehrte, gesalzene und gepfefferte Auflage. | Herausgegeben von Jakob aus den Bergen. | Mülheim a. d. Ruhr, | Kommissions-Verlag von Julius Bagel. | o. J. (um 1850). 8°. S. 89.

B. Umgestaltung von R. Genée.

Ein Fräulein stand vor der Himmelsthür, ein Fräulein, ein Fräulein,
Und sprach: 'Sanct Petrus öffne mir, ach öffne mir, ach öffne!'
Sanct Petrus d'rauf: 'Und das thu ich nicht, nein das thu ich nicht.
Nein, das thu' ich nicht!' — 'Wodurch verdien' ich solch Gericht?'
'Weil du so dumm gewesen bist, weil du so dumm gewesen bist.
Dein Lebtag keinen Mann geküßt, weil du so dumm gewesen bist, so ungeheuer dumm!'
Da sprang sie zu St. Peter hin, und nahm den Alten flugs beim Kinn,
Und gab ihm einen so herzlichen Kuß, daß er ihr endlich, endlich öffnen muß.
Da lachten all die Englein sehr, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha.
Doch Petrus lachte noch weit mehr, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha.

Album. | Sammlung | ausgewählter Gesänge | vorgetragen | von | Wilh. Brandt | Sänger aus Hamburg. | Siebente verbesserte Auflage. | Mainz, | bei Josef Aumüller. | 8°. o. J. (R. Genée komponierte das Lied, und in der von ihm aus musikalischen Gründen vorgenommenen Umgestaltung wurde es 1857 von dem Sänger Wilhelm Brandt in Mainzer Wirtschaften vorgetragen. Während Genées Komposition keinen Einfluss auf die im Volksmunde übliche Weise ausübte, sind seine Textänderungen für die Umbildung des Liedes sehr wichtig geworden.)

C. Aus dem Volksmunde.

Chor: Es stand ein Fräulein an der Himmelsthür,
Die wollte dort herein,
Es stand ein Fräulein an der Himmelsthür,
Die wollte dort herein.

Fistelstimme: 'Ach Petrus, lieber Peterus,
Ach lasse mich herein!'

Bassstimme: 'Du hast noch keinen Mann geküsst,
Du darfst auch nicht herein.'

Chor: Sie hat noch keinen Mann geküsst,
Drum darf sie nicht herein.

Fistelstimme: 'Ach Petrus, lieber Peterus,
Ach, lasse mich herein!'

Bassstimme: 'Du hast noch keinen Mann geküsst,
Nein, nein, du darfst nicht rein.

Der die Fistelstimme singende junge Mann geht auf Petrus, d. h. den Basssänger, zu und gibt ihm einen Kuss.

Bassstimme: 'Jetzt hast du einen Mann geküsst,
Jetzt darfst du auch herein!'
Chor: Sie hat jetzt einen Mann geküsst,
Drum darf sie auch herein.
Bassstimme: 'Da lachen ja die Engelein,
Sie lachen:
Chor mit hohen Stimmen): 'Ha, ha, ha—a!'
Fistelstimme: 'Da lacht der alte Peterus,
Er lacht:
Chor mit tiefen Stimmen: Ho, ho, ho, ho—o!'

Das Lied wird szenisch aufgeführt. Von Männern gesungen bietet es viel Reizvolles. Aus Bach (Westerwald) mündlich 1905.

D. Aus dem Volksmunde.

Es stand eine Fräulein vor der Himmelstür
Und wollte gern herein,

Es stand eine Fräulein vor der Himmelstür
Und wollte gern herein.

Da sprach zu ihr der Peterus:
'Du darfst noch nicht herein!'

'Weil du noch keinen Mann geküsst.
Darfst du noch nicht herein.'

Da lief sie schnell zum Flachspapa
Und gab ihm einen Kuss.

Da lachten all die Engelein:
'Hi, hi, hi, hi, hi, hi'.

Da lachte auch der Peterus:
'Ho, ho, ho, ho, ho, ho.

Die Kinder bilden einen Kreis, in dessen Mitte Petrus, der Flachspapa und einige Engel stehen, während ein Kind als Fräulein vor der Himmelstür, ausserhalb des Kreises steht. Die weitere Entwicklung ergibt sich aus dem Text. (Kinderspiel mündlich aus Breithardt i. T. 1910.)

7. L. F. G. v. Goeckingk, Unmöglicher Besuch.

A. Originaldichtung.

Könnt' ich mich zum Raben machen:
Über Flüsse, Berg und Thal
Flög ich täglich zwanzigmal,
Rief an deinem Fenster leise:
Mache auf, mein Amarant!
Und von meiner schnellen Reise
Ruht' ich aus in deiner Hand.

Könnt' ich mich zum Rehe machen:
Durch die Saaten, durch den Wald,
Lief ich täglich, ach! wie bald!
Ueber deine Garten-Hecken
Spräng' ich hops! mit einem Sprung,
Und wie wollt' ich dann dich necken
Unter der Verwandelung!

Könnt ich mich zum Karpfen machen:
Mit der Elbe[1]) flöß ich dann
Täglich hin zu dir, o Mann!
Aus dem Wasser, spräng' am Ende
Meiner Fahrt ich hoch herauf,
Und mich fischten deine Hände
An dem Ufer glücklich auf!

Aber, wünsch' ich armes Mädchen
Noch so viel mich hin zu dir:
Dennoch bleib ich immer hier.
Nicht zehn Schritte kann ich gehen,
Dass nicht jeder frägt: Wohin?
Wohl! dass man nicht auch kann sehen,
Wo ich mit dem Geiste bin.

Nantchen (d. i. Goekingk).

1) Statt eines anderen Flusses.

Poetische Blumenlese auf das Jahr 1777. Göttingen bey Johann Christian Dieterich. S. 166—167. „Unmöglicher Besuch. An Amaranth.“ = Goeckingk. Lieder zweier Liebenden 1779 S. 54.

B. Eine Fassung aus dem Volksmunde,

welche oben 22, 406 mitgeteilt wurde, stimmt genau mit dem Originallicde überein. Eine Fassung von 3 Strophen, beginnend mit der zweiten, die erste als Schlussstrophe bringend, mit geringen Abweichungen, aus Rheinböllen (Hunsrück) in meinem Besitz.

S. J. M. Firmenich. Steckbrief.

A. Originaldichtung.

Es wird hiermit bekannt gemacht,
Daß auf dem Balle gestern Nacht
Ein Mädchen hier aus dieser Stadt
Gar manches Herz gestohlen hat.

Sie schlich damit sich plötzlich fort,
Man kennt nicht ihren Zufluchtsort:
Woran man sie erkennen kann,
Zeigt dies Signalement hier an.

Ihr Lockenköpfchen blond wie Gold,
Die Äuglein blau und wunderhold,
Das Mündchen küßlich, rosig, klein,
Die Zähne blank wie Elfenbein.

Die Wänglein roth auf Liliengrund,
Das Schwanenhälschen blendend, rund,
Ihr Füßchen leicht, von kaum acht Zoll,
Das Händchen seidensanft und voll.

Sie ist nicht groß, doch auch nicht klein,
Gar schlank von Wuchs und zart und fein,
Ihr Busen schwellend, weiß wie Schnee, —
Kurzum ein Engel, eine Fee.

Ein sondres Merkmal ist noch dies:
Wenn's Diebchen lächelt zaub'risch süß,
So bilden sich, voll Reiz und Zier,
Zwei Grüblein in den Wangen ihr.

Jedwedem leuchtet's nun wohl ein,
Wie höchst gefährlich sie kann sein
Für eines jeden Jünglings Ruh'
Und für die Männer noch dazu.

Wir bitten derowegen all',
Daß jeder im Betretungsfall
Sie fesselt und sie baldigst schafft
In treuer Liebe enge Haft.

Wir ordneten dies also an,
Daß man darnach sich richten kann,
Wir grüßen höflich allesammt,
Und unterzeichnen: Liebesamt. J. M. Firmenich.

Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1851. Herausgegeben von F. O. Gruppe Berlin S. 85—86: 'Steckbrief'. Dabei noch die Anmerkung: 'Mit diesem Liede, in Musik gesetzt von Kücken, errang der Kölner Männer-Gesang-Verein bei dem Düsseldorfer Sängerfest im Jahre 1850 den Preis.'

B. Aus dem Volksmunde.

Es wird hiermit bekannt gemacht,
Dass auf dem Balle diese Nacht
Ein Mädchen hier aus dieser Stadt
So manches Herz gestohlen hat.

Ihr Lockenköpfchen ist wie Gold,
Die Äuglein blau und wunderhold,
Die Zähne sind wie Elfenbein,
Der Mund ist rosenrot und klein.

Die Backen sind wie Liliengrund,
Das Schwabenhälschen ! blendend rund,
Die Füsschen leicht und kaum acht Zoll
Das Händchen seidenweich und voll.

Nun leuchtet's Jedermann wohl ein,
Dass sie kann sehr gefährlich sein
Für eines Jünglings sanfte Ruh'
Und für die Männer auch dazu.

Drum bitten wir in diesem Fall,
Dass jeder im Betretungsfall
Sie fesselt und sie baldigst schafft
In treuer Liebe enge Haft.

Mündlich aus Stein-Neukirch und Bretthausen 1915. Ähnlich aus Niederhbbach. Als 'Vereinslied' gesungen in Oberauroff (1907).

Biebrich a. Rhein. Otto Stückrath.

Wurstreime aus Baden.

Curt Müller teilte oben 27, 55—67 Wurstlieder aus Sachsen mit. Ich möchte im folgenden eine Reihe von badischen Gebräuchen und Liedern als Ergänzung bringen. Auch bei uns Süddeutschen spielt das Schlachtfest eine grosse Rolle: kein Geringerer als Ludwig Uhland hat ein Metzelsuppenlied gesungen.

Auch in Baden gehen verkleidete Burschen in das Haus, in dem geschlachtet worden ist, und erbetteln das Würstle. In Büchenbronn bei Pforzheim ziehen sie als Pfannenflicker oder Scherenschleifer herum. In Bruchsal singen sie den Spruch: 'Würstle raus, Würstle raus, 's isch e brave Frau im Haus' (E. H. Meyer, Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert S. 334). In meiner Heimat Rappenau war dieser Brauch früher auch bekannt, man nannte es 'scharren' (vgl. mein Wörterbuch der Rappenauer Mundart, unter šarə S. 160a).

In Waldprechtsweier bei Rastatt lautet der Spruch, den Meyer mitteilt:

Es stehen drei Scheite hinter dem Herd,
Die Frau im Haus ist aller Ehren wert,
Dem Hausherrn (N.),
Er trinkt keinen Wein, er ist gut (?),
Es ist ein seiduer Faden ums Haus,
N. giebs Würstel raus.
Ich stehe auf einem kalten Stein,
Gebt mir ein Würstel, dann geh ich heim.

In Mettenberg, Amt Bonndorf, wird ein Lied gesungen, das seiner Form wegen wichtig ist:

Wa esset er z' Obet, wa esset er z' Nacht?
Wa hänt er mit eurem Süüli g'macht?
De Metzger hät e Zipfelkappe,
I hanen g'seh ums Eck umegnappe.
Leer isch wore de Süüstall
's Süüli hät en hoche Burscht,
Gönnt is (gebt uns) au e Leberwurscht.
Aber nur ka kleine,
Lieber zwo für eine.
's Süüli hätt e Schnörre,
Dönt is doch au g'höre.
's Süüli hätt au krumme Bai(n),
Gömmer au, so chumm i hai(m).
Nu kaini sure Räbe
Suscht du ni dra verderbe.
's Süüli hätt e Niere,
Löm mi (lasst mich) nit verfriere.
's Süüli hätt e Rigeli,
Bloset mir is (ins) Fideli.
(E. H. Meyer, Badisches Volksleben S. 335.)

Aus dem Wolfacher und Harmersbacher Tal erwähnt Meyer das 'Säckle- oder Häfelestrecken'. Ein Nachbar befestigt ein Säcklein, Korb oder Gefäss an eine lange Stange, legt einen Zettel hinein und streckt im Dunkeln die Stange zum Fenster des Hauses hinein, in dem geschlachtet wird. Ähnlichen Brauch fand ich in Hüsingen bei Schöpfheim im Wiesental. Dort verkleiden sich junge Burschen und machen sich unkenntlich. Dann gehen sie mit einem Zuber, in dem sie mit einem Kochlöffel trommeln, vor das Haus, in dem Schlachtfest gefeiert wird, und reichen den Zuber zum Fenster hinein. Sie singen dabei:

Raus, raus, Würstli raus,
's isch e bravi Fruu im Haus.
's Süüli het e Niere,
Lönt (lasst) mer's nit verfriere.
's Süüli het e hochi Burst,
Gent (gebt) mer au e Leberwurst,
Gent mer nit e chlaini,
Gent mer zwoo für aini.
Stieget ufe bis an First,
Hauet abe Speck un Würst.
Lönt das Messer dure (durch) goh,
Und saget doch, der Metzger heig's (habe) do.

Aus Riedlingen bei Kandern kenne ich folgende zwei Sprüche:

1. Süüle, Süüle, Chrumbai(n),
Gimmer (gieb mir) e Wurst, so chum i hai(m),
's Süüle het e grosse Mage,
Gent (gebt) mer, was i cha vertrage.
's Süüle het e grosse Burscht,
Gent mer au e Leberwurscht.
's Süüle het e grosse Niere,
Lönt (lasst) mi doch nit gar verfriere.

2. Gueten Oobe,
Gott g'segn ich euri Goobe.
Gott g'segn ich euer Esse und Trinke,

Euer Süüle tuet nümme linke.
Euer Süüle het e chrumm Bai(n),
Gent mer e Wurscht, so chumm i hai m).
Gent nit e chlaini.
Gent mer zwoo für aini.
Euer Süüli het e grosse Mage,
Gent mer, was i chaa vertrage.
's Süüli hat e chrumme Hals,
Gent mer d' Site un ung'schächt alls.
's Süüli het e Niere,
Lönt mi nit verfriere.
's Süüli het e hohle Schueh,
Gent mer e Schoppe Wii(n) derzue.
Der Metzger sitzt im Ecke,
Er losst siehs gar wohl schmecke.
Schöni Frau un guete Maa
Luege einander liebli aa.
Mer danken sit viel dausig mool,
Metzget wieder, aber bol (bald).

In der Neujahrsnacht ziehen die Kinder in Kappelrodeck von Haus zu Haus und singen das Schnitzlied:

Als hinisecht (heute Nacht) ist es die kälteste Nacht,
Das Kindlein Jesu geboren war.

Im Kehrreim wünschen sie zum neuen Jahre Glück:

Wir wünschen euch all ein neues, guts Jahr,
Ein neues, guts Jahr und auch viel Glück,
So beten wir an Herrn Jesum Christ.

(Vgl. meine Volkslieder aus dem badischen Oberlande S. 226 f.) Am Schlusse sprechen die Kinder Verse, die sich vielfach mit denen des Würstliedes decken:

Hausvater, steig ins Dach,
Hol herunter e Rippach (Speckseite),
Nimm eins von den langen
Und lass die kurzen hangen.
Gen (gebt ihr uns e brennti Supp,
So gehn mir zuen ich in d' Stub.
Gen ihr uns e Maß Wii n',
So gehn mir zuen ich nii.
Gen ihr uns e Blatt voll Schnitz und Speck,
So gehn mir sit vor der Tür eweg.
Oder gen is e Sester Nuss,
So bliwe mir 's ganz Johr duss.
Hausvater, lass dich den Gang nit verdriesse
Und lass die rostige Taler aus dem Beutel rausschiesse,
Nit z' klein und nit z' gross,
Dass 's uns den Beutel nit verstosst.
Hausmutter, steig nauf in de First,
Droben hängen e paar Dutzend Würst.
Nimm nur von den lange,
Und lass die kurzen hange,
Dreimal um de Kachelofe rum,
Zum Fensterli naus und zum Küchetürli nei(n),
Des muss e grosse Bratwurst sei n).

Nach Empfang der Gabe singen sie ein Danklied:

1. Man hat uns redlich und ehrlich gegeben,
Gott lässt euch das Jahr in Frieden erleben,
In Freuden erleben, und das ist wahr,
Wir wünschen euch all ein neues, guts Jahr usw.

2. Wir wünschen den Bauern einen goldenen Wagen,
Darauf soll er ins Himmelreich fahren,
Ins Paradies, ins Himmelreich,

Da sind wir alle den Engeln gleich.
Den Engeln gleich, nnd das ist wahr,
Wir wünschen usw.

3. Wir wünschen der Bäurin eine goldne Kron,
Gott gebe ihr auch den ewigen Lohn.
Den ewigen Lohn und auch viel Glück,
So beten wir an Herrn Jesum Christ.

Hat man ihnen niehts gegeben, so singen sie:

Man hat uns ehrlich und redlich nix gebe.
Der Teufel soll euch der Hals ra säge.

Bemerkenswert ist, dass alle diese Heischelieder eine feste Form haben, in der Urform eine erzählende Einleitung, dann eine Aufzählung der gewünschten Gaben, zum Schlusse einen Segenswunsch oder eine Verwünschung. Im Sommertaglied in der Pfalz (Heidelberg) heisst es:

Stri, Stra, Stroh,
Der Summerdag isch doo,
Der Summer und der Winter,
Die sin Geschwisterkinder usw.

Gibt man ihnen keine Gabe, so singen sie:

O du alter Stockfisch,
Wammer kummt, doo hosch nix.

Von Gaben erwähnen sie Wein und Bretzeln.

Genau denselben Bau wie diese Bettellieder hat das griechische Frühlingslied, das uns bei Athenaeus 8, 360 B überliefert ist: *ἦλθ' ἦλθε χελιδών.* Dort wünschen sich die Kinder *παλάθαν*-Marmelade, *τυρκοῦ ἄντατον, καπυρῶνα* und *λεκιθίταν.* Sie drohen, wenn sie nichts erhalten:

εἰ μέν τι δώσεις· εἰ δὲ μή, οὐκ ἐάσομεν.
ἢ τὰν θύραν φέρωμες ἢ θοὐπέρθυρον
ἢ τὰν γυναῖκα τὰν ἔσω καθημέναν.
μικρὰ μέν ἐστι, ῥᾳδίως μιν οἴσομεν.
ἂν δὴ φέρῃς τι,
μέγα δή τι φέρως.

(Vgl. A. Dieterich, Kleine Schriften S. 342.)

Es wäre eine lohnende Aufgabe, alle deutschen Heischelieder zu sammeln. — Zu der Weise, die Curt Müller 27, 64 mitteilt, möchte ich bemerken, dass sie aus Konradin Kreutzers Oper 'Das Nachtlager von Granada' stammt. Sie fand in einem Parademarsch im Galopp unseres Heeres Verwendung und ist dadurch volksläufig geworden.

Karlsruhe. Othmar Meisinger.

Drei deutsche Haussprüche und ihr Ursprung.

Vor einigen Wochen stand ich in Mölln vor dem jetzt in die Kirchenmauer eingelassenen Grabsteine des unsterblichen Schelmen Eulenspiegel. Als ich darauf, zum Markte des anmutigen Städtchens hinabsteigend, das zum volkskundlichen Museum eingerichtete Fachwerkhaus aus dem Jahre 1582 betrachtete, las ich auf einem Balken der schmuck wiederhergestellten Vorderseite die Worte:

VAHRE · VND · WEIS · WOL · WOR · HIN · MICH · WVNDERT ·

Anfang und Ende der Inschrift fehlten, da die Nachbarbalken schadhaft geworden und durch glattes Holz ersetzt waren. Aber mir fiel sofort eine Stelle aus Heinrich von Kleists Briefen[1]) ein, der 1802 vom Thuner See an den in Bern weilenden Heinrich Zschokke schrieb: 'Wenn Sie mir einmal mit Gessner die Freude Ihres Besuches schenken werden, so geben Sie wohl acht auf ein Haus an der Strasse, an dem folgender Vers steht: ·

Ich komme, ich weiss nicht von wo,
Ich bin, ich weiss nicht was,
Ich fahre, ich weiss nicht wohin,
Mich wundert, dass ich so fröhlich bin.

Der Vers gefällt mir ungemein, und ich kann ihn nicht ohne Freude denken, wenn ich spazieren gehe'. — Freilich weicht der noch vorhandene Rest der Möllner Inschrift[2]) bedeutsam von diesem schweizerischen Spruch ab, der für das Rätsel des Lebens und Sterbens einen so ergreifenden Ausdruck gefunden hat. Es liegt offenbar die Umkehrung zugrunde, die der glaubensmutige Reformator Luther, durch die müde Ergebung des wohl im 14. Jahrhundert geprägten Spruches gereizt, ihm 1538 gab[3]):

Ich lebe und weiss wol wie lang,
Ich sterbe und weiss wol wie und wenn,
Ich fare und weiss wol wohin:
Mich wundert, dass ich noch traurig bin.

Dem Ursprunge der unendlich oft wiederholten mittelalterlichen Verse sind R. Köhler (Kl. Schriften 3, 421—452) und Euling (Das Priamel 1905 S. 408 bis 414) eifrig nachgegangen[4]), so dass ich mich auf wenige Bemerkungen beschränken kann. Wir treffen dieselbe Dreizahl der zur Selbstbesinnung mahnenden Dinge auch bei dem Minnesänger Süsskind von Trimberg (MSH. 2, 258b):

Swenne ich gedenke, waz ich was ald waz ich bin,
Ald waz ich werden muoz, sô is al min vröude hin

und bei Freidank (22, 12):

Swer driu dinc bedahte,
Der vermite gotes ahte:
Waz er was, unt waz er ist,
Unt waz er wirt in kurzer frist.

Das älteste Vorbild dieser Trias aber ist wohl ein Satz, den die im 6. Jahrhundert durch den Diakon Pelagius aus dem Griechischen übersetzten 'Verba

1) Kleist, Werke hsg. von E. Schmidt 5, 280. Wie R. Köhler, Kl. Schriften 3, 421 nachgewiesen hat, benutzte Kleist später den Spruch für die Fragen des Varus an die cheruskische Alraune im letzten Akte der Hermannsschlacht: 'Wo komm ich her? Wo bin ich? Wohin wandr' ich?'

2) Vgl. Bestmann und Lueder, Corpusculum inscriptionum Molnensium. 1890. — Zur Literatur der Hausinschriften vgl. oben 15, 430.

3) R. Köhler 3, 423. 430f. In der Weimarischen Ausgabe von Luthers Werken 45, 401; vgl. ebd. 14, 191. 755. 17, 1, 345. 506. 19, 161. 28, 493. 34, 2, 274. 610.

4) Vgl. ferner J. Eberlin, Schriften hsg. von Enders 2, 61. 3, 300. S. Schwab 1568 bei Wackernagel, Kirchenlied 4, 557 nr. 759. Joh. Hauser in der Wiener Hs. 4120, Bl. 116b. Ich wil Haußhalten, Magdeburg o. J. Bl. B 6a (Berlin No 5125). Bünngier 1619 in der Tübinger Hs. Md 458 nr. 166. Dreselly, Grabschriften 1900 nr. 170. 801. G. Reicke, Der eigene Ton 1907 S. 486 f. — W. Hertz, Dichtungen 1900 S. 480 (altengl. um 1300). Anglia 12, 155. Joh. Junior, Scala celi 1480 s. v. Divicie. R. Bakius, Commentarius in Psalterium 1664 1, 193b (zu R. Köhler 3, 115). Moerkerken, De satire in de nederlandsche kunst 1904 S. 173. Koddige Opschriften 3, 118 (1685). — Recueil von allerhand Collectaneis 9, 39 1719, zu R. Köhler 3, 418).

seniorum' 3, 4 dem in der ägyptischen Thebais lebenden Abt Elias beilegen: 'Ego tres res timeo: unam, quando egressura est anima mea de corpore; aliam, quando occursurus sum Deo; tertiam, quando adversum me proferenda est sententia'[1]). In dieser Sentenz des alten Mönches, die auch verschiedentlich in metrische Form umgegossen wurde und in der deutschen Dichtung Widerhall fand, möchte ich die Wurzel erkennen, aus der nach mehreren Jahrhunderten unsere Verse hervorgesprosst sind.

*

Noch weiterer Verbreitung als dieser Spruch erfreut sich in Deutschland die sinnschwere Hausinschrift:

Wir bauen Häuser gross und fest,
Darin wir sein nur fremde Gäst:
Und da wir sollen ewig sein,
Da bauen wir gar wenig ein.

So oder ähnlich steht in der Schweiz, im Elsass, in Siebenbürgen wie in Böhmen, Sachsen, Hannover und anderwärts an vielen Häusern zu lesen[2]). Eine erweiterte elsässische Fassung aus Buchsweiler[3]) verrät durch das Alexandrinermass ihre Entstehung im 17. oder 18. Jahrhundert:

---

1) Im 5. Buch der Vitae patrum (Migne, Patrologia lat. 73, 861 B). In einer anderen, ursprünglich ebenfalls griechischen geistlichen Apophthegmensammlung (Migne 74, 392 nr. 97) ohne den Namen des Elias. Über den letzteren s. Acta Sanctorum Sept. 3, 745 = Migne 21, 432.

2) Schweiz: Sutermeister, Haussprüche 1860 S. 65. — Elsass: Kassel, Jahrbuch f. Gesch. Elsass-Lothr. 21, 305 nr. 151a—d. — Schwaben: Alemannia 8, 294 = Draheim, Deutsche Reime 1883 nr. 263. Reiser, Sagen des Allgäus 2, 677. — Tirol: W. O. [Zingerle], Haussprüche 1871 S. 21. Hörmann, Haussprüche 1893 S. 124. Oben 9, 203. Deutsche Inschriften [2] 1875 S. 13. Dreselly, Grabschriften [2] 1900 S. 205 nr. 723. Padberg, Haussprüche 1895 S. 38 = 1898 S. 95. Lipperheide, Spruchwörterbuch 1906 S. 45. — Bayern: Das Bayerland 1, 132 1890. 2, 156. 3. 35. 5, 264. 8, 540. 10, 118. — Steiermark: oben 3, 280. — Siebenbürgen: Haltrich, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen 1885 S. 434 nr. 145—150. 180. — Altenburg: Löbe, Hausinschriften 1867 S. 18. — Erzgebirge: E. John, Aberglaube 1909 S. 20. — Sachsen: Zinck, Wohnhausinschriften im Königreich Sachsen 1913 nr. 38. 550—561 und Mitt. f. sächs. Volkskunde 6, 340—348 (1916). — Westböhmen: A. John, Sitte 1905 S 245. — Rheinland: Picks Mtschr. f. rhein. Geschichtsforschung 3, 132. 1877. Mtschr. des Berg. GV. 23, 150. — Harz: Draheim nr. 139. Blätter f. Hymnologie 1885, 63. Zs. des Harzvereins 24, 446. Oben 15, 432f. (1577. 1717. 1630. 1636. — Hannover: Mithoff, Kunstdenkmale 3, 17. 181 (Alfeld. Hildesheim). 6, 135 (Osnabrück 1579). — Danzig: Mitteilung von Prof. G. Markull. — Wie A. U. v. Cranach 1561 in einer Leichenpredigt auf den Fürsten Carl von Anhalt erzählt (Blätter f. Hymnologie 1886, 31), standen in einem Fürstensaal unter einem gemalten Engel die Reime:

Uns Engel wundert alle gleich, Und seid doch niehts denn frembde Geste;
Das ir Menschen uff Erdreich Da ir Gott ewig solt anschawen.
Bawet Schlösser und grosse Feste Da wil doch gar niemandt hin bawen.

Ähnlich beginnt eine Hausinschrift von 1827 in Siebenbürgen Haltrich S. 435 nr. 150): 'Wie wundern sich die Engel im Himmelreich | über das Erdreich. | dass die Leute bauen Häuser fest'. . .

3) Mündel, Haussprüche 1883 S. 35. Offenbare Fehler des Holzschnitzers oder des Druckers sind in V. 2 im (für ein), 3 nur (für doch), 4 im (für in).

Die Menschen bauen sich oft Häuser und Paläste,
Die gleich als wie ein Thurn zu Babel prächtig stehn,
Und sind doch auf der Welt nur Pilgrim und nur Gäste,
Die durch das Jammertal in Himmel sollen gehn.
Wer fragt nach Haus und Hof auf dieser schnöden Erde,
Wenn ich nur dermahleinst ein Himmelsbürger werde!

Übrigens begegnen uns die Verse nicht bloss als Hausinschriften: wir finden sie um 1400 in einer nd. Spruchsammlung[1]) in folgender Form:

Wy sint hyr vromde geste
Vnde tymmeren grote veste;
My heft wunder, dat wi nicht muren,
Dar wi ewich moten duren.

Ähnlich hochdeutsch in Mones Anzeiger 1833, 48 = Wackernagel, Dt. Lesebuch 1, 836 (1839). Ferner 1590 in Michael Neanders Ethica vetus S. 30. 1605 bei F. Petri, Der Teutschen Weissheit Bl. G 8b, um 1605 in der Hs. des Kieler Studenten Petrus Fabricius (Alemannia 17, 250), 1635 in einem Ingolstädter Liederblatt mit eigner Melodie (Bäumker. Das katholische Kirchenlied 2, 301 nr. 328. Blätter f. Hymnologie 1885, 48), 1647 in Schneubers Teutschem Stammbuch (Hoffmann v. F., Spenden zur Litgesch. 1, 31. 1844 = Findlinge 1, 448. 1861), 1664 bei R. Bakius (Commentarius in Psalterium Davidis 1, 594b. 3, 257a), 1665 bei Moscherosch (Gesichte Philanders von Sittewald, Strassburg 1665, 2, 158), 1672 in einer Predigt von Johann Fabricius (Blätter f. Hymnologie 1885, 30). Auch Fischart scheint darauf in seinen Altersstufen (oben 15, 403) anzuspielen.

Eng verwandt scheint mir nun ein Satz des h. Hieronymus im 128. Briefe (Migne, Patrol. lat. 22, 1099): 'Vivimus quasi altera die morituri, et aedificamus quasi semper in hoc saeculo victuri.' Denn wenn hier auch dem unbekümmerten Errichten dauerhafter Häuser nicht die vergessene Vorbereitung auf das Jenseits gegenüber, sondern das hastige Geniessen irdischer Lust zur Seite gestellt wird, so dürfen wir doch darin mit grosser Wahrscheinlichkeit die Quelle des deutschen Hausspruches erkennen, in den sich nur nebenher noch eine Erinnerung an das Psalmwort (119, 19) 'Ich bin ein Gast auf Erden' eingemischt hat. Aber auch Hieronymus hat diese Fassung der Mahnung an den Tod[2]) nicht selber geprägt, sondern die wirksame Antithese einem heidnischen Vorgänger entlehnt. Denn kurz vorher, im 123. Briefe (Migne 22, 1057), bezeichnet er sie geradezu als Zitat: 'Et illud, quod de Megarensibus dicitur, iure miseris coaptari potest: Aedificant quasi semper victuri, vivunt quasi altera die morituri'. Vermutlich schwebt ihm eine Stelle aus Tertullians Apologeticus adversus gentes c. 39 (Migne 1, 526) vor: 'De nobis scilicet Diogenis dictum est: 'Megarenses obsonant quasi crastina die morituri, aedificant vero quasi nunquam morituri.' Freilich wird diese Äusserung des Kynikers Diogenes von älteren Schriftstellern nicht bezeugt, und es könnte eine Verwechselung mit seiner von Aelian (Varia hist. 12, 56) angeführten Äusserung vorliegen, er wolle lieber der Widder eines Megarers sein als sein Sohn, womit er auf die bekannte plumpe und materielle Gesinnung der Megarer[3]) zielt. Jedenfalls ist der Satz nicht das geistige Eigentum des Diogenes,

1) Lübben, Mitteilungen aus nd. Hss. 1871 S. 1. Zs. f. dt. Alt. 27, 43. — Ähnlich im Rimbökelin ed. Seelmann 1885 v. 2397.

2) Bei Freybe, Das Memento mori in deutscher Sitte (1909) ist der deutsche Hausspruch merkwürdigerweise nicht berücksichtigt.

3) Vgl. dazu Pauly, Realencyclopädie des klass. Altertums 4, 1719.

sondern gehört einem noch älteren griechischen Philosophen an, dem Agrigentiner Empedokles, welcher von der Genusssucht seiner Landsleute die bittere Schilderung entwarf: 'Die Agrigentiner schwelgen, als ob sie morgen sterben sollten, und bauen sich Häuser, als ob sie allzeit leben sollten'[1]). Auf Empedokles also in letzter Instanz geht unser Hausspruch zurück. Dass sein Satz von Aristoteles und Lukian mit etwas veränderter Spitze aufgenommen wurde, sei nebenher erwähnt[2]).

* * *

Als ein merkwürdiges Seitenstück möchte ich schliesslich noch einen dritten deutschen Hausspruch heranziehen, der ebenfalls weithin bekannt ist.[3]) Von derselben Anschauung ausgehend, dass das Haus seinen Erbauer überlebe und deshalb im Laufe der Jahre oft den Besitzer wechsle, zieht er die Folgerung, dass der gegenwärtige Inhaber gar kein dauerndes und wirkliches Eigentumsrecht beanspruchen könne:

Das Haus ist mein und doch nicht mein;
Beim Nächsten wird es auch so sein,
Dem Dritten wird es übergeben,
Der Vierte wird nicht ewig leben,
Den Fünften trägt man auch hinaus.
Nun frag ich: wem gehört dies Haus?

Dieser Gedanke wird nun verdeutlicht und zu einem epischen Gebilde entfaltet in einer orientalischen Erzählung, in der ein wandernder Derwisch eine handgreifliche Nutzanwendung von der Lehre des Spruches macht.[4]) Aus einem ungenannten persischen Werke gibt der französische Reisende Chardin[5]) in einer Beschrei-

1) Diogenes Laertius 8, 2, 63 = Diels, Fragmente der Vorsokratiker 1, 151: *Ἀκραγαντῖνοι τρυφῶσι μὲν ὡς αὔριον ἀποθανούμενοι, οἰκίας δὲ κατασκευάζονται ὡς πάντα τὸν χρόνον βιωσόμενοι.* — Chr. Lehmann, Florilegium politicum 1662, 3, 391 nr. 46 schreibt diesen Ausspruch dem Plato zu.

2) Aristoteles äusserte nach Diogenes Laertius 5, 1, 11, manche Menschen darbten so jämmerlich, als ob sie immer leben würden, andere aber prassten, als ob sie sofort sterben müssten. Lukian mahnt in einem Epigramm (3, 461 ed. Jacobitz; vgl. 1, 219 Charon c. 20):

Ὡς τεθνηξόμενος τῶν σῶν ἀγαθῶν ἀπόλαυε,
Ὡς δὲ βιωσόμενος φείδεο οὓς κτεάνων.

3) Er erscheint seit 1715 in verschiedenen Abwandlungen im Elsaß, Baden Schwaben, Oberbayern, Tirol, Salzburg, Hessen, Altenburg, Westböhmen, Waldeck, Magdeburg u. a. (Kassel, Jahrbuch f. Gesch. Elsaß-Lothr. 21, 308 nr. 170 a—d. Dt. Inschriften[2] 1875 S. 11. Draheim 1883 nr. 405. Alemannia 8, 247. Reiser, Allgäu 2, 675. Dreselly 1900 nr. 670—672. 679. W. O. [Zingerle] 1870 S. 23. Hörmann 1893 S. 124—128. Krackowizer, Inschriften im Lande ob der Enns 1901 S. 5. Das deutsche Volkslied 18, 125. Padberg 1895 S. 38 = 1898 S. 88. Oben 3, 282. Lucae, Aus dt. Sprach- und Litgeschichte 1889 S. 236. Löbe 1867 S. 18. A. John 1905 S. 245. Curtze, Waldeck 1860 S. 143. Wander, Sprichwörterlexikon 2, 399.)

4) Auf diese Erzählung wurde ich aufmerksam durch eine dankenswerte Zusammenstellung von J. K. Brechenmacher im Magazin für Pädagogik 81, 180 (1918) 'Der Pilger'. Die Stelle bei Chardin wies mir Geheimrat Prof. Dr. Th. Zachariae in Halle freundlichst nach; seiner Vermittlung verdanke ich auch die wertvolle Auskunft von Herrn Professor Dr. C. Brockelmann über den persischen Autor Ferideddīn Attār und die Verdeutschung seines Textes.

5) Chardin, Voyages en Perse 1, 207 (Amsterdam 1711 und 1735, 4°) = 2, 148 ed. Langlès 1811. In der ersten Ausgabe (Londres 1686 p. 249) fehlt dieser Abschnitt.

bung der morgenländischen Fremdenherbergen, die er 1711 in sein Tagebuch vom 1. März 1673 einschaltet, folgendes Geschichtchen wieder:

Je me souviens d'un conte que j'ai lu dans un Auteur Persan, d'un Derviche, ou Religieux Mahometan, qui voyageoit en Tartarie. Etant arrivé dans la Ville de Balk, il s'en alla loger dans le Palais Royal, le prenant pour un Caravanserai. Il y entre, et ayant regardé de tous côtés, il se va placer sous une belle galerie, met bas son petit sac et son petit tapis, qu'il étend, et s'assit dessus. Des Gardes l'ayant apperçu en cette posture, lui crierent de se lever, lui demandant en colere, qu'est-ce qu'il prétendoit faire? Il répondit, qu'il prétendoit passer la nuit dans ce Caravanserai. Les Gardes se mirent à crier plus fort, qu'il s'en allât, et que ce n'etoit pas ici un Caravanserai, mais le Palais du Roi. Le Roi, qui se nommoit Ibrahim, étant venu à passer là-dessus, il se mit fort à rire de la bévue du Derviche, et l'ayant fait apeller, lui demanda comment il avoit si peu de discernement, de ne reconnoitre pas un Palais d'avec un Caravanserai? — Sire, se mit à dire le Derviche, que V. M. daigne souffrir que je lui demande une chose. Qui a logé premierement dans cet édifice-ci, après qu'il a été fini? — Ce sont mes Ancêtres, répondit le Roi. — Après eux, Sire, qui est-ce qui y a logé? reprend le bon homme. — C'est mon Pére, répondit le Roi. — Et après lui, qui en a été le maitre? — Moi, répliqua le Roi. — Et de grace, Sire, qui en sera le maitre après vous? — Ce sera mon fils, répond le Prince. — Ah! Sire, reprit le bon Derviche, un édifice qui change si souvent d'habitans, est une hôtellerie, et n'est pas un Palais.

Chardins unmittelbare Quelle bleibt noch zu ermitteln;[1]) doch teilte mir Herr Professor Brockelmann in Halle dieselbe Geschichte aus der Biographie des berühmten Mystikers Ibrāhīm ibn Adham, vormals Fürsten von Balkh, mit, welche der persische Dichter und Geschichtsschreiber des Sufismus Ferīdeddīn 'Aṭṭār (geb. 1119, gest. 1230) in seinem 'Leben der Heiligen' überliefert:[2])

Als der Tag heraufkam, ging er in die Halle hinaus und setzte sich auf den Thron, nachdenklich, versonnen und sorgenvoll. Die Stützen des Reiches standen jeder an seinem Platz, die Diener bildeten eine Reihe, und sie hielten öffentliche Audienz. Plötzlich trat ein Mann von ehrfurchtgebietendem Aussehen zur Tür herein, so dass keiner von dem Gefolge und der Dienerschaft den Mut hatte zu sagen: Wer bist du? Allen blieb die Zunge in der Kehle stecken. So ging er bis vor den Thron. Ibrahim sprach: 'Was willst du?' Er antwortete: 'Ich will in diesem Gasthaus absteigen.' Er antwortete: 'Dies ist kein Gasthaus, es ist mein Palast, du bist verrückt.' Er erwiderte: 'Wem gehörte dieser Palast vorher?' Er antwortete: 'Meinem Vater.' Er sagte: 'Vorher?' Er antwortete: 'Meinem Grossvater.' Er sagte: 'Vorher?' Er antwortete: 'Dem und dem.' Er sagte: 'Vorher?' Er antwortete: 'Dem Vater des und des.' Er sagte: 'Wohin sind sie alle gegangen?' Er antwortete: 'Sie sind fortgegangen und gestorben.' Er sagte: 'Ist es dann nicht ein Gasthaus, wo der eine kommt und der andre durchgeht?' — So sprach er und verschwand, und das war Chidr[3], über ihm sei Heil! Der Brand und das Feuer in der Seele Ibrahims nahm zu, und sein Schmerz wuchs . . .

1) Pott, Pfeffels Fabeln 1888 S. 65 führt zwar *Sadi, Gulistan, Paris 1737 p. 277 an; doch finde ich in den Übersetzungen von Olearius 1660 und Graf 1846 nichts Hergehöriges.

2) Part I of the Tadhkiratu 'l-Awliyā (Memoirs of the Saints) of Muhammad ibn Ibrāhīm Faridu'ddin 'Aṭṭār, edited in the original Persian by R. A. Nicholson, London 1905 p. 86, 10–21 Persian historical texts, vol. 3. — Vgl. über 'Aṭṭār P. Horn, Geschichte der persischen Literatur 1901 S. 158.

3) Über den wandernden muhammedanischen Propheten Chidr vgl. W. Hertz, Gesammelte Abhandlungen 1905 S. 50 f. und I. Friedlaender, Die Chadhirsage und der Alexanderroman 1913.

Diese Biographie des um 777 verstorbenen heiligen Scheichs Ibrâhîm ist aber, wie Goldziher[1]) bemerkt hat, dem Leben Buddhas nachgebildet. Es wäre also nicht unmöglich, dass unsre Geschichte vom König und Derwisch ursprünglich buddhistisch ist und sich schon irgendwo in der indischen Literatur findet.

In Europa machte jedenfalls die Fabel, gleichviel ob muhammedanischen oder buddhistischen Ursprunges, Eindruck[2]). Addison nahm sie alsbald in seinen Spectator (nr. 289. 31. Januar 1712) auf; in Deutschland und Frankreich verbreiteten sie ferner das Vademecum für lustige Leute 3, 4 nr. 5 (1767), das Dictionnaire d'anecdotes (1777 1, 399 = 1778 2, 365 'Image de la vie'; deutsch als 'Anekdoten oder Sammlung kleiner Begebenheiten' 1778 2, 12), der Abbé Champion de Nilon in seiner Ausgabe von B. Giraudeaus Parables (1786 nr. 71), Clemens Brentano in seiner anonymen Verdeutschung der Parabeln des Vaters Bonaventura (Sulzbach 1830 S. 305 = 1851 S. 286 'Der Derwisch'), Christoph von Schmid (Gesammelte Schriften, Augsburg 1861 16, 227 = Sämtliche Erzählungen, Ravensburg 5, 99 'Der Pilger') u. a. In gereimte Form wurde sie eingekleidet durch La Fermière (Fables et contes 1775 p. 90 'Le caravanserail'), Nivernois (Fables 1796 2, 6 'Le derviche et le calife'), Barrucand (Mercure de France 1804 18, 292 'Le derviche et le roi'), Pfeffel (Poetische Versuche 9, 155 'Der Derwisch und der Chan', 1805) und Adolf Böttger (Gesammelte Werke 1865 1, 209 'Memento mori').

Sieht nun nicht unser deutscher Hausspruch, der in zweizeiliger Form bereits 1715 zu Weissenburg im Elsaß erscheint, der persischen Parabel ausserordentlich ähnlich? Man wird dies unbedenklich zugeben können, ohne jedoch daraus sofort auf ein Abhängigkeitsverhältnis zu schliessen; vielmehr sind Spruch und Erzählung aus einer uralten und allgemein verbreiteten Vorstellung entsprungen. Nicht nur der Derwisch nennt das Leben eine Reise, wie Kleists Prinz von Homburg (IV, 3) mit sichtlicher Bezugnahme auf die persische Parabel sagt,[3]) sondern schon im Alten wie im Neuen Testament und in der kirchlichen Dichtung tritt uns dieser Ausdruck für die kurze Dauer des Erdenlebens im Vergleich mit der Ewigkeit des jenseitigen entgegen. 'Ich bin ein Gast auf Erden', heisst es im Psalm 119, 19; 'Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir', sagt der Ebräerbrief 13, 14. In seinem ergreifenden Liede 'Ich wölt, das ich doheime wer' mahnt Heinrich von Laufenberg:[4])

Woluf, min herz und all min mût,
Und sûch das gût ob allem gût!
Du hast doch hie kein bliben nüt,
Es si morn oder es si hüt.

Aus dem 16. Jahrhundert ertönt es bei Friedrich Widebram:[5])

1) I. Goldziher, Vorlesungen über den Islam 1910 S. 163. — Es liegt also ein ähnlicher Fall vor wie bei der Lebensbeschreibung des h. Josaphat; vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde 1879 S. 411 und E. Kuhn, Barlaam und Joasaph (Abh. der Münchner Akademie 1893).

2) Die folgenden Nachweise entstammen zumeist dem angeführten Aufsatze Brechenmachers und der Dissertation von Poll, Pfeffels Fabeln, Straßburg 1888 S. 65.

3) Immermann kennzeichnet im Münchhausen (5. Buch, 6. Kap. Werke 3, 48 ed. Boxberger) die Beschränktheit des Küsters dadurch, dass ihm dieser Vergleich im Munde des Schirrmeisters als eine ganz neue Weisheit vorkommt.

4) Wackernagel, Kirchenlied 2, 540 nr. 715 = Erk-Böhme, Liederhort 3, 869 nr. 2175.

5) Wackernagel 5, 323 nr. 512; vgl. Blätter für Hymnologie 1886, 92, auch 1885, 24. 183. Dazu etwa Luther, Kirchenpostille 1541 2, Bl. N5 (über 1. Petri 2) und Schriften, Eisleben 1565 2, 137 b. Goethe, Hermann und Dorothea 9, v. 269: 'Nur ein Fremdling, sagt man mit Recht, ist der Mensch hier auf Erden'.

Wir leben wie ein Wandersmann,

aus dem 18. bei F. A. Lampe (1731):

Mein Leben ist ein Pilgrimstand,
Ich reise nach dem Vaterland,

und ein Hausspruch zu Wermetschwil v. J. 1743 versichert mit einem Hinweise auf die irdische Wohnstätte:[1])

Hier bleiben wir nicht lange,
Gehen immer aus und ein;
Unßer Wohnung ist im Himmel.
Da wir werden ewig sein.

Berlin. Johannes Bolte.

Steirische Volksmärchen.

1. Der goldige Hirsch.[2])

Es war einmal ein armes Keuschlermandl, der hatte zwei Kinder von seiner ersten Frau. Nun wollte er wieder gern heiraten, aber jede, um die er anhielt, wies ihn ab, weil er eben zwei Kinder habe. Als er wieder einmal auf Brautschau auszog, begegnete ihm ein hässliches altes Soldatenweibl, und um nur überhaupt wieder ein Weib ins Haus zu kriegen, fragte er sie, ob sie ihn zum Manne nehmen wolle. Aber auch ihre erste Frage war, ob er wohl ja keine Kinder hätte. Weil er sichs nun aber einmal in den Kopf gesetzt hatte, eine Frau heimzubringen, log er sie an und sagte: nein, er habe keine Kinder. Da willigte sie ein, und sie heirateten sogleich.

Als sie aber heimkamen, liefen ihnen schon von weitem die Kinder entgegen und riefen: „Vater, ist das unsere Mutter?" Da wurde das Weib sehr zornig, stiess die Kinder von sich und überhäufte den Mann mit Vorwürfen, dass er sie belogen habe. Er aber sagte nur immer: „Lass nur gut sein" und hoffte bei sich,

1 Sutermeister, Hausssprüche 1860 S. 65. Vgl. Curtze, Waldeck 1860 S. 113: 'Dies Haus ist mein und doch nicht mein, nach mir kommt ein anderer drein: im Himmel wird unsere Wohnung sein.'

2) Märchen aus Steiermark sind bisher meines Wissens nicht bekannt gewesen. Die vorliegenden drei erzählte mir am 3. und 15. September 1916 der alte Bergarbeiter Heinrich Freidl in Zeltweg bei Judenburg (Obersteier). Dieser ist 60 Jahre alt, kann weder lesen noch schreiben, besitzt aber eine gute Erzählergabe und ein prächtiges Gedächtnis. Er selbst hatte die Märchen als Kind in einem Gebirgsbauernhof ober Obdach (an der steirisch-kärntnischen Grenze, wo er aufwuchs, von seiner 83jährigen 'Züglmutter' (Ziehmutter) erzählen gehört. Die alte Frau wusste viele ähnliche Märchen, an die er sich aber nicht alle mehr genau erinnert. Sie erzählte besonders gern beim Spinnen am Abend. Auch sie hatte nie lesen und schreiben gelernt und die Märchen wohl auch schon aus ihrer Kindheit mitgebracht. Wir können daher das Alter der Märchen auf sicher 120—150 Jahre in der hier vorliegenden Form ansetzen. Ich gebe sie mit Ausnahme einiger besonders charakteristischer Sätze hochdeutsch wieder, folge dabei aber möglichst wörtlich der von mir während des Erzählens mitstenographierten Aufzeichnung. — Nr. 1 ist eine Variante zu Grimms 'Brüderchen und Schwesterchen' Bolte-Polívka, Anmerkungen zu den KHM. 1, 79 nr. 11, die durch den Namen Verasin und den Mangel der Verse bei dem nächtlichen Besuch der ertränkten Mutter nicht sehr altertümlich wirkt.

sie würde sich mit der Zeit doch dareinfinden. Doch bald musste er einsehen, dass es nicht gehe. Eines Tages nahm er daher 'ein Labl Brot und ein Maßl Zwetschken'[1]) und ging mit den Kindern in den Wald. Dort gab er ihnen das Brot und die Zwetschken und sagte: „Da essts, dawals[2]) wos hobbs, und wann's amol nix mehr hobbs, bittats den, der ober enker is! Hoam kema deafts neama!" Die Kinder machten sich daraus nicht viel und gingen allein ganz getrost im Wald weiter. Als sie müde und hungrig waren, setzten sie sich nieder und jausneten. Nach dem Essen fühlten sie Durst und gingen daher suchen, ob nirgends ein Wasser wäre. Richtig, nach einer Weile kamen sie zu einem Wassertrog. Zuerst trank das Dirnlein. Kaum aber hatte sie getrunken, so schaute sie der Bub verwundert an und rief: „Ja, bist du aber gross!" Denn sie stand plötzlich erwachsen und in grosser Schönheit vor ihm. Da riet ihm das Mädchen: „So trink du auch, dann wirst du auch ein grosser Mann." Er aber meinte: „Nein, ich möcht bald lieber was anders sein, wie ein Mensch." „Ja, was möchtst denn dann sein?" fragte die Schwester. Antwortete er: „Ich möcht ein guldiger Hirsch sein!" „Nun so trink, vielleicht wirst einer!" Der Bub trinkt und ist sofort ein goldiger Hirsch.

Wie sie sich nun so eine Weile voll Verwunderung anstaunen, kommt eine grosse Jagd daher. Der Graf will sofort auf den Hirsch schiessen, aber einer seiner Gefährten ruft ihm zu: „Halt, es steht ein Mensch auch dabei!" —

Da kamen sie nun alle herzu und sahen das wunderschöne Frauenzimmer, und der Graf fragte sie, wie sie mit dem Hirschen daherkäme, und sie musste ihm alles erzählen. Sie gefiel aber dem Grafen so sehr, dass er sie bat, ihn zu heiraten. Allein sie meinte, das sei unmöglich, denn sie sei ja viel zu arm. Doch der Graf liess nicht ab zu bitten, so dass sie endlich einwilligte. Der Graf schickte sofort heim und liess 'Ross und Koglwagen[3]) und Spielleut' holen. Als sie dann heimfuhren, banden sie den Hirsch hinten am Wagen an, und er lief lustig mit. Im Schloss wurde sogleich die Hochzeit gefeiert, und sie lebten zusammen in Freude und Glück, und nach einem Jahr schenkte die Gräfin ihrem Manne ein Knäblein.

Da brach ein Krieg aus, und der Graf musste zu Felde ziehen. Beim Abschied trug er seinen Leuten auf das strengste auf, alles genau zu erfüllen, was die junge Gräfin befehlen werde. Inzwischen hatte die böse Stiefmutter den neuen Aufenthalt und die Verwandlung der Kinder erfahren, und eines Tages meldete sie sich im Schlosse, sie wolle ihre Stieftochter besuchen. Diese empfing sie sogleich voll Güte, führte sie im Schloss herum und zeigte ihr alles, auch ihr Kindlein, welches Verasin hiess. Wie sie so in den Gärten des Schlosses lustwandelten, kamen sie auch zu einem grossen Teich. Dort nahm die Alte den kleinen Verasin in die Arme, als ob sie ihn liebkosen wollte, und plötzlich versetzte sie der jungen Gräfin von hinten einen Stoss, so dass diese in den Teich stürzte und ertrank. Dann zog sie der Toten ihre Kleider aus, legte diese selbst an und kehrte mit dem Knäblein am Arm ins Schloss zurück. Zu den Dienern stellte sie sich so, als ob sie die junge Gräfin sei. Die Diener und Mägde erschraken alle über die plötzliche Veränderung ihrer Herrin, die auf einmal so hässlich geworden war, und zitterten bei dem Gedanken an die Rückkehr ihres Herrn. Nach drei Tagen befahl die Alte, man solle den goldigen Hirsch schlachten, sie wolle von ihm ein Stück Braten essen. „Das wird doch nicht sein," riefen

1) Ein Leibchen Brot und ein Mäßlein Pflaumen.
2) Derweil.
3) Prunkwagen mit 'Kogl' = Baldachin (oder Zierkugeln?).

die Diener, „dass sie von ihrem eigenen Bruder ein Stück Fleisch will haben!“ und keiner wagte es, den Befehl auszuführen. Aber am nächsten Tag wiederholte sie ihren Befehl und am dritten Tage nochmals. Da mussten sie endlich gehorchen; denn der Graf hatte ihnen ja befohlen, ihr alles zu geben, was sie verlange. So führten sie den Hirsch zur Schlachtbank.

Aber gerade als sie ihn niederschlagen wollten, kam der Graf aus dem Krieg zurück. Erzürnt herrschte er die Diener an, was sie da machten. Da erzählten sie ihm, dass die Frau es so wolle. Er aber befahl, den Hirsch sogleich zurückzuführen und sagte: „Ich werde ihr schon andere Freuden bringen.“ Als er nun die Frau sah, erschrak er so, dass er fast umgefallen wäre. Allein er ermannte sich und dachte bei sich: „Nun ja, sie ist so schnell gross und sauber worden und ebenso schnell alt.“ So ersah er darin eine Strafe Gottes und beschloss, es ruhig zu ertragen. Abends legten sie sich zu Bette, und der Graf plauschte mit der Frau, aber er berührte sie nicht. Der Graf aber konnte nicht einschlafen. Um Mitternacht kam plötzlich etwas vor's Fenster, und der Graf hörte deutlich, wie draussen eine Stimme sprach: „Was macht mein lieber Verasin?“ Darauf antwortete das Kind: „Er liegt in der Wiege und weint geschwind.“ Und wieder fragte die Stimme: „Was macht die alte Frau?“ Und das Kind antwortete: „Sie liegt im Bett wie eine Sau.“ — Da dachte sich der Graf: „Was ist das?“ und die Stimme kam ihm vor wie die seiner Frau. Darüber dachte er hin und her die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag. Am Abend gingen sie wieder schlafen, und wieder kam die Erscheinung und sprach wieder genau so mit dem Kinde. Da ging der Graf am nächsten Morgen zum Pfarrer und fragte ihn, was denn das sein könne. Dieser sagte ihm, er müsse sich nun in der nächsten Nacht vorm Fenster hinstellen und, wenn die Erscheinung wieder käme, sie augenblicklich fest anpacken und an sich drücken. Das werde sehr schwierig sein, allein er dürfe unter keiner Bedingung früher auslassen, bis die Gestalt nicht selbst sage: „Jetzt bleibe ich schon da.“ Diesen Rat befolgte der Graf. In der Nacht richtete er sich vorm Fenster zurecht, und wirklich kam die Erscheinung wieder. Mit aller Kraft fasste sie nun der Graf geschwind und riss sie an sich. Allein die Gestalt wehrte sich so heftig, dass er sie fast nicht festhalten konnte. Endlich, als er schon beinahe den Mut verlor, sagte sie: „Lass mich nur aus, jetzt bleibe ich schon da, aber zweimal sterben ist hart!“

Darauf nahm er sie, trug sie ins Schloss, aber in ein anderes Zimmer und sagte der Alten gar nichts davon. Nur das kleine Kind nahm er ihr, indem er ihr sagte: „Spin[1]) hast du so keine mehr, also gebe ich das Kind einer Amme.“ — Am andern Tag fragte er die Alte: „Was verdient eine Frau, die eine andere umbringt?“ Da erwiderte sie: „So eine verdient, dass man ein Fass machen lasse, in das man inwendig kreuzweis Messer und Gabeln einschlägt; in das muss die Mörderin hineinkriechen und dann über eine hohe Leiten hinabgelassen werden.“ Da ging der Graf zum Binder, der hoch oben am Berg wohnte, und bestellte ein solches Fass. Wenn es fertig sei, sollten die Binderbuben pfeifen. In drei Tagen war das Fass fertig, und es war gerade 1 Uhr mittag, da bliesen die Binderbuben oben am Berg. Da ging der Graf zur alten Frau und sagte: „So, jetzt wollen wir ein bischen spazieren gehen.“ Sie aber sagte: „Nein, ich habe Kopfweh;“ denn sie ahnte schon etwas Böses. Der Graf aber befahl ihr streng, ihm zu folgen, und so musste sie mit. Schon vom Weg aus sah sie das Fass und fiel vor Schreck sogleich in Ohnmacht. Die Binderbuben aber packten

1 Spin = Muttermilch; daher abspänen.

sie, schleppten sie hinauf, steckten sie ins Fass und liessen sie über die Leiten hinab. „Und i bin aft a gang ban Loch, gehts hörts ma auf, wanns a so zuageht!“[1])

2. Der tapfere Soldat.[2])

Es war einmal ein altes Schloss, bei dem es nicht geheuer war. Unter diesem Schloss war ein Wirtshaus. Einmal kam ein abgedankter Soldat, der bat beim Wirt um Herberge. Der Wirt hatte keinen Platz frei, sagte aber: „Wann du in oltn Schloss wüllst schlofn, obn is Platz gnua, aber obn loabs halt neamd[3]), wirst halt obn nei bleibn kinn.“ Allein der Soldat sagte: „Das macht mir nichts; was geht mich als alten Soldaten das an, wann ich nur über Nacht bleiben kann!“ Da führten sie ihn hinauf, liessen ihn ins Schloss hinein und sperrten ab. Er legte sich oben in ein Bett. Als er eine zeitlang gelegen hatte, begann es herumzurumoren. Aber das machte ihm nichts. Als es aber zu arg wurde, stand er auf und machte Licht. Da warf es durch den Kamin einen Menschenfuss herab. Rief der Soldat: „Weil schon ein Fuss da ist, nur den andern auch her!“ Sofort kam auch dieser durch den Kamin herabgesaust. „Nur noch ocha!“[4]) rief der Soldat. Da warf es auch das 'Mittergstell' herab. „Nur noch ocha!“ rief er wieder, da kam die rechte Hand, dann die linke. „Jetzt noch den Kopf auch her!“ Da warf es auch den Kopf herunter. Der Soldat setzte die Teile alle schön zusammen, und wie er auch den Kopf dazu passte, sagte er: „Jetzt steh nur auf, dass ich einen Kameraden auch hab! Bin so ganz allein da.“ Da stand der ganze Mensch auf, und der Soldat gab ihm zu essen von seinem Essen. Der andere langte auch fleissig zu, und wie er fertig war, winkte er dem Soldaten, er solle mit ihm gehen. Der Soldat folgte ihm. Schon bei der ersten Tür befahl ihm der Fremde, aufzusperren. Allein der Soldat sagte: „Ich habe nicht zugesperrt, ich sperre auf auch nicht. Sperr selber auf, wenn du willst drinnen sein!“ Da sperrte der andere auf. Bei der zweiten Tür war es wieder so, aber der Soldat weigerte sich wieder, und es sperrte wieder der andere auf. Bei der dritten Tür aber wollte der Fremde durchaus nicht selbst aufsperren. Da sagte der Soldat: „No, no, so lassen wir's halt sein; ich hab nichts zu tun drinnen; gehn wir halt zurück.“ Da musste der andere auch die dritte Tür aufsperren, und es standen drei Truhen drin, alle voll Geld: Kupfergeld, Silbergeld und in einer Dukaten. „Das gehört jetzt alles dir,“ sagte der Fremde, wurde schneeweiss und war dahin.

3. 'Spielmannsmärl'[5]).

Auf einem Berg stand einmal ein altes Schloss, in dem es niemanden litt. Herunten am Fuss des Berges war ein Wirtshaus. Dahin kam eines Tages ein Reisender, der wollte dort übernachten. Aber der Wirt hatte keinen Platz und schickte ihn ins Schloss hinauf, sagte ihm aber, dass es dort nicht geheuer sei. Doch der Reisende fürchtete sich nicht und wars zufrieden, nur eine Unterkunft zu bekommen. Oben legte er sich in ein Bett; doch als er sich's gerade recht

1 Der letzte Satz wurde vom Erzähler, der das übrige alles sehr ernst vorgebracht hatte, rasch und lustig hergesagt.

2) Vgl. Grimm, KHM. nr. 4 'Von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen' (Bolte-Polívka, Anmerkungen 1, 22. 3, 537).

3) Leidet es halt niemanden.

4) Nur noch weiteres herab.

5) So lautete die Bezeichnung, die der Erzähler gebrauchte, also 'Spielmanns-Märlein'.

wohl sein liess, begann es hinter dem Bett zu schlagen. „Nur Ruhe!“ rief er, „was ist denn das!“ Allein das Schlagen hörte nicht auf, und so stand er endlich auf und ging hinters Bett schauen. —

„Hm! Markwürdi! Hiaz hobn zwoa Flöch am Strohalm Brettl ghutscht.“[1]

Graz. Victor v. Geramb.

Der Gesundheitsbrunnen.

Ein Märchen aus Pommern.

Ein Kaiser von Russland hatte drei Söhne, von denen der jüngste Karl hiess. Einmal hörte der Kaiser, der immer krank war, dass im fernen England ein Gesundheitsbrunnen sei; wer daraus Wasser trinke, werde sogleich gesund. Deshalb sandte der Vater zuerst den ältesten Sohn hin, um das Wasser zu holen. Derselbe bestieg ein Schiff, fuhr nach England und stieg an einem grossen Walde ans Land. Dort setzte er sich hin, um zu essen. Sogleich näherte sich ihm ein kleines graues Männchen und bat ihn: „Gib mir auch ein wenig Brot, ich habe in sieben Wochen nichts gegessen.“ „Wenn du sieben Wochen gehungert hast,“ sagte der Prinz, „dann kannst du auch noch länger hungern.“ Und er gab ihm nichts. Da sagte das Männchen: „Ich weiss, was du willst. Du sollst aber nicht hinkommen, wohin du willst.“ Damit verschwand es, und der Prinz mit ihm.

Als der erste Sohn nicht wiederkam, sandte der Kaiser den zweiten aus. Auch dieser kam in den Wald, und auch ihm erschien das Männchen und bat mit denselben Worten um ein Stückchen Brot. Aber wieder wurde es abgewiesen, und der zweite Prinz hatte infolgedessen dasselbe Schicksal wie sein Bruder: auch er verschwand.

Als der Vater eine lange Zeit gewartet hatte und keiner von den beiden Prinzen zurückkehrte, die Krankheit aber immer zunahm, da sandte er den dritten Sohn aus. Auch dieser fuhr über das Meer und traf in dem Walde mit dem Männchen zusammen. Dieses klagte: „Ach, gib mir doch ein wenig Brot! Mich hungert so sehr, denn ich habe in sieben Wochen nichts gegessen.“ „Wenn du in sieben Wochen nichts gegessen hast,“ sagte Prinz Karl, „so komm her: es wird wohl für uns beide reichen.“ Darauf sagte das Männchen: „Ich weiss, was du willst: Du sollst für deinen Vater einen Krug voll Wasser vom Gesundheitsbrunnen holen. Ich will dir dabei behilflich sein. Reise nur getrost fort, du sollst den Brunnen finden. Doch zwei gute Ratschläge gebe ich dir. Du wirst auf deiner Reise an dem Schloss des Königs von England vorbeikommen. Gehe aber bei der Hinreise nicht hinein, sonst kommst du nie zum Gesundheitsbrunnen. Zweitens aber hüte dich vorm Galgenfleisch.“ Der Prinz versprach zu folgen und reiste weiter. Als er das Schloss des Königs von England erblickte, liess er sich das nicht gross anfechten, sondern wanderte weiter, bis er auf einem hohen, steilen Berge den Gesundheitsbrunnen auffand. Er nahm einen Krug voll Wasser und machte sich auf den Rückweg.

Wie er wieder an dem Schlosse vorüberkam, beschloss er, Einkehr zu halten. Er fand in dem Palaste alles schlafend. In einem Zimmer lag eine wunderschöne Prinzessin. Er legte sich zu ihr und schlief bei ihr. Darauf schrieb er auf die Unterseite der Tischplatte seinen Namen ‘Prinz Karl von Russland’ und verliess

1) Auf der Wippe geschaukelt.

dann das Schloss. In dem Walde traf er das graue Männchen wieder und bat es, ihm zu sagen, wo seine Brüder wären. Das Männchen aber warnte ihn und sagte: „Hüte dich vor ihnen, denn sie sind Galgenfleisch. Sie müssten erhängt werden, denn sie werden viel Unglück über dich bringen.“ Aber der Prinz bat so dringend, dass der Graue sie herausgab. Alle drei bestiegen nun das Schiff und fuhren der Heimat zu.

Die beiden ältesten Brüder aber beneideten Karl um den Besitz des Gesundheitswassers und beschlossen, es sich zu verschaffen und den Bruder zu verderben. Als Prinz Karl einmal schlief, nahmen sie heimlich seine Kruke, gossen das Wasser in die ihrige und füllten seine mit Seewasser. Als sie nach Hause kamen, freute sich der Kaiser sehr über seinen jüngsten Sohn und trank von dem Wasser aus seinem Kruge. Aber statt gesund zu werden, wurde er nur noch kränker. Da brachten die beiden Brüder das rechte Wasser, und siehe da, er wurde sogleich gesund. Nun logen sie ihm vor, Prinz Karl habe ihn mit dem Wasser töten wollen. Da wurde der Kaiser sehr zornig und befahl, man solle seinen jüngsten Sohn erschiessen; die Kleider und die Zunge des Erschossenen solle man ihm als Beweis bringen. Prinz Karl aber bat den Jäger so flehentlich und versprach fortzugehen und nie wiederzukommen, dass der Jäger gerührt wurde, ihm andre Kleider besorgte und ihn gehen liess. Dem Kaiser überbrachte er die Zunge eines Rehes.

Auf seiner Wanderung erging es dem Kaisersohn zuerst herzlich schlecht, bis er sich endlich in einer grossen Stadt bei einem Kaufmann als Lehrling verdingte.

Inzwischen bekam die Königstochter von England einen sehr hübschen Prinzen. Als dieser grösser war und schon lesen konnte, spielte er einmal unter dem Tisch und sah dort die Inschrift: Prinz Karl von Russland. Dies zeigte er der Mutter. Sie las die Worte auch und wusste nun, wer der Vater ihres Sohnes war. So beschloss sie, nach Russland zu reisen, um sich den Prinzen Karl vom Kaiser als Gemahl zu erbitten. Sie nahm ein ganzes Regiment Soldaten und fuhr mit vielen Schiffen bis an die russische Küste vor der Hauptstadt des Landes. Dort liess sie von ihrem Schiffe aus eine lange Brücke bis ans Land bauen und die Mitte derselben mit Plüsch belegen. Dann liess sie den Kaiser um den Prinzen Karl bitten. Es kam aber zuerst der erste Sohn. Dieser wagte nicht, das hübsche Tuch auf der Brücke zu betreten und ging nebenan. Darauf sagte die Prinzessin: „Dies ist nicht der rechte Prinz; den will ich nicht zum Gemahl haben.“ Da sandte der Kaiser den zweiten hin. Auch dieser wagte nicht auf dem Plüsch zu gehen und wurde zurückgewiesen. Da bat die Prinzessin um den dritten Sohn und drohte, sie würde die Stadt einschiessen lassen, wenn sie nicht den rechten Prinzen bekäme.

Bei dem Kaiser war aber der Zorn schon verraucht, und er fragte den Jäger, ob er den Prinzen getötet habe. Als dieser sagte, er hätte den Prinzen gehen lassen und er wäre in die weite Welt gewandert, da liess der Kaiser in allen Zeitungen bekannt machen und in allen Städten ausrufen, Prinz Karl solle zurückkehren. Dies hörte auch der Kaufmannslehrling. Weil er von nun an so betrübt war, fragte ihn der Kaufherr, was ihm wäre. Da bekannte er ihm, dass er Prinz Karl sei. Auf das freundliche Zureden seines Herrn machte er sich auf und kam zu seinem Vater, der ihn freudig aufnahm und die Brüder bestrafte.

Der Kaiser sandte ihn eilends auf das Schiff zur Prinzessin. Voll Freude, sie wiederzusehen, achtete er gar nicht auf den Plüsch, sondern eilte schnell darüber hinweg in die Arme der Prinzessin, die scherzend sagte: „Ich wusste es ja, du

hast mich nicht geschont, du würdest auch den Plüsch nicht schonen.“ Nun wurde eine grosse Hochzeit gehalten, und die beiden lebten glücklich lange Jahre, und wenn sie nicht gestorben wären, so lebten sie heute noch.[1])

Rogasen. Otto Knoop.

Der Schwank vom Zeichendisput.

Im Jahrgang 24, S. 88 berichtet Wilhelm Caland aus Utrecht über den Zeichendisput zwischen einem Gelehrten und einem Unwissenden in Holland und in Litauen, bei dem der Gelehrte unterliegt. Er fragt zum Schlusse, ob einer der Leser dazu beitragen könnte, den Zusammenhang zwischen der litauischen und der holländischen Erzählung anzugeben. Es ist dies an Ort und Stelle von Johannes Bolte geschehen, und J. Hertel hat S. 317 eine indische Variante hinzugefügt. [Vgl. Český Lid 22, 251. Peck nr. 69. V. Popelka nr. 8a—b.]

Aus der mündlichen jüdischen Volksüberlieferung ist mir eine solche Erzählung bekannt, die zwar kein Zwischenglied sein kann, einem solchen aber nahesteht. Jedenfalls sind ja die Juden zu allen Zeiten sehr wichtige Weiterträger solcher Volkserzählungen gewesen. Auch räumlich liegt in diesem Falle der Ursprungsort der Erzählung zwischen den beiden Ländern, aus denen der Zeichendisput hier berichtet worden ist. Eine Stadt Mecklenburgs ist nämlich der Ort, wo die jüdische Volksüberlieferung diesen Disput lokalisiert, und der Erzähler, mein Vater, hat den Schwank aus seiner Heimat Strelitz mitgebracht.

In der Zeit des späteren Mittelalters, als die Juden verfolgt und die Rabbiner immer häufiger zu Religionsdisputationen gezwungen wurden, kam eines Tages auch die Reihe an die mecklenburgischen Juden, die von dem Zwange dieser Religionsdisputation nicht verschont bleiben sollten. Damals lebte in der Stadt Sternberg ein glaubenseifriger katholischer Geistlicher, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, die Juden entweder zum Christentume zu bekehren, oder aber ihre Landesverweisung durchzusetzen. Er wusste bei dem Landesherrn den Erlass einer Verfügung zu erreichen, dass die Juden sich bis zu einem bestimmten Tage zum Christentum bekehren sollten oder aber das Land verlassen müssten. Die Juden waren aufs tiefste bestürzt. Ihre Verzweiflung wurde nicht geringer, als der Geistliche sich erbitten liess, statt dessen in eine Glaubensdiskussion einzutreten, wenn sich ein Rabbi fände, der mit ihm disputieren wolle. Jedoch solle die ganze Disputation in einer Pantomime vor sich gehen. Würde der Rabbi ihn darin überwinden, nun gut, so sollten die Juden bleiben dürfen; wo nicht, so müsse sofortige Bekehrung oder Auswanderung folgen. Die Juden waren hoffnungslos, sandten aber Boten bis nach Spanien hinunter, um einen ihrer Glaubenshelden für diesen merkwürdigen Glaubenskampf zu gewinnen. Vergeblich! Das wagte keiner. So bereiteten sie sich verzweifelnd auf die allgemeine Auswanderung vor. Aber wenige Tage vorher setzten sie noch einen allgemeinen Buss- und Bettag fest, um vielleicht die göttliche Gnade zu erlangen. Sie sassen barfuss,

1) Das Märchen ist aufgezeichnet von Herrn Lehrer Asmus in Zwilipp. Vergl. dazu das Märchen vom ‘Dreierlei Wasser’ bei O. Knoop, Volkssagen aus dem östlichen Hinterpommern 1885 S. 236 und Bolte-Polívka, Anmerkungen zu Grimms Märchen 2, 394 nr. 97 ‘Das Wasser des Lebens’.

in Sack und Asche, auf dem Fussboden ihrer Synagoge, lasen ihre Bussgebete und sangen weinend die uralten Klagelieder, als von ungefähr ein polnischer Schnorrer[1]) ins Städtchen kam und seine Stammesgenossen suchte. Erstaunt sah er die Häuser leer, bis er endlich in der Synagoge die ganze Gemeinde in tiefer Zerknirschung fand. Als er auf seine verwunderten Fragen nach der Ursache des Fastens und Betens erfahren hatte, um was es sich handle, da sagte er: 'Und darum so viel Aufhebens? Das ist doch grade meine Sache. Das verstehe ich doch wie keiner. Schickt nur mich, und ihr werdet sehen, mit welchem Erfolge ich dem Gallach (Geistlichen) antworten und wie ich ihn widerlegen werde.' Diese selbstsichere Zuversicht übertrug sich auf die eben noch verzweifelte Gemeinde, und sie liessen dem geistlichen Herausforderer sagen, dass sich ein Mann gefunden habe, ein berühmter Rabbi aus fernem Lande, der mit ihm die Disputation in vorgeschriebener Form aufnehmen werde.

Auf Anordnung des Geistlichen versammelten sich am nächsten Sonntage alle Stadtbewohner in der Kirche. Auf der einen Seite stand der katholische Priester. Sich gegenüber hatte er dem Schnorrer-Rabbi den Platz angewiesen. Hinter jedem standen seine Gläubigen in die Kirche hinein, während die Disputatoren am Altare ihren Platz hatten.

Der Geistliche begann mit der Diskussion, indem er drei Finger hochhob. Der Jude schwenkte den rechten Arm empor. Dann zeigte der Geistliche einen Finger, der Jude ballte zur Erwiderung beide Fäuste ihm entgegen. Der Geistliche hob beide Hände mit gespreizten Fingern, der Jude erwiderte mit erhobener flacher, aber geschlossener Hand. Da nahm der Geistliche einen grösseren Beutel, den er zu diesem Zwecke mitgebracht hatte, und streute aus ihm Walnüsse über die ganze Kirche. Der Jude wartete, bis dass jener fertig war. Dann ging er hin und sammelte die Nüsse ein, zuerst in die Taschen seines weiten Kaftans; und als diese voll waren, in den Busen seines Gewandes, bis er auch die letzte Nuss eingesammelt hatte. Dann stellte er sich wieder am Altar auf, um zu warten, was der Geistliche weiter zu bemerken habe. Der aber winkte ab: er sei besiegt, der Rabbi habe ihn überwunden, die Juden sollten nur nach Hause gehen, er werde sie immerdar ungeschoren lassen. Als die Juden die Kirche verlassen hatten, bestieg er die Kanzel und wandte sich an seine Gemeinde, um ihr über seine Handlungsweise Rechenschaft abzulegen.

Zuerst habe er drei Finger emporgehoben, um zu zeigen, dass es drei Personen in Gott gäbe. Der Jude habe einen Arm erhoben, um zu zeigen, es sei nur ein Gott. Dann habe er dem Juden einen Finger gezeigt, um ihm zu sagen, dass also die Juden und Christen nur einen Gott anerkennen. Da habe der Jude die Fäuste erhoben, um ihm zu erwidern, der Gott der Juden sei ein starker, ein gewaltiger Gott. Mit gespreizten Händen habe er darauf hingewiesen, dass die Juden zerstreut seien, aber der Rabbi habe die geschlossene Hand erhoben und ihm damit gesagt, dass sie gleichwohl noch immer ein einziges ungeteiltes Volk seien. Da habe er endlich die Nüsse ausgestreut, um darzutun, dass sie aber doch von Gott verstossen sein müssten, denn er habe sie von Jerusalem aus, das durch den Altar angedeutet sei, über die ganze Welt verstreut. Die Kirche aber sei das Bild der Welt. Der Rabbi habe die Nüsse aber alsbald wieder aufgelesen und gesammelt, habe sie in seinem Gewande und an seinem Busen geborgen, um zu zeigen, dass Gott, der die Juden zerstreut habe, sich auch ihrer erbarme, er hüte sie, wie der Hirt seine Herde und sammele sie sorgsam ein, von den vier Enden der Erde bis gen Jerusalem und berge sie väterlich an seinem

1) Wanderbettler.

Herzen. Nur ein göttliches Wunder habe den Rabbi die Fragen verstehen lassen und ihm die richtigen Antworten an die Hand gegeben. Dann entliess er die Gemeinde. Hinfort liess er die Juden ungeschoren.

Es war nur natürlich, dass die Juden dem gelehrten Rabbi, der sie so wunderbar errettet hatte, ein grosses Festessen gaben, ehe sie ihn mit Ehrengeschenken reich beladen weiter wandern liessen. Bei dem Festmahle fragten sie ihn, was denn die Pantomime bedeute, und wie er sie habe verstehen und gar pantomimisch beantworten können.

'Das ist doch aber sehr einfach', sagte er. 'Zuerst hat er die krummen Finger gezeigt, hat er mich wollen packen, hab' ich ihn wollen schlagen. Dann hat er mich gewollt stechen, hab' ich ihn wollen bumßen, da hat er mich wollen kratzen, hab' ich ihn wollen patschen[1]). Und warum sollen die Nüss' da liegen?' —

Ein Disput mit gleichem Motive und ähnlichem Ausgange wurde mir von litauischen Juden an der Grenze in der Nähe Memels erzählt. Hier fehlt aber der Zeichendisput:

Vormals hat es hier zu Lande viele kleine Fürsten gegeben, Dukesse[2]), die ganz unabhängig waren. Ein solcher Dukes hatte nun in seinem Lande einen beinahe zu mächtig gewordenen Erzbischof, der durchaus die Juden bekehren wollte. Er glaubte das leicht zu können, weil er in hebräischer Sprache und allem jüdischem Schrifttume grundgelehrt war. Er wusste es nun beim Dukes, sehr gegen dessen eigentliche Absichten, durchzusetzen, dass dieser die Genehmigung zu folgender Anordnung erteilte. An einem bestimmten Tage sollten die Juden mit dem Erzbischofe über die Grundwahrheiten des Judentums und Christentums disputieren. Wären sie nicht imstande, ihn zu widerlegen, so sollten sie alsbald alle das Land verlassen. Es sollte dabei immer abwechselnd gefragt werden. Wer von den Disputatoren zuerst bekennen müsse 'ich weiss nicht', sei als besiegt zu erachten. Die Juden hatten aber eine doppelte Furcht, erstlich weil der Bischof wirklich auch in allen jüdischen Wissenschaften so gelehrt war, wie nur irgend ein Rabbi, und dann weil sie fürchten mussten, es möchte ihnen an das Leben gehen, wenn sie irgend etwas gegen das Christentum sagten. Kein noch so gelehrter Rabbi hatte den Mut zu diesem Disput. In dieser Not erbot sich eines Tages ein armer Flickschneider, er wolle mit dem grundgelehrten Manne diskutieren. Und wie der Teufel in der Not Fliegen frisst, so hielten sich die Juden an diesen Schneider.

Der Tag kam heran. 'Der Angegriffene soll zuerst fragen!' entschied der Dukes. Und so wurde bestimmt, dass der Jude die erste Frage an den Bischof zu richten habe. 'Was heisst êni jêdêa?' fragte Jisrôl Schneider. 'Ich weiss nicht', antwortete der Bischof. 'Er weiss nicht, er weiss nicht' schrie der Schneider, und alle Anwesenden fielen im Chorus mit ein: 'er weiss nicht'. Der Erzbischof will erklären, dass hier ein Missverständnis vorliege, dass אֵינִי יוֹדֵעַ (êni jodê'a) auf deutsch hiesse 'ich weiss nicht!' Aber der Dukes, sehr erfreut, seine Juden unangefochten zu behalten, hat schon das Glaubensturnier aufgehoben, und die Juden sind die Sieger.

Bei dem Festbankett zu Ehren des Siegers fragen ihn die Juden, wie er denn auf den glänzenden Einfall gekommen sei, so schlau zu fragen. Er sei doch sonst so harmlos, und tue doch geradezu immer einfältig. Da erwiderte der wackere Schneider: Rabbêßai (meine Herren), Ihr wisst doch, ich lêne (sage ab) alle

1) Jüd.-deutsch für 'ohrfeigen'.
2) Jüd.-deutsch Herzöge, von 'dux'.

Schabbes die heilige Zennerenne[1]). Da steht, bei êni jēdêa, Rabbênu Bechâje sagt: 'ich weiss nicht'. Wenn der heilige Rabbênu Bechâje[2]) es nit gewusst hat, weiss es doch der Goj (Nichtjude) awadde (ganz gewiss) nit.'

Für den Schneider waren die hebräischen Wörter, die er mit so grossem Glücke anwendete, eben doch nichts weiter als unverstandene Zeichen. Jedenfalls dürften hier Zwischenglieder eines Nebenarms zu dieser Geschichte vom Zeichendisput vorliegen. —

In dem anonymen Werke, dessen Autor ich nicht nachzuweisen vermag: 'Des Frantzösischen Kriegs-Simplicissimi Hoch-verwunderlicher Lebens-Lauff' (Th. 1—3. Freyburg, J. J. Fillion 1683) enthält das XLV. Capitel (Th. 1 S. 513—520) die Geschichte vom Zeichendisput zwischen Christen und Juden. Nur gewinnt, da hier ein Bericht von christlicher Seite vorliegt, der Christ: „Simplex erzehlet, wie die Christen den Juden, eine Stadt in Kärndten, mit Deutungsfragen abgewonnen haben". Mir liegt das der Berliner Universitäts-Bibliothek gehörige Handexemplar Jacob Grimms vor, der die handschriftliche Bemerkung gemacht hat: „Die Geschichte mit den drei Fragen von Griechen und Römern auf Juden und Christen (Kärnthen) angewendet."

Berlin. Heinrich Loewe.

Zu Bürgers Münchhausen.

1. Eine neue Quelle Bürgers.

Das historische Urbild des berühmten Jagdgeschichtenerzählers war bekanntlich der Freiherr F. K. Hieronymus von Münchhausen, geb. 1720, der als russischer Kavallerieoffizier mehrere Feldzüge gegen die Türken mitmachte, sich 1750 auf dem ererbten Gute Bodenwerder an der Weser niederliess und dort 1797 starb. Seine Erzählungen von erstaunlichen eigenen Erlebnissen erfreuten sich einer gewissen Berühmtheit und gelangten 1781 in die Literatur durch einen Berliner Anonymus, der im 8. Teile des 'Vademecum für lustige Leute' den Helden mit leichter Verschleierung als Herrn von M—h—s—n im H—schen bezeichnet. Die 17 im Jahre 1786 von Raspe ins Englische übertragenen Geschichten aus dem 8. und 9. Bande des Vademecum bilden den Grundstock zu Bürgers noch im selben Jahre erschienener Bearbeitung des Raspeschen Büchleins, die er aber durch einige neue Geschichten vermehrt hat.

Zu diesen 1890 durch E. Grisebach in seiner Ausgabe von Bürgers 'Reisen des Freiherrn von Münchhausen' scharfsinnig dargelegten Tatsachen glaube ich eine neue hinzufügen zu können. Schon 1761 scheint sich der Ruf der Münchhausenschen Schnurren so verbreitet zu haben, dass ihnen ein Standesgenosse, der Graf Rochus Friedrich zu Lynar (1708—1783) einen Platz in seiner anonym erschienen Satire 'Der Sonderling' (Hannover 1761) anwies, allerdings ohne den Erzähler mit Namen anzuführen. Doch äussert er kein unbefangenes Wohlgefallen an jenen Erzählungen, die der Berliner Anonymus von 1781 'voll der unglaub-

1) Ṣe'ênā ū-re'ênā. Eine volkstümliche Paraphrase biblischer Erzählungen mit kurzen Erklärungen aus haggadischen und rabbinischen Werken. Verfasser ist Jaakob ben Jizchak aus Janow in Polen. Er lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

2) Bechaj Jbn Pakuda, jüd. Religionsphilosoph.

lichsten Übertreibungen, dabei aber so komisch und launigt' nennt, 'dass man ohne sich um die Möglichkeit zu bekümmern, von ganzem Herzen lachen muss', sondern mürrisch tadelt er S. 33 die Eitelkeit der Erzähler von Lügengeschichten, 'deren Mund von lauter Ebentheuern und Wunder-Dingen überfliesst', und um ein Beispiel dafür zu liefern, fährt er fort:

Die löbliche Jägerey ist darin besonders fruchtbar. Ein gewisser Liebhaber derselben versicherte, und schwohr dazu, daß in dem brabantischen Kriege[1] er, weil es bey Tage zu gefährlich gewesen, des Nachts auf die Rebhühner-Jagd gegangen, seinem Hunde eine Laterne an den Schwanz gebunden, und ihn solcher-[34]gestalt vor sich revieren lassen, bis er gestanden; da er sich dann hinangeschlichen, und, bey dem Scheine der Laterne, die auffliegenden Hühner bey Dutzenden herunter geschossen.

Aus Versehen war einmal der Lade-Stock in der Flinte stecken geblieben. Nichtsdestoweniger lief der Schuß so glücklich ab, daß zwanzig Crammets-Vögel, welche in einer Reyhe auf dem Aste eines Baumes sassen, dadurch gespiesst wurden, und sämtlich herunter fielen.

Ein andermal hetzte er mit einem trächtigen Windspiele einen Satz-Haasen. Durch die Bewegung ward die Gebuhrt befördert; die Hündin warf, die Häsin setzte, beide in vollem Laufe, und zum Beweise, wie den [35] Thieren dergleichen in die Natur gepflanzt sey, so verfolgten in dem Augenblicke die jungen Hunde die jungen Haasen, und die Jagd ward allgemein.

Von diesen drei Geschichten wird nur die letzte auch im Vademecum S. 99 nr. 175, 10 berichtet und kehrt demzufolge bei Raspe und Bürger (Grisebach S. 28) wieder. Die beiden ersten aber gehören zu den Zusätzen, die Bürger 1788 in seiner zweiten Ausgabe anbrachte (Grisebach S. 25 und 17 f.). Nur sind es hier nicht zwanzig Krammetsvögel, sondern sieben Rebhühner, die durch den abgeschossenen Ladestock aufgespiesst werden[2].) Mithin darf man vermuten, erstens dass Graf Lynar unter dem 'gewissen Liebhaber' von Lügengeschichten den Herrn von Münchhausen verstanden hat, und ferner, dass Bürger nach dem Erscheinen seiner ersten Auflage auf jene Stelle des 'Sonderlings' aufmerksam wurde und sie bei nächster Gelegenheit verwertete. Dass die Jagd mit der Laterne nach Grisebach S. XXXVII schon in einem Schwankbuche von 1707 begegnet und dass die Geschichte von der trächtigen Häsin und Hündin schon 1579 bei Philippe d'Alcripe (Nouvelle fabrique 1853 p. 7) berichtet wird, tut meiner Vermutung keinen Abbruch.

Nebenbei bemerke ich, dass die Erzählung des angeführten Vademecum für lustige Leute 9, 96 nr. 129 (1783), welche Bürger für das 5. und 6. Seeabenteuer Münchhausens (Grisebach S. 58. XXVI. XXXIX) ausnutzte, neu abgedruckt ist bei Bolte-Polívka, Anmerkungen zu Grimms KHM. 2, 80 (1915).

2. Münchhausens Jagdabenteuer in slawischen Volksschwänken.

1. Oben 24, 81 wurde die seit dem 16. Jahrhundert in Deutschland und Frankreich verbreitete Jägergeschichte von den listig gefangenen Wildgänsen, Enten oder Kranichen besprochen, welche sich unvermutet erheben und den Erzähler mit sich durch die Luft davontragen[3].) Auch im Osten Europas ist dieser

1) Gemeint ist wohl der österreichische Erbfolgekrieg (1741—1748).

2) Sieben Enten sind es im dänischen Schwanke bei E. T. Kristensen, Molbo- og Aggerbohistorier 2, 29 nr. 94 (1903).

3) Wildgänse sind es in der vlämischen Fassung bei A. Joos, Vertelsels van het vlaamsche volk 3, 60 nr. 17 'Van den man met ganzen geladen' (Gent 1891); ein Luftballon ebd. 2, 134 nr. 38, 3.

Schwank wohlbekannt. In einer polnischen Erzählung aus Oberschlesien (Malinowski 2, 41) kommen die geschossenen Wildenten und Gänse wieder zu sich und heben den Jäger empor, bis dieser in einen Sumpf fällt und sich herausarbeitet. In einem kaschubischen Schwanke (Gryf 1, 260) tragen die Gänse den Erzähler ins Wasser, ein Fuchs zieht ihn heraus. Ein čechisches Märchen aus Mähren (Menšík, Jemnic. S. 126 nr. 39) verrät seinen Zusammenhang mit Bürgers Münchhausen durch den Eingang: der Held bindet bei Schneewetter sein Pferd an seinen Pfahl, der sich nachher als die Spitze des Kirchturms erweist; dann fängt er durch ein Stück Speck viele Enten, wird von ihnen in die Höhe getragen, fällt auf einen Haufen Häckerling, aus dem er einen Strick dreht usw. Ebenso beginnt ein kleinrussisches Märchen aus Galizien (Etnograf. Zbirnyk 6, 315 nr. 641) mit dem an dem Glockenturm angebundenen Pferde; die Wildenten fängt der Held aber mittels einer Wagendecke, bindet sie an seinen Gürtel und lässt sich so nach Hause tragen. Bei Taraševskyj 1, 55 nr. 83 (aus der Ukraina) fängt der Jäger, wie schon oben 24, 83 bemerkt, die Wildgänse mittels eines Stückes Brot, das er an einen Faden gebunden hat. In einer andern galizischen Erzählung (Etnograf. Zbirnyk 8, 54 nr. 20) wird der Held von betrunkenen Kranichen emporgehoben; ähnlich ukrainisch bei Hrinčenko 1, 221 nr. 177 und Jastrebov, Materialy S. 69. Kraniche, die vom Branntwein getrunken hatten und gefangen wurden, spielen auch in zwei weissrussischen Märchen (Federowski 3, 122 nr. 216. Romanov 3, 417 nr. 20b aus dem Gouv. Mogilev) die gleiche Rolle. Bei Federowski 3, 119 nr. 214 erholen sich die angeschossenen Wildenten und tragen den Schützen zum Himmel empor; er flicht sich einen Strick aus Leinsamen, fällt in den Sumpf und gräbt sich aus. Endlich ist ein grossrussisches Märchen bei Afanasjev[3] 2, 375 nr. 231 zu erwähnen, in welchem die Kraniche einen ganzen Wagen emporheben.

Auch andere Geschichten aus Raspe-Bürgers Münchhausen sind über die Grenzen Deutschlands in den Volksmund der Nachbarländer übergangen, sei es durch gedruckte Übersetzungen des Büchleins[1]), sei es durch mündliche Fortpflanzung.

2. Das Abenteuer mit dem im Schneewetter an der Kirchturmspitze angebundenen Pferde (Vade Mecum für lustige Leute 8, 93 nr. 175, 2. Berlin 1781 = Grisebach S. 10, das uns schon in einem kleinrussischen Schwanke aus Galizien und in Mähren bei Menšík nr. 39 entgegentrat, kehrt auch in einem andern čechischen Märchen aus Glatz (Kubín 1, 72 nr. 38) wieder; dänisch bei E. T. Kristensen, Molbohistorier 2, 29 nr. 93 (1903). Eine entfernte Ähnlichkeit hat der lateinische Schwank vom Elsässer Weigger, den Martin, Zs. f. dt. Alt. 13, 578 aus einer Hs. des 14. Jahrhunderts mitteilt.

3. Der Wolf, der sich in Münchhausens Schlittenpferd hineinfrisst und nun im Geschirre ziehen muss (Vademecum 8, 94 nr. 3 = Grisebach S. 11) erscheint im weissrussischen Schwanke bei Federowski 3, 123 nr. 217. Ein Bär ist es ebd. 3, 122 nr. 216 und im grossrussischen Märchen bei Afanasjev[3] 2, 375 nr. 231. So nötigt schon in der Legende der h. Corbinianus den Bären, die Last des von ihm zerrissenen Pferdes zu tragen (Acta Sanctorum Septembris 3, 285. Abraham a S. Clara, Judas 1752, 1, 350 = Werke 2, 224 ed. Passau. Etwas für alle 1699 1, nr. 53 = Werke 14, 299), und dem h. Martinus muss der Bär, der seinen Esel gefressen, als Reittier dienen (Abraham a S. Clara, Judas 1, 350).

1 Grisebach führt in seiner Ausgabe der 'Wunderbaren Reisen des Freyherrn von Münchhausen' (Stuttgart 1890) S. LV einige Übersetzungen ins Dänische, Französische, Italienische, Niederländische, Portugiesische, Russische, Spanische und Ungarische an.

4. Wenn Münchhausen im Vademecum S. 94 nr. 175, 4 = Grisebach S. 15 in Ermangelung eines Flintensteins das Pulver auf der Gewehrpfanne durch einen Schlag auf sein Auge entzündet, so ist das eine Weiterbildung des schon von Hans Sachs (Fabeln 2, 615 nr. 379. 3, 299 nr. 146) erzählten Schwankes vom Augenfeuer, der auch bei Abraham a S. Clara (Gehab dich wohl 1729, 5. Discurs = 11, 86. Narren-Nest 1, nr. 7 = Werke 13, 28) und in Anekdotenbüchern (H. S., Der lustige und possierliche Historienschreiber, um 1750 S. 7 nr. 4. Semper Lustig, Allzeit fertiger Lustigmacher 1762 S. 3) variiert wird. Dem Lugitrittli zugeschrieben im Schweizer Archiv für Volkskunde 25, 510 nr. 12. Dänisch bei E. T. Kristensen, Molbo-historier 2, 29 nr. 94 (1903). Čechisch bei Kubín 1, 72 nr. 38. Grossrussisch bei Afanasjev[3] 2, 379 nr. 231g.

5. Münchhausen schiesst mit einem Nagel einen Fuchs an einen Baum fest (Vademecum S. 95 nr. 175, 5 = Grisebach S. 18). Im vlämischen Lügenschwank bei Teirlinck, Contes flamands 1896 p. 102 ist es ein Hase, der ebenso festgenagelt wird. Zu dem ebenda durch den Hirschfänger halbierten Hunde, der zwei Hasen packt, erzählt Groome (Gypsy folk tales 1899 p. 130 nr. 36) ein Seitenstück aus dem Munde englischer Zigeuner; das Münchhausensche Jagdstück von der trächtigen Hündin und der trächtigen Häsin (oben S. 130) ist anderer Art.

6. Aus den Kirschkernen, mit denen Münchhausen einen Hirsch schiesst, wächst ein Kirschbaum zwischen dem Geweih (Vademecum S. 96 nr. 175, 7 = Grisebach S. 20 und XXXIV). Čechisch bei Kubín 1, 72 nr. 38. Französisch von einem Fuchs bei Carnoy, Litt. orale de la Picardie 1883 p. 195 'Pierre Berzillé' = Blümml, Schnurren des französ. Bauernvolks 1906 S. 208.

7. Das Pferd, dessen hintere Hälfte durch ein Schutzgatter abgeschnitten ist, galoppiert weiter (Vademecum S. 96 nr. 175, 8 = Grisebach S. 32: vgl. Bolte zu Frey, Gartengesellschaft Nr. 121). Čechisch bei Kubín 1, 78 nr. 38. An die Fortsetzung von den mit Lorbeerzweigen zusammengehelteten Pferdehälften (Grisebach S. 34) gemahnt ein kleinrussisches Märchen bei Čubinskij 2, 83 nr. 20, wo ein Knabe auf einem Hasen reitet und, als seine hinten in den Gürtel gesteckte Hacke den Hasen durchschneidet, mit einem Eichenzweige die beiden Hälften wieder zusammenflickt.

8. Münchhausen greift einem Wolf in den Rachen und krempelt ihn um (Vademecum S. 98 nr. 175, 13 = Grisebach S. 21: vgl. Wesselski zu Bebels Schwänken 3 nr. 115. 1907). Ebenso das Lugitrittli im Schweizer. Archiv f. Volkskunde 25, 518 nr. 5.

9. Münchhausen, der vor einem Bären auf einen Baum geflüchtet ist, macht einen sinnreichen Gebrauch von Wasser und Kälte (Grisebach S. 22 und S. XXXVII). Ebenso das Lugitrittli im Schweizer. Archiv 25, 519 nr. 13.

10. Der Bär wird durch eine mit Honig bestrichene Wagendeichsel gefangen (Grisebach S. 39), wie schon H. Sachs 1548 in einem Schwanke 'Das abenteurisch Weidwerk' (Fabeln 1, 302 nr. 105. 4, 381 nr. 497) berichtet. Kleinrussisch bei Hrinčenko 2, 339 nr. 244.

11. Das dritte Seeabenteuer (Grisebach S. 53) ist kleinrussisch in Galizien aufgezeichnet im Etnograf. Zbirnyk 6, 313 nr. 642.

Berlin und Prag. Johannes Bolte und Georg Polívka.

Hessische Volksschwänke aus dem Jahre 1811.

Zu den Gewährsmännern der Grimmschen Märchen gehört der alte hessische Dragonerwachtmeister Friedrich Krause, der 1812 den Brüdern Grimm in Kassel Fassungen zu den Märchen von den drei Schlangenblättern, vom alten Sultan, vom Ranzen, Hütlein und Hörnlein, von der Bienenkönigin, vom Wolf und Fuchs und vom gelernten Jäger mitteilte. Von ihm rühren drei im Grimmschen Nachlasse befindliche Hefte mit der Aufschrift 'Aufnahme der Gespräche auf denen Spinnstuben der Gemeinde Hoff im Jahr 1811' her, denn der Wachtmeister stammte aus Hof am Habichtswald (vgl. oben 25, 32[3]). Sie enthalten ausser mehreren der genannten Märchen auch eine Reihe Volksschwänke, die freilich grossenteils alte Wanderanekdoten ohne besondere Eigenart des Vortrages sind.[1]) Nur ein paar Geschichten scheinen mir zur Kennzeichnung der Spinnstubenunterhaltung in jenem hessischen Dorfe einen Abdruck zu verdienen; die Überschriften sind erst von mir hinzugefügt.

1. Frage und Gegenfrage.

Ein Dorfprediger katechisierte einmal in der Kirche und kam an eine Magd und fragte dieselbe, wieviel Götter wären. Da wusste sie nicht zu antworten. Die Magd fragte den Prediger, ob er wüsste, wieviel Leinwand man aus einem Kloben Flachs machen könnte. Der Herr Pfarrherr sagte: 'Da musst du deine Mutter um fragen.' Da sagte sie: 'So könnt Ihr auch unsern Schulmeister fragen, der wird Euch auch sagen, wieviel Götter sind.'

2. Der unrechte Doktor.

Es war hier in unsern Gegenden ein Bauer, der hatte an seinem linken Schenkel einen langwierigen alten Schaden. Derselbe ging nach der Stadt und fragte eine Magd, wo ein Doktor wohnte. Die Magd sagte: 'Hier gegenüber. Was will Er von dem Herrn Doktor?' Der Bauer gab zur Antwort, er verlange eine Blutreinigung von demselben. Die Magd hatte den Bauer aber zu einem Advokat gewiesen. Der Bauer klopfte an; auf das Herrn Reinrufen ging derselbe in die Stube; der Herr Doktor fragte den Bauer, was sein Begehren wäre. Erzählte er von seinem bösen linken Schenkel und bittet um guten Rat. Der Doktor antwortete: 'Ja, mein guter Freund, ich höre wohl, was Euch fehlet; aber ich bin ein Doktor im Rechten.' — 'Ja so', sagte der Bauer, 'dann komm ich doch unrecht an; mein Schaden ist am linken Bein.'

3. Der Bauer und der Amtmann.

Es war ein Bauer, der hatte hier beim Amte eine Rechtssache, welche ihm ziemlich viel gekostet. Als sie nun zum Ende kommen war, bat er um die Akten bei dem Gerichtshalter, welcher ihm auch solche gab. Da sahe der Bauer, dass die Schrift sehr weit geschrieben war und der dritte Teil des Papiers nicht beschrieben. Fragte der Bauer, woher das käme, dass soviel Platz gelassen wäre, und er hätte das Papier doch teuer bezahlen müssen. Der Gerichtsherr antwortet:

1) Z. B. der Köpfemacher (Wickram, Werke 3, 386 zu nr. 79), der viele Wiegen kaufende Ehemann (Bebel, Facetiae 3, nr. 139 mit Wesselskis Nachweisen), das beim Raube, aber nicht beim Verlust der Ehre schreiende Mädchen (Pauli, Schimpf und Ernst c. 15), das Verzeichnis der Pflichten (ebd. 139), die Fliegen auf des Richters Nase (ebd. 673), der träumende Bauer (J. P. de Memel, Lustige Gesellschaft 1660 nr. 41. A. v. Weilen, Shakespeares Vorspiel 1884), Mohr als Teufel (Memel nr. 34, des Esels Verwandte (ebd. 313), Affe als Sohn des Ministers (ebd. 993).

'Ei Bauer, das verstehst du nicht; das heisst Acta geschrieben.' Der Bauer merkte solches, und weil er nicht bei Geld war, er[bot er] sich, die Belohnung dem Gerichtshalter mit Arbeit abzuverdienen; welches auch der Gerichtshalter zufrieden war, gab ihm die Acta und liess ihn gehen. — Nach einer Zeit wurde der Bauer bestellt, dem Amtmann in seiner Scheure zu dreschen. Der Bauer ging auf die Scheure und legte die Garben ziemlich weit voneinander, schlug oben gar leicht darauf herum und liess das halbe Korn in den Ähren. Der Gerichtsherr kam endlich gegangen und siehet solches und fing heftig an zu schelten, sagte: 'Du loser Vogel, was machst du? Das ist nicht gut gedroschen, das halbe Korn ist noch in den Ähren.' Der Bauer gedachte, er wollte ihn mit gleicher Münze bezahlen, und sagte: 'Ei Herr Amtmann, das verstehet Ihr nicht; das heisst Acta gedroschen', und lief aus der Scheuren hinaus und lachte den Beamten sehr heftig aus, dass der mit gleicher Münze bezahlt war.

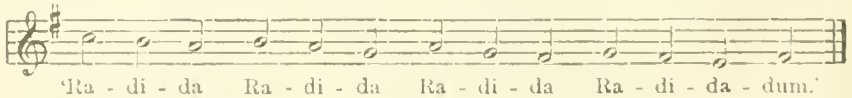
4. Die Alte vor dem Spiegel.

Ein altes Weib ging auf der Messe, allwo viele Spiegel feil waren, in welchen sie sich besahe. Und als sie gewahr wurde, dass sie so verschrumpelt und veraltert aussahe, sprach sie: 'So wahr ich lebe, ist solches eine Schande, dass man heutiges Tages so unnütze und hässliche Spiegel macht! Vor diesem, da ich noch jung war, da wurden weit schönere Spiegel gemacht.'

5. Du musst die Pfanne wegtragen.

Im siebenjährigen Krieg war in einem hier gelegenen Landstädtchen ein Schuhmacher, und [der] hatte eine sehr schöne Frau. Es war beider Eheleute ihre liebste und beste Kost Pfannkuchen zu essen, und hatten keine eigene Pfanne und mussten jedesmal eine Pfanne borgen bei den Benachbarten. Nun war jedesmal unter den beiden Eheleuten ein Dispodakt (Disput), welches die Pfanne sollte wieder wegtragen. Also wurde ein sehr harter Entschluss darauf gemacht, wer unter ihnen beiden zum ersten schwätzte, der sollte ohne weitere Entschuldigung die Pfanne wegtragen.

Nun war es der Fall, dass zu der Zeit Einquartierung da war, die schon wirklich Order zu marschieren hatten. Ein Offizier schickte seinen Bedienten hin, der Schuhmacher möchte seinem Herrn die Stiefeln eilend besohlen. Der Schuhmacher blieb seine Antwort schuldig. Des Morgens kam der Bediente, um die Stiefeln zu holen, und fragte: 'Meister, sein meines Herrn Stiefeln fertig?' Nun durfte der Schuhmacher nicht sprechen, weil die Pfanne noch nicht weggetragen war, und die Frau auch nicht. Der Mann sah die Frau an, und die Frau den Mann. Der Bediente fragte nochmals. Der Meister zog das Pechdraht fleissig aus und fing an zu singen:



'Ra - di - da Ra - di - da Ra - di - da Ra - di - da - dum.'

Der Bediente fragte: 'Meistersche, kann Euer Mann nicht sprechen?' Sie stimmte das Nämliche an und verfehlte keinen Takt. Der Bediente konnte also keines von den beiden Antwort darbringen als den Gesang von beiden.

Der Herr Hauptmann sagte: 'Kerl, bist du toll oder der Meister?' und lief eilend selbst hin, fragt also den Meister um seine Stiefeln. Der Schuhmacher fängt wieder an zu singen, die Schuhmacherin sieht den Herrn sehr verliebt an. Der Herr Hauptmann fragt: 'Hört, Meisterin, kann Euer Mann nicht sprechen?' Sie fängt das Nämliche an zu singen. 'Nun', denkt der Hauptmann, 'könnt ihr

alle beide nicht sprechen, dann kann auch keines das andere verraten' und fasst die liebe Frau und macht sich mit derselben auf das Bett hinterm Vorhang. Der Schuhmacher fasst wütend den Hammer und drohet; [aber] diese beiden wussten wohl, dass derselbe nicht sprechen durfte, sonsten hätte er müssen die Pfanne wegtragen. Er wirft den Hammer wütend auf die Pritsche und packt ein Schuhleist und drohet denen wiederum.

Nun schlägt der Tambur, der Offizier gehet also fort, und die Meisterin schüttelt sich zurecht und setzt sich bei ihren Hanftwocken und spinnt ihrem Manne seinen Hanft. Endlich siehet dieselbe ihren Mann an, dass der sehr unzufrieden ist, so fängt sie an: 'Mein lieber Mann, wie war dir zu Mute, wie mich der Offizier auf dem Bette hatte?' Er sprang eilend auf: 'Und du musst die Pfanne wegtragen.'[1])

Berlin. Johannes Bolte.

'Die Scheune brennt!' oder die sonderbaren Namen.

Von dem oben 26, S. 370 und 27, 135 besprochenen Schwanke habe ich in Ostholstein und auf der Insel Fehmarn folgende Fassungen gefunden:

1. Tagelöhner Frank in Lensahn (1899).

(Dar is mal 'n) Prêster, (de) mêd't sik 'n Knech . . hêt Hans. Un as he em mêden deit, do secht he denn je, wat he to 'n Bur'n seggen deit. Dar secht he 'n Bur'n tô. Ne, dat hêt kên Bur'n, dat hêt 'n Dörpshund. Un wat he to 'n Katt segg'n deit. Dar secht he 'n Katt tô . . dat hêt Samee . . to 'n Lich . . (dat hêt) Gefährlikeit . . wat he to 'n Schün segg'n deit. Dar secht he 'n Schün tô . . dat hêt Stockhus. Dar is dat je mit gôt. Nu, na verlopen Tit is den Prêster sin Katt mit 'n brenn' Lich na de Schün lopen, un do kümmt de Schün je in Brand. Nu mutt je he Larm maken.

Do röppt Hans denn je: Herut, herut, ji Dörpshunn', meines Herrn Samee ist gelaufen mit der Gefährlikeit nach meines Herrn Stockhaus. Und dat künnt se je ne verstahn. Do mâkt de Prêster dat Finster apen un röppt denn je: Hans, Hans, rop din gewöhnli'n Wör!

2. Hufner Haltermann in Bojendorf auf Fehmarn (1900 nachgeschrieben und mir zugeschickt von dem Landwirtschaftslehrer Dr. Matthiessen in Lensahn).

Der Pastor fragt den Knecht, wie der bei seiner Grütze zu essen ist: Krischan, wat is 'n Bur? 'n Bur is 'n Bur. Ne, 'n Bur is 'n Dörphund. Wat is 'n Bett?. .

1) Einen belanglosen Schluss lasse ich fort; die Musiknoten habe ich aus dem Diskantschlüssel transponiert. — Die Wette des schweigenden Ehepaares über das Türzumachen oder das Wegtragen der Pfanne ist ein weitverbreiteter Stoff; vgl. R. Köhler, Kl. Schriften 2, 576. A. de Cock, Volkskunde 16, 203. 239. Wesselski, Nasreddin 1, nr. 237. Chauvin, Bibl. arabe 8, 132. Reuter, Läusehen und Rimels 2, nr. 37 'Du dröggst de Pann weg'. Ferner oben 16, 136. Revue des trad. pop. 15, 283. 29, 66. Wallonia 15, 176. Dampierre, L'école pour rire 1679 p. 76. Nieuwe Snakeryen p. 195. Kristensen, Skjämtesagn 1900 p. 17. Guadagnoli bei P. Heyse, Italienische Dichter 3, 290 (1889). Balladoro, Novelline veronesi 1900 p. 209. Hnatjuk, Geschlechtleben 1, 163. Václavek 1897 S. 32. Vrána 1888 nr. 7, IV. Němcová nr. 55. Schmidt-Kahle, Palästina nr. 30. Swynnerton, Raja Rasalu 1884 p. 179. Parker, Village tales of Ceylon 2, 60 nr. 87. Hahn, Kols 1906 nr. 6. Euderling, Japanische Novellen nr. 6.

Ne, 'n Bett is 'n Sandfleem (oder Sannfleem) . . Katt is 'n Sollmee . Licht is 'n Gefährlikeit . . Schün is 'n Stockhus. Do löppt de Katt mit 'n Lich na Schün rin, und de Schün fangt an to brenn'n . . Krischan schall de Bur'n ropen . . löppt to Dörp un röppt: Ji Dörphunn', kamt ut 'n Sandfleem! Meines Herrn Sollmee is lopen mit de Gefährlikeit in meines Herrn Stockhaus. Och wat, drön nich, seggt de Bur'n und slapt wider. Do kümmt de Paster sülb'n und röppt: Für, Für!

3. Tagelöhner Lidemann in Sulsdorf auf Fehmarn, gebürtig aus Pommern (1909).

. . 'n Paster . . Knech . . wat sechs to 'n Bur? . . seggt wi Bur . . bi mi to Hus seggt wi Dörphund to 'n Bur . . to 'n 'Bett . . seggt wie Bett . . bi mi to Hus seggt wi Sandflecken . . to 'n Katt . . sewwi (seggt wi) Katt . . bi mi to Hus Salomo to 'n Katt . . to Für . . sewwi Für . . Gefährlikeit . . Schün . . Stockwark . . de Fru is bi 't Etenkaken . . de Katt licht up'n Fürhörd, brenn't an und löppt na de Schün hen. Un de Schün fangt an to brenn'n. Un Hans schall denn je to Dörp und schall Hölp hal'n. Do röppt hê: Herut, ji Dörphunn' ut ju Sandflecken! Salomo is mit de Gefährlikeit in uns' Herrn Stockhaus gelaufen. Herut, herut! Nu wet de Lüd' je ne, wat dar los is. Do kümmt he wa' to Hus. Hans, kamt kên? Ne, secht he. Ja, secht he, denn rop man na din ol Wis': Für, Für! Do kamt de Lüd' je mit Notemmers an, to löschen.

4. Schuster Rießen in Neujellingsdorf auf Fehmarn (1908).

. . Paster . . gizi . . Arbeitsmann . . heß Luß, bi mi to dên'n? . . awer up söben Jahr! Un schaß all' behol'n, wat ik di segg'n dô . . kên 'Für' segg'n, . . . süss kricht he kên Lohn . . will t' öwernehm'n . . wo nenn't Se mi? Herr Paster. Ne, hoher Gott! . . Fru . . reine Süße . . Un de Paster is to Stadt vel reden . . Reitstiefel . . sporne Füße . . und to de Bettstell: bretterner Himmel . . to 'n Peerd: Weitsprung . . to den Säwel (Studentendegen): Fechtling . . to den Hund: Bauchrunks (der auf dem Bauch liegend runkst d. h. sich räkelt) . . to de Katt: Rauhreif . . to de Schün: hohe Wonne . . to 'n Aben (Ofen) warme Liebe. De Tit vergeiht . . de söb'n Jahr gaht hen . . hê is ne ênmal rinfull'n . . de Knech hett in de Schün slapen . . (do denkt de Paster:) du sticks em de Schün in Brand, denn schall he wul 'Für' ropen . . stickt de Schün an (ist natürlich falsch) und löppt gau we'r to Bett . . de Knech hört dat . . wakt up . . Hoher Gott, wecke deine reine Süße, zieh an deine spornen Füße, hänge um deinen Fechtling, setz dich auf deinen Weitsprung, denn der Bauchrunks und der Rauhreif haben getragen aus der warmen Liebe in die hohe Wonne, daß es scheint wie die liebe Sonne. Das Bett fehlt hier.

Oldenburg i. Gr. Wilhelm Wisser.

Der oben 26. 13 angeführten mecklenburgischen Fassung stellt sich noch eine Lübecker bei C. Schumann, Volks- und Kinderreime aus Lübeck 1899 S. 198 nr. 683 an die Seite:

Herr Oberverwalter,
Ihr schöne Gestalte (Frau),
Zuckersüß, Barfuß,
Der Kattenmeister Katze) ist gekommen,
Hat mir meine Strauchel (Bürste) genommen,
Ist damit in die Glut gesprungen,
Ist in die Füllung Scheune) gelaufen,
Hat die Füllung in Brand gesteckt.

Laß den Moorteufel (Schornsteinfeger) kommen,
Laß den Plumperjan (Spritze) holen,
Damit die höllische Glut kann gedämpft werden!

Aus Posen bei Konrad, Samotschiner Zeitung 1906, Beilage 'Aus der Heimat' S. 18: 'Der kluge Bauer' (Der schöne Glanz fiel dem Rattenbeisser auf den Schwanz, der R. lief in den Lämmertanz, und der L. steht im schönen Glanz). Polnisch bei Knoop, Rogasener Familienblatt 1913, 11 (Pan Stiefelinski aus Torbowo, Pan Speklinski aus Topfowo). Čechisch ähnlich: Vyhlidal 1899 nr. 61. Václavek 1897 S. 90. Tille nr. 43. Vrána nr. 21. V. Popelka nr. 14.

J. Bolte.

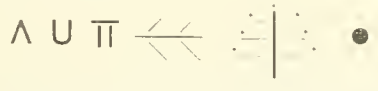
Schwänke aus Hinterpommern.

1. Ackersmann Klackersmann.

Sitzt da an einem rauhen, regnerischen Tage ein Besenbinder auf der Birke und schneidet Ruten. Da fährt ein Bauer vorüber, der ein Fuder Dung auf das Feld bringt. Infolge des vielen Regens ist der Weg breiig geworden, und bei den Stössen fällt hier ein Klacks und da ein Klacks vom Wagen herunter. Die Wagenbretter und die Räder sind von oben bis unten beschmutzt, und auch der Bauer sieht nicht sauber aus. Der Besenbinder fühlt sich in seiner Stellung viel behaglicher und glücklicher und ruft bedauernd: „E Ackersmann is e Klackersmann. Woll dem, dei e Handwark lehrt hett!"

2. Die Schulzenprüfung.

In einem Dorfe sollte ein Schulze gewählt werden. Da aber ein solches Amt Verstand und Bildung erfordert, sollten sich die Bewerber beim Landrat einer Prüfung unterziehen. Sieben Bauern wollten Schulze werden, doch konnten nur sechs von ihnen in Betracht kommen, da der siebente für dumm galt. Zunächst musste jeder der sechs Bauern eine Schriftprobe bestehen. Sie machten ihre Zeichen, die hier folgen:



Der Landrat war befriedigt. Jetzt sollte das Ganze vorgelesen werden, aber das konnte niemand. Der Landrat liess nun den dummen Bauer rufen, damit der seine Kunst zeige. Ohne sich zu besinnen las dieser: „Dat ersch is eie Dack, dat zweit is eie Sack, dat dridd is eie Disch, dat veiert is eie Fisch, dat füfd is eie Boom mit Nät, un dat seßt is eie grot Schät."[1]) Der Landrat und die sechs Kandidaten waren überrascht, solche Gelehrsamkeit zu sehen, und so wurde der dumme Bauer Schulze.

1) Diese gereimten Deutungen der Hausmarken bieten ein Seitenstück zu den Reimen von der Hobelbank oder Lichtputzschere (Böhme, Kinderlied 1897 S. 666. C. Schumann, Lübeckisches Spiel- und Rätselbuch 1905 S. 114—119. Frischbier, Volksreime nr. 860. Lewalter, Kinderlied 1914 nr. 976. F. van Duyse, Het oude nederlandsch lied 2, 1168 nr. 323). Vgl. auch die Deutungen der Zahlbuchstaben oben 10, 188.

3. Des Bürgermeisters Traum.

Wieder einmal sassen Zanows Bürger traulich im Ratskeller zusammen und stritten mit dem Wirt über die schlechten Getränke. Als letzter kehrte der Bürgermeister ein und hörte zu. „Denkt euch einmal", redete er dann dazwischen, „was mir letzte Nacht geträumt hat." Alle scharten sich gespannt um den Sprechenden, der pinkepinke mit seinem Feuerstein machte und dann anfing: „Mir träumte, ich wäre tot und machte meine Himmelsreise. Unterwegs bekomme ich Leibweh, und da ich keinen von des Nachbarn Modderow — er zeigte auf den schmunzelnd hinter dem Schenktisch stehenden Wirt — Nordhäuser mit Pfeffer bei mir hatte, so blieb mir weiter nichts übrig, als mich seitwärts in die Büsche zu schlagen und etwas zu tun, was die andern auf dem Himmelswege Pilgernden nicht gerade zu sehen brauchten. Aber o Schreck, was hatte ich angerichtet! Wie ich hinter den andern her zu Petrus an die Himmelstür komme, kann ich nicht anders, als Petrus mein Missgeschick erzählen. Denke dir nur, Petrus, sage ich, unterwegs konnte ich nicht anders, als mich hinter einen Busch setzen. Der Menschen Gewohnheit, sagte Petrus und schmunzelte. Ja aber, sag ich, das Gold klackerte durch die Wolken hindurch und unserm alten Ratswirt Modderow, wer lacht da? — der sich gerade das Wetter ansah, mitten ins Gesicht. O, meinte Petrus, das ist weiter nicht schlimm. Er hat dich oft genug mit seinem Bier besch . . . . n, und da kann er es gar nicht übel nehmen, wenn du ihn auch einmal besch . . . . t." [1])

Rogasen. Otto Knoop.

Das Dreizehnerfest in Windhagen bei Gummersbach.

Unter der Bezeichnung 'Dreizehnerfest' wurde bis in die 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts in Windhagen bei Gummersbach der Dreikönigstag (Epiphaniastag) mit dem Dreizehnerball (letzterer wurde noch 1914 gefeiert) festlich begangen. Zu beachten ist, dass Windhagen durchweg evangelisch und in seiner alteingesessenen Bevölkerung streng evangelisch ist. Nur in Windhagen kennt man den Brauch noch, sonst nirgend in der ganzen Umgegend. Der Verlauf des Festes war in den Grundzügen folgender. Am Neujahrstag, und zwar nachmittags, zogen die jungen Burschen mit Musikbegleitung über die Höfe. In den Stuben wurde dann getanzt, Nüsse wurden ausgeteilt und durch die Stube geworfen. Auch das allgemein übliche Neujahrschiessen fehlte dabei nicht. Am folgenden Sonntag wurden diese Umzüge wiederholt, und es wurde noch lebhafter getollt. Jeder Hof musste dann eine Bratwurst spenden. Diese Würste wurden an einem Stecken aufgereiht, später gebacken und gemeinschaftlich verzehrt. Am Abend dieses Tages wurde dann der Dreizehnerball abgehalten.[2])

Wenden wir uns zunächst dem Namen 'Dreizehnerfest' zu; er setzt das Dreikönigsfest mit dem Weihnachtsfest in unmittelbare Beziehung, während verschiedene festliche Handlungen auch das Neujahrsfest in seine Festesfreude ein-

1 Vgl. die Simmentaler Erzählung vom Lugitrittli im Schweizer Archiv für Volkskunde 22, 115 nr. 8.

2 Im Jahre 1866 ging ein Fremder durch Windhagen. An einem Hause fand er die Zahl 1866 angeschrieben. Als er sich nach der Bedeutung dieser Inschrift erkundigte, wurde ihm gesagt, dass die jungen Burschen Neujahr keine Bratwurst dort empfangen hätten, aber gewiss wären, im folgenden Jahre zwei zu erhalten.

beziehen. Der Name scheint, wenn auch in etwas anderer Form, in weiteren Strichen des Bergischen bekannt gewesen zu sein. So schreibt Montanus (Volksfeste 1854, S. 18): „Den Schluss des Dreizehnnächtefestes macht der Dreikönigtag, auch der Dreizehntetag genannt." A. Kuhn, Sagen aus Westfalen 2, 117, schreibt: „In der Umgegend von Recklinghausen, z. B. zu Lembeck und an anderen Orten ist der Name drütteijenten gebräuchlich; eine Bezeichnung, die sich auch in den Marken findet; vgl. Norddeutsche Gebräuche Nr. 149."[1]) Auch in Flandern hat sich die Bezeichnung 'Dertiendag' bis heute gut erhalten (A. de Cock, Spreekwoorden en Zegswijzen 1905 S. 172). Die 'dreizehnte Nacht' ist auch auf den Færöer-Inseln bekannt (oben 2, 15).

Die Zahl 13 scheint im Volksglauben nicht allgemein als Unglückszahl zu gelten. Feilberg dürfte kaum Recht haben, wenn er (oben 2, 382) sagt: „Allgemein wird 13 als eine gefährliche Zahl angesehen, doch vielleicht besonders, wenn ich mich nicht irre, unter den Gebildeten, wenig oder gar nicht unter dem Volke. Ob der Aberglaube christlichen Ursprungs sei, lasse ich dahingestellt." Es dürften nur unscheinbare Spuren für das Gegenteil dieser Anschauung sprechen (z. B. oben 24, 62. 25, 400 ff.). Einen Fingerzeig gibt für das Bergische die Redensart: 'Twölf Handwerker — drüttien Onglöcker', welche etwas humorvoll klingt.

Suchen wir den oben geschilderten Zug des Dreizehnerfestes von Windhagen in das allgemeine Volksfestleben einzureihen. Kück-Sohnrey (Feste und Spiele des deutschen Landvolkes 1909, S. 41 f.) ziehen Bräuche aus Österreich und der Schweiz für diesen Tag heran, namentlich das Umherlaufen zu Ehren der Frau Berchta oder Brechtel. Dazu halte man das Sternsingen im Bergischen (O. Schell, oben 9, 90 f.; A. Kuhn, Westf. Sagen 2, 116 f.), einen Rest des alten Herodes- oder Dreikönigsspiels'.[2])

Noch deutlicher tritt unser Windhagener Brauch in seiner tiefen Bedeutung hervor, wenn wir aus Sartori (Sitte und Brauch 3, 72), einige Sätze anführen: „Das Epiphaniasfest gilt einerseits als der Abschluss der weihnachtlichen Festfeier, andererseits als der wirkliche Beginn des neuen Jahres. Der Weihnachtsbaum wird zum letztenmal angezündet und abgeplündert, Glückwünsche werden ausgetauscht, es wird viel geschossen, die Wirtshausgäste haben freie Zeche, und noch einmal finden fröhliche Vereinigungen und Schmausereien statt mit vorgeschriebenen Gerichten."

Dem Windhagener Brauch des Dreizehnerfestes nahe steht, was A. Kuhn (Sagen aus Westfalen 2, 115) bemerkt: „Im Siegener Lande heissen die Zwölften die heiligen Tage, da wird keine Arbeit getan, sondern nur gesungen, getanzt und gespielt." „An der oberen Wupper und an der Sieg gibt es Hofstellen, wo während der zwölf Tage kein eisernes Werkzeug in den Kuhstall gebracht werden darf

1) Über die Bezeichnungen des Dreikönigstages hat Sartori, Sitte und Brauch 3, 73 die Literatur zusammengestellt.

2) [Wenn in dem oben 9, 91 mitgeteilten oberhessischen Liede die Dreikönige ingen: 'Wir zogen daher in grosser Eil, in dreissig Tagen vierhundert Meil,' so st dies eine Entstellung aus der alten Fassung 'in dreizehn Tagen.' Vgl. Johannes von Hildesheim, Historia trium regum c. 13 bei Goethe, Werke 29, 127 Hempel = 41, 1, 172 Weimar. Luther, Werke 10, 337 Erlangen = 10, 1, 563 Weimar. Weinh old, Weihnachtspiele aus Süddeutschland und Schlesien 1853 S. 122.[1] Bolte, Märkische Forschungen 18, 168 zu Lasius v. 530 (1884). Erk-Böhme, Liederhort 3, 4,2. 1198,4. 1955,4. Hartmann, Weihnachtlied in Oberbayern 1875 S. 91 (aus Oberbayer. Archiv 31). Oben S. 92.]

und wo an den Tagen von Neujahr bis Dreikönigenabend niemand arbeitet. Besonders die drei ersten Tage des Jahres sind der Schmauserei geweiht. Diese Gastereien nennt man Herkemei oder Herkelmei, welchen Namen anderwärts auch das Erntefest führt."

Elberfeld. Otto Schell.

Ein studentischer Brauch.

Studentische Einrichtungen und Bräuche sind bisher nicht selten mit einer Art von freimaurerischem Geheimnis umgeben gewesen, und manche Züge barocker, auch wohl zynischer Art haben das begreiflich gemacht. Heute wünschen wohl alle Verbindungen mit manchem in ihrer Vergangenheit aufzuräumen, und so dürfte es auch vielleicht jetzt leichter sein, über dieses und jenes der früheren Zeit Aufschluss zu erhalten. Wie schwer das oft schon gehalten hat, dafür mag die Sitte des Salamanders angeführt werden; ebenso dafür, dass manches nach Inhalt oder Namen Auffallende keineswegs so alt zu sein braucht, als man deshalb annehmen möchte. Wie interessant es aber wäre, ein möglichst vollständiges, nach Zeit und Ort und Charakter der Verbindungen geschiedenes und geordnetes Inventar über solche Dinge zu erhalten, braucht man nicht erst zu sagen. Ein Beispiel mag genügen. Eine süddeutsche Verbindung besass bis zum Krieg das Institut der 'Quartettmetzelsuppe'. Einmal jeden Winter ward ein Schwein geschlachtet und mit den üblichen Zugaben verzehrt, wozu gesteigerte Leistungen des Singquartetts erwartet wurden. Der Höhepunkt des Abends war das Heraustreten der uneingeweihten Füxe zum 'Anschiss', aber nicht wie sonst mit dem Bierglas, sondern mit einer Leberwurst in der Hand, als ob sie die in die Wette zu verschlucken hätten. Aber es erfolgte kein Kommando, und nach längerem Harren und Halloh wurden die Füxe wieder mit Hohn auf ihre Stühle geschickt, als ob sie zu dumm wären, die Sache zu begreifen. Woher dieser Blödsinn? Es liegt nahe, in diesem 'Anschiss' die Keimzelle des Ganzen zu sehen, und Konjekturen sind möglich, so geistreich, wie die Sache selbst geistlos ist. Die Sache liegt aber historisch ganz anders. Zu Anfang der sechziger Jahre und dann wieder seit etwa 1870 bestand jene Quartettmetzelsuppe einfach als das, was sie sich nannte, ohne den 'Anschiss'; wann dieser (um 1890 schon vorhandene) Auswuchs entstanden ist, weiss ich nicht. — Ich denke, das Beispiel ist typisch und kann zur Warnung dienen, in derartigen Specificis, weil sie absurd sind, den Keim und Kern einer Sitte zu suchen — und gewiss ist das in der Geschichte der Volkskunde oft genug irrtümlich geschehen.

Tübingen. Hermann Fischer.

Eine Warnung vor dem Meineid.

(Mit einer Abbildung auf Tafel 3.)

Der Freundlichkeit des Herrn Prof. Dr. Eduard Hahn verdanke ich den Besitz eines kleinen handgeschriebenen Heftchens mit der Aufschrift „Außlegung des Eid-Schwurs. Allen frommen Christen vor Augen gestellt und beschrieben." Das Heft ist etwa in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sehr sorgfältig geschrieben. Sein Inhalt gliedert sich in drei Abschnitte: eine geistliche Deutung

der Schwurhand, eine Warnung vor dem Meineid und einige Beispiele von göttlicher Bestrafung des Meineides. Die Überlieferung des Textes lässt sich durch mehrere Jahrhunderte verfolgen.

Aus-Legung des Eid-Schwurs.

Welchem Menschen ein Eid zu thun auferlegt wirt, der (soll) mit aufgehobenem Finger schwören; bey dem ersten Finger, als bey dem Daumen wirt verstanden Gott der Vatter, bey dem andern Finger Gott der Sohn, und bey dem dritten Finger Gott der Heilige Geist. Der vierte und unter sich gelegte Finger bedeutet die Seele, der fünft und kleinste Finger bedeutet den Menschlichen Leib, welcher dann viel kleiner und geringer gegen der Seel zu achten ist, die ganze Hand aber, bedeutet das ganze göttliche wesen, durch welches Almacht, Himel und Erden, Son und Mond die Schönen lieblichen Sternen, Laub und Gras, und alles was lebt auf Erden, Erschaffen worden ist. Der Eid hat auch folgeten Verstand, wie hernach zu vernehmen ist, und lautet also.

Da ich falsch oder unrecht schwöre, so soll mich Gott der Vatter Sohn und Heilige Geist, ausschliessen und absöndern von der ganzen Christenheit.

Zum andern da ich falsch Schwöre so soll mir Gott der Vatter mein Erschaffer Gott der Sohn mein Erlöser, und Gott der Heilige Geist mein Seligmacher nimmermehr zu hilf kommen, wann sich mein Leib und Seel an meinem letzten End voneinander scheiden werden.

Zum dritten da ich falsch schwöre so soll das Bittere Leiden und sterben Jesu Christy, welches er am Stamm des hl. Kreuzes für der ganzen Welt Sünden bezalt und genug gethan, an mir verlohren sein, und ich mich dessen in Ewigkeit nicht zu getrösten haben.

Zum vierten da ich abermahl falsch schwöre, so helfe mir Gott nimermehr, und dass ich Meineidiger am Jüngsten Gericht mit schrecken, Zittern und Traurigkeit auferstehen, und alda mit Leib und Seel für dem Strengen Richterstuhl Gottes und von allen aus-erwelten Gottes abscheiden, und ewiglich verlohren werden.

Derowegen Christenmensch! bedenke, und überlege den Eidschwur recht, lass dich kein Gewalt, Lob, Ehr, Gelt und Gut bewegen, dass du mit dem wenigsten falsch schwörest; dann der falsche Eid ist ein unerträglicher Last, dadurch Gottes Huld verlohren, Leib u. Seel verdamt und auf diesem Jamerthal die liebe Obrigkeit und der Nächste betrogen, auch Recht und Gerechtigkeit dadurch verdunkelt wirt.

Folget hierauf wahrhafte [Beispiele] Meineidiger Personen, welche der Almächtige Gott augenscheinlich gestraft hat, allen Gotlosen zum Spiegel und frommen Christen zur Wahrnung anzuhören. Zu Lausanna, am Genver-See liegend, hat vor diesem ein reicher Wirt mit einem seiner Mitbürger, [der] doch nicht sonders vermögens gewest, ein Recht gefürt, antreffent eine grosse Summa Gelds, da aber solches anderer Gestalt nicht dann durch gewisse Gezeugniss hat könen zu Recht erkent werden, ist diese Rechts-Sach gemeltem Wirt auf den Eid gegeben worden, welchen er zu leisten ganz vermessen eingewilliget.

Als ihm aber der Eid vor Gericht zu thun auferlegt worden, und er solchen ihme zum Ewigen verderben, mit aufgehobenem finger schwörte, liess der liebe Gott seine gerechte Straf und Zorn, über diesen falschen Meineidigen Wirt augenscheinlich ergehet, der Gestalt, dass dieser elende Wirt alsbald niedersank, und sein ganzer Leib kohlschwarz ward, und gleich über einanderhocke: d Tod ist. Bey diesem Eid-Schwur sind viele vornehme Leut gewesen, die dieses alles gesehen und angehört haben.

Auch zu Lübek begab es sich, das einem Wirt, welcher doch wohlhabend war ein freund gestorben, welcher keine Kinder hinderliesse, trachte der Wirt seines verstorbenen freunds hinderlassene Hab alein zu Erben, weil sich eine frau einfande, die vermeint auch eine erbin zu sein, kam es endlich dazu, dass diesem Wirt ein Eid auferlegt wurde, welchen er fälschlich geschworen, so bald er heim in sein Haus [kam], gienge eine grosse feuersbrunst auf, und verzerte solches, er

flohe in ein anderes Haus, welches ebenmässen auch verbrante, kam also jammerlich um sein Leben.

Geschehen den 15. Jener 1698.

Auf der nächsten Seite die Zeichnung der Schwurhand. Darunter:

Ausgefertigt oder übersetzt von, / Jakob Göldjer.

Eine ähnliche Niederschrift auf zwei Blättern vom Anfang des 18. Jahrhunderts besass Anton Birlinger (Alemannia 12, 165 f. 1884). Von einzelnen Worten abgesehen, stimmen die beiden Texte gut überein, nur in den angehängten Beispielen göttlicher Bestrafung des Meineides ist Birlingers Text ausführlicher. Die Erzählung von dem Tode des Wirtes zu Lausanne (bei Birlinger Lißabona) entnoch den Zusatz:

Nach verloffener schröckhlicher that aber ist dem andern seinem mitburger alß dem gerechten vnd in dißer Sach wahrhaften daß gelt eingeraumbt vnd vberantworttet, der todte Würth aber, alß ein meinaydiger Verlaugner vnd Verachter der Allerheyligisten Dreifaltigfältigkeit (so), an daß orth der vbelthäter geschleipft vnd von der christlichen gemeindt abgesondert worden.

Die Erzählung von dem Lübeker Wirt fehlt bei Birlinger, an ihrer Stelle sind zwei andere Beispiele vorhanden:

Gleicher gestalt hat sich auch in der Statt Genff begeben, daß Ein falscher aydt von einer vornemmen hohen Persohn geschworen worden, welcher meinaydiger aber khürtzlich hernach stirbt vnd in sein eigens begräbnuß gelegt wirdt. Nuhn begibt es sich vber zwaintzig Jhar, daß Ein weibsbild auss derselben (Familie) gestorben, da nun gemelt ebegräbnuß geöffnet, befindt sich gleichwohl, daß der gantze leichnamb verzehrt, biß an den rechten arm vnd hand, welche zwar ganz ohn verwesen, doch aber kohlschwartz mit aufgehebten fingern allda gefunden wirdt, dadurch die rechte wahrheit an tag khommen, worauff alsbald die ordnung geschehen, daß die gebein des ohnverwesenen schwartzen arms von diesem meinaydigen falschen Cörper zur zeitlichen Straf, weil Er Gott so freventlich verunehret, dem heyligen Geist gelogen, die Obrighkeit vnd seinen nächsten betrogen hatt, an daß orth der Vbelthäter geschleipft vnd von der Christlichen gemeindt ausgesöndert: denen aber, so Er mit falschem Aydt vnrecht gethon, alles vberantworttet worden.

Vorstehender massen hat sich auch zu Pressburg auß dem land Hungarn begeben, daß ein Messerschmid wegen vier guldin einen falschen Aydt geschworen, darauf Jhme der allmächtig Gott alßbald gestrafft, daß Jhme die halbe hand kohlschwartz worden, Vnd er am dritten tag hernach ein sehr trauriges End genommen.

Die beiden Niederschriften sind augenscheinlich wörtlich von einer gedruckten Vorlage abgeschrieben worden, und zwar scheint diese Warnung vor dem Meineide in der Form von Einblattdrucken verbreitet gewesen zu sein. Ein solches Blatt vom Jahre 1604 befindet sich in der Einblattsammlung der Kgl. Bibliothek zu Berlin (vgl. die Abbildung auf Taf. 3). Allerdings kann dieses Blatt unseren Abschreibern nicht als Vorlage gedient haben, da der Wortlaut an mehreren Stellen anders ist. Auch die Zahl der angefügten Beispiele ist grösser. Sämtliche Erzählungen von göttlichen Strafen für den Meineid, die oben erwähnt wurden, finden wir auf dem Blatt wieder, und zwar in folgender Reihenfolge: 1. Die Erzählung aus Lübeck, 2. aus Preßburg, 3. aus Lausanne, 4. aus Genff. Dazu ist noch ein weiteres Beispiel vorhanden:

Noch mehr: König Lotharius hatte eine fromme Gemahlin, Dietberta genannt, der war er müde, und stieß sie von sich, mit Vorwendung, als ob sie mit ihrem Bruder zugehalten hätte; wie er dann auch deßwegen vor Papst Adriano dem Anderen einen öffentlichen Eyd schwore. Und damit ja seine böse Sache desto eher Fortgang haben möchte, hatte er seine fürnehmste Räthe mit Geld bestochen, die musten ihm das Zeugnis geben, empfiengen auch darauf, zu mehrerer Glaub-

Tafel 3.

Eine gar schöne Auslegung des Eyd-Schwures.

Welchem Menschen ein Eyd zu thun auferlegt wird, der soll mit aufgehabenen Fingern schwören. Bey dem ersten Finger, als dem Daumen, wird verstanden GOtt der Vatter, bey dem andern, GOtt der Sohn, und bey dem dritten, GOtt der Heilige Geist. Der vierdte und unter sich gelegete Finger, bedeut die Seel, der fünffte und kleinste Finger, bedeut den menschlichen Leib, welcher viel kleiner und geringer gegen der Seel zu achten ist; die ganze Hand aber bedeut das Göttliche Wesen, durch welches Allmacht Himel und Erde, Sonn und Mond, die schönen Sterne, Laub und Gras, und alles, was lebt auf Erden, erschaffen worden ist. Der Eyd hat auch folgenden Verstand, und lautet also: Da ich falsch schwöre, so soll mich GOtt der Vater, Sohn und heilig Geist ausschliessen uns absondern von der ganzen Christenheit. Zum andern, da ich falsch schwöre, so soll mir GOtt der Vatter, mein Erschaffer, GOtt der Sohn, mein Erlöser, und GOtt der heilig Geist, mein Seelmächer, an meinem letzten End nimmermehr zu Hülffe kommen. Zum dritten, da ich falsch schwöre, so soll das bittere Leiden und Sterben JEsu Christi, welches Er am Stamm des heiligen Creutzes, für der ganzen Welt Sünden bezahlet und genug gethan hat, an mir ewiglich verlohren seyn. Da ich aber zum vierdten falsch schwöre, so helffe mir GOtt nimmermehr, u. daß ich Verzweiffelter, am jüngsten Gericht, mit Schrecken, Zittern und Traurigkeit auferstehen, und dadurch mit Leib und Seel, vor dem strengen Richter Christo GOttes, und von allen Auserwahlten abgeschieden, und in Ewigkeit verlohren werde.

Folgen hierauf verschiedene Historien von meyneydigen Personen, welche GOtt augenscheinlich gestrafft hat. Frommen Christen zur Warnung.

So lobet es, daß sich, daß einem Wirth, welcher doch wohlhabend war, ein Freund gestorben, der keine Kinder hinterließ, da trachtete er, des Verstorbenen hinterlassene Güter allein zu erben; weiln sich aber eine Erbschaft fand, die auch eine Erbin war, so war es endlich darzu, daß diesem Wirth ein Eyd zu thun auferleget wurde, welchen er auch, ohne die Seel zu bedencken, öffentlich geschworen. So bald er aber heim kam in sein Haus, fieng eine grosse Feuers-Brunst auf, und verzehrete solches; er flohe in ein ander Haus, welches aber ebenfalls auch, samt ihm, verbrannte, kam also jämmerlich um sein Leben.

Ingleichen hat sich auch zu Preßburg zugetragen, daß ein Messer-Schmidt wegen 4. Gulden einen falschen Eyd geschworen, darauf ihn der Allmächtige GOtt alsbald gestrafft hat, daß ihm die beide Hand ist Kohl-schwartz worden, und am dritten Tag hernach ein erschröckliches Ende nehmen müssen.

Zu Losanna hat vor diesem ein reicher Wirth, mit einem seiner Mit Brüder, der doch seinen Vermögens gewesen ein Recht erfahret, welches eine grosse Summe Gelds antrifft, da ihm solches nicht, dann durch gewisse Gezeugnuß, hat können zuerkannt werden; so ist diese Rechts-Sach gemeldtem Wirth auf den Eyd gegeben worden, welchen er auch zu thun, ganz vermessen entwilliget. Als ihm aber der Eyd vor Gericht zu thun auferleget worden, und er solchen mit aufgehabenen Fingern schwur, ließ der liebe GOtt seine gerechte Straffe und Zorn über ihn augenscheinlich ergehen, dergestalt, daß dieser elende Wirth alsbald erbebet, sein ganzer Leib kohlschwartz ist worden, und also eines erschrecklichen Todes sterben müste. Bey dieser Begebenheit sind viel fürnehme Leute gewesen, die alles gesehen, und mit angehöret haben. Nach verlossenen That aber, ist dem andern, als dem Gerichten, das Gut eingeräumet, der todte Wirth hingegen, als ein Verläugner und Verächter der Heiligen Dreyfaltigkeit, da das Ort der Uibelthäter getan, und von der Christlichen Gemeinde abgesondert worden.

Gleichergestalt hat sich auch zu Genff begeben, daß ein fürnehmer Mann einen falschen Eyd geschworen, welcher bald darauf gestorben. Man begab sich 20. Jahr hernach, daß eine Weibs-Person aus sonderer Fürwitzigkeit starb: da nun dieses Begräbniß wieder eröffnet wurde, befand sich, daß der ganze Cörper verzehret war, bis auf den rechten Arm und Hand, welche noch ganz unverwesen, doch Kohlschwarz; mit anhängenden Fingern, als die geschworen hat, darauch dann die rechte Wahrheit an den Tag kommen. Darauf sind alsbald Ordnungen gestellet, daß dieser unverwesene Schwarze Arm und Hand, zur gemeinen Straffe, dieweil er GOtt so fürnehmlich verunehret, dem Heiligen Geist belogen, und die liebe Obrigkeit und seinen Nächsten betrogen hat, unter den Galgen begraben, denen aber, so er unrecht gethan, also wiederumb vergolten worden.

Noch mehr: König Ludowig hatte eine fromme Gemahlin, Dieselbe gewann, der war er müde, und stellte sie von sich, vermeinte, als ob sie mit ihrem Bruder zu vieles hielte; wie er dann auch bey der Probe, da sie vor dem Andern einen öffentlichen Eyd schwore, sich gestellte, als ob sie desto eher Fortgang haben möchte, hatte er seine heimliche Räthe, Geld bestochen, die sie sollen thun das Zeugniß geben, sie hätte mit ihrem Bruder zu mehrerer Glaubwürdigkeit, das heilige Sacrament. Der bey der Rächer vor dem nichts bedencken, bindet sie auch den Frommen Menschen daher, daß er stumm wurde, und zu Plauen elendiglich starb, wie auch seine Räthe, als falschhafte Zeugen, alle ein erschröckliches Ende genommen.

Derowegen, O Christen-Mensch! betrachte den Eyd-Schwur recht, und laß dich weder Ehr, Geld, Gut, noch anderes bewegen, daß du falsch schwerest, dann der falsche Eyd ist eine unerträgliche Last, dadurch GOttes Huld verlohren, Leib und Seel verdammt, und dieser Welt die liebe Obrigkeit, und der Nächste verlegen wird.

Gedruckt und zu finden, in der Schwabacher Buchdruckerey.

Zu O. Ebermann: Warnung vor dem Meineid.

würdigkeit, das heilige Sacrament. Aber der gerechte Richter, vor dem nichts verborgen bleibet, strafte auch den König seines Meyneydes halber, daß er stumm wurde, und zu Placenz elendiglich sterben muste, wie auch seine Räthe, als lügenhaffte Zeugen, alle ein erbröckliches Ende genommen.[1])

Über die Herkunft des Druckes belehrt uns der Schlussvermerk: „Gedruckt und zu finden, in der Schwabacher Buchdruckerey." —

Unser Text ist aber nicht nur als Privatdruck im Volke verbreitet worden, sondern findet sich auch im Anhang zu der Hofgerichtsordnung des Herzogs Georg zu Braunschweig und Lüneburg (gedruckt in Haunover 1639 durch Elias Holwein). Hier fehlen aber die Beispiele der göttlichen Justiz ganz, dafür wird in einer Einleitung recht ernsthaft auf die Folgen des Meineides hingewiesen. Aus dieser Einleitung geht hervor, dass unsere Formel vor jeder Eidesleistung den Schwörenden vorgelesen und vom Richter 'recht deutsch' ausgelegt werden sollte. Der Wortlaut ist im einzelnen stark von den erwähnten Fassungen verschieden:

Warnung an alle, so vnrecht Eid schweren, vnd was auffhebend der Finger bedeutet.

Schweren oder einen Eid thun ist nicht anders denn Gott anruffen, daß er der Warheit beystehe, vnd straffe dene der vnrecht berichtet. Wer nun einen falschen Eid schweret, der bleibet nicht in der Warheit, sondern lästert dem allerhöchsten GOTT, mißbrauchet dessen allerheiligsten Namen, beraubet sich aller Gnaden, vnd ladet auff sich alle die Straffe vnd Flüche, die GOTT den Verfluchten in seinem vntriegbaren Wort vfferleget hat, ja vermaledeyet sich selbsten, daß jhme GOTT in allen seinen Sachen vnd Nöthen nimmer zu Hülffe noch zu statten kommen, sondern daß er mit Leib vnd Seel ewig vermaledeyet seyn, vnd nimmermehr Theil haben sol an der Versprechung, die GOTT den Christen gethan hat. Daß nun solches verhütet werde, vnd die Hoheit des Wercks die schwerende sich recht vorstellen vnd wol erwögen, haben die Alten die Eidsleistung nicht ohne sonderbare *Festivitäten* ergehen lassen wollen, in massen dieselbe noch hin vnd wieder gebreuchlich vnd behalten werden, vnd können die Verwarnung zum wenigsten nicht zu scharff geschehen.

Alldieweil nun deßwegen eine nachdenckliche Formul der vorigen Hoffgerichts-Ordnung einverleibt, so ist dienlich erachtet, dieselbige anhero zu wiederholen, vnd sol sie, ob es wol sich mit vffhaltung der Finger in etwas geendert, nicht allein bey vorgehenden Eidsleistungen vorhero den schwerenden vorgelesen, sondern auch der Richter, oder wer an dessen statt sonst einen Eid einnimpt, dieselbige den schwerenden mit geblosten Haupt vnd hohen Ernst recht deutsch außlegen auch nach befindung scherffen.

Zum Ersten, werden auffgehaben drey Finger, nach dem ersten, das ist der Daum, ist zu verstehen GOTT der Vater, bey dem andern, GOTT der Sohn, bey dritten, GOTT der H. Geist, die letzten zween Finger werden vnter sich geneiget in die Hand, der erste bedeutet die köstliche Seele, als die vnter der menschheit verborgen ist, der fünffte und kleine Finger bedeutet den Leib, als der da klein ist, zu verstehen gegen der Seelen, vnd bey der gantzen Hand wird bedeutet ein GOTT, ein Schöpffer, der alle Creaturen auff Erden geschaffen hat.

Welcher Mensch nun verborgentlich, und fälschlich oder falschen unwarhaftigen Eid schweret, der schweret in allermasse, als ob er spreche, So wahr als ich heute falsch schwere, also bitte ich GOTT den Vater, GOTT den Sohn, Gott den Heiligen Geist, die Heylige Dreyfaltigkeit, daß ich außgeschlossen und außgesetzet werde aus der Gemeinschafft Gottes, vnd seiner Heiligen, sey ein Fluch meines Leibes, meines Lebens, vnd meiner Seelen.

1) Über derartige Strafen des Meineides vgl. R. Lasch, Der Eid. Seine Entstehung und Beziehung zu Glaube und Brauch der Naturvölker (Stuttgart 1908) S. 91. Die Beispiele liessen sich leicht vermehren.

Zum Anderen, wo ich falsch schwere, so sol GOTT der Vater, GOTT der Sohn GOTT der Heilige Geist, vnd die grundlose Barmhertzigkeit vnsers lieben HERRN vnd Seligmachers JESV Christi, mir nicht zu Trost vnd zu Hülffe kommen, an meinem letzten Ende, vnd in der Stunde, wann Leib vnd Seele von einander sol vnd muß sich scheiden.

Zum Dritten, wo ich falsch schwere, so bitte ich GOTT den Vater, GOTT den Sohn, vnd GOTT den Heiligen Geist, vnd köstbarlichen Fronleichnam vnsers HERRN JEsu Christi, daß seine vnschöpffliche Barmhertzigkeit, sein Angst, sein Noth, sein bitter Leyden vnd Schmerzen, sein strenger harter Todt vnd vnschuldige Marter, an mir armen Sünder entzogen vnd verlohren werde.

Zum Vierdten, wo ich falsch schwere, so sol meine Seele, die da bezeichnet ist durch den vierdten Finger, vnd mein Leib, den bedeuten ist der fünffte Finger, mit einander verdampt werden am Jüngsten Gerichte, do ich Maineidiger Mensche für dem Gerichte stehen sol vnd muß, wil auch abgeschieden seyn von aller Gemeinschafft Gottes, seines heylsamen Worts vnd aller Außerwehlten, wil auch beraubet seyn des begierlichen Anschawens des Angesichts Gottes vnsers lieben HErrn Jesu Christi.

Hiemit ein jeder frommer Christe für falschem vnwarhaftigem Eide fleissig gewarnet sey, damit er nicht zuletzt dem Teuffel, vnd seiner Gesellschaft, dem er sich durch falschen Eid ergibt, vnd Gott seinem einigen Schöpffer vñ Seligmacher, die köstliche Seele entzeucht, zugeeignet werde. Dafür vns Gott der Allmächtige gnädiglich behüte, durch Christum vnsern HERRN, Amen.

Die Formel ist unter Weglassung der Einleitung noch öfter gedruckt worden. Sie steht ohne Angabe des Jahres in: Privilegia der Heinrich-Stadt. Auch andere Fürstlich Braunschweig-Lüneburgische Wolffenbüttelschen Theils Landes-Constitutiones, mandata und Verordnungen. Wolffenbüttel 1731. – Jul. Ed. Müller kennt den Erlass aus dem Jahre 1654 (Niedersachsen 19, 19).

Bemerkenswert ist, dass die Formel dem Schwörenden vorgelesen werden sollte, obgleich es sich 'mit vffhaltung der Finger in etwas geendert', demnach musste die Warnung schon aus früherer Zeit stammen. Tatsächlich lässt sich denn auch schon im 16. Jahrhundert eine ähnliche Deutung der Schwurhand nachweisen. Sie steht in einem Gerichtsbuche des Dorfes Ermreuth (1559—1586), das jetzt im Besitze des Germ. Museums zu Nürnberg ist. Die Auslegung ist von der unserer Texte wesentlich verschieden und lautet nach dem Anzeiger f. Kunde d. d. Vorz. 1 (1854), 37 f.:

Zur Symbolik der Eidesablegung.

Von der symbolischen Bedeutung der drei aufgerichteten und zwei geneigten Finger der Rechten bei Ablegung eines Eides findet sich an der Spitze eines, dem Archive des Germ. Museums neuerdings, durch Schenkung einverleibten Gerichtsbuches des Dorfes Ermereuth aus den Jahren 1559—1586 eine eigentümliche, christliche Auffassung, die uns als Beitrag zu den Rechtsaltertümern (vgl. J. Grimms deutsche Rechtsaltert. S. 141 u. 903) des Abdrucks nicht unwert erscheint.

„Was durch aufreckung der finger so einer ainen die (l. eid) schwerett, bedeutt wurdett."

„Es ist zu merckenn ein iedlicher mensch der lugenschafftig oder vnwarhaftig schwertt, der schwertt auf sich selbst vier flüch die bezeuchnett werdenn durch seine finger, der er drei aufreckt, vnnd zwen die er nider naigt, von erst durch den daumen, der der kurtze(s t ist, wirdt verstanden das gegenwertig lebenn, das kurtz vnnd zergencklich ist / Wenn er also den Thaumen auffreckt, das bedeutt souill als ob er sprech / Ob ich nit war hab, so abkurtz mir gott mein lebenn / Der ander finger ist lenger, vnnd bedeutt das kunfftig lebenn, vnnd so er den aufreckt ist so

uit gesprochenn. Ob ich nit war hab, so soll mein seell nach dem lebenn, jn dem kunfftigenn lebenn keine rahe findenn, bis an den jungsten tag Der dritt finger ist der lengst vnnd bedeutt das ewig lebenn, das angehn wirdt von dem jungsten tag, vnnd bleibt an (= ohne) endt / So er den vfreckt, das ist soniI bedeuttenn als ob er sprech, Ob ich nicht war hab, so werde mein seel und leichnam, an dem jungsten tag, geschaiden vnnd gethailt, von dem ewigen lebenn, vnnd vonn der geselschaft vnnd gemeinschaft aller heiligenn und ausserwelten / Aber die anderun zween abgegangene vnnd genaigte finger, bedeuten die in der hell sindt, vnnd so er dieselbigenn zwen finger peugt oder abnaigt, bedeut soniI, als ob er sprech, ob ich nitt war hab, so werde ich mit leib vnnd seel, mit denen so in der hell sindt ewiglich begrabenn etc.

Berlin-Halensee. Oskar Ebermann.

Das angebliche Berliner Weihnachtspiel von 1597.

Im Jahre 1589 wurde am Berliner Hofe von den Kindern des Kurfürsten Johann Georg ein Weihnachtspiel aufgeführt, dessen noch erhaltener Text uns einen hübschen Einblick in das fürstliche Familienleben der Reformationszeit gewährt. Die Jungfrau Maria wurde durch das anmutige sechzehnjährige Fräulein Elisabeth von Mansfeld dargestellt, die Rolle des Christkindes fiel dem anderthalbjährigen Prinzen Friedrich zu, als Englein gekleidet trat die fünfjährige Prinzessin Agnes mit dem Gesange des Lutherliedes 'Vom Himmel hoch da komm ich her' vor die in märkischer Bauernmundart redenden Hirten, die von adligen Gespielen ihrer Brüder dargestellt wurden. Kein Wunder also, dass dies schlichte Denkmal christlicher Festfeier, nachdem es 1839 durch den Archivrat Gottlieb Friedlaender der Vergessenheit entzogen worden war, mehrfach abgedruckt und aufgeführt wurde[1]). Ausser dem mehr lokalhistorischen Interesse aber knüpft sich noch ein volkskundliches an den Text, der zum Teil aus älteren Volksdramen, zum Teil aus den kurz zuvor (1582 und 1586) im Druck erschienenen Weihnachtspielen des Ambrosius Pape und des Christoph Lasius abstammt[2]). In der Geschichte unserer Weihnachtspiele, zu der Karl Weinhold vor 64 Jahren in einem trefflichen Buche den Grund gelegt hat, nimmt das Stück keine unwichtige Stelle ein.

Dieser Berliner Weihnachtskomödie nun hat sich kürzlich eine Schwester zur Seite gestellt. Die bisher den Forschern völlig entgangene Dichtung, auf die eine im Dezember 1916 zu Berlin veranstaltete Aufführung mich aufmerksam machte, ist ein angeblich am 24. Dezember 1597 wiederum von Kindern des Kurfürsten Johann Georg und seiner dritten Gemahlin Elisabeth von Anhalt, sowie deren Gespielen und Gespielinnen 'in einem kurfürstlichen Schloss' aufgeführtes gereimtes Drama, das bereits 1890 von Johanna Baltz veröffentlicht wurde[3]).

1) Eine kurtze Comödien von der Geburt des Herrn Christi . . . . 1589 in Berlin aufgeführt, nach der Handschrift hsg. Berlin 1839. — Übersetzt [!] von A. Freybe, Leipzig 1882. Von Gerstmann, L. 1884. — Aufgeführt z. B. 1873 im Verein zur Geschichte Berlins, 1884 und 1885 von dem Personal des Molkereibesitzers C. Bolle in Berlin.

2) Vgl. darüber J. Bolte, Das Berliner Weihnachtspiel von 1589 (Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung 9, 94—104. 1884. Dass der Domküster Georg Pondo das Spiel verfasst habe, ist eine bisher unbewiesene Vermutung Wilkens.

3) J. Baltz, Rosen am Zollernstamm. Skizzen aus den Lebenstagen der Zollernfürstinnen, 1. Reihe (Düsseldorf, F. Bagel o. J.) S. 111—121, dazu Anmerkungen auf S. 190f.

Wiederum erscheinen die Prinzessinen Magdalena und Agnes in der Rolle von Engeln, Prinz Friedrich aber, der 1589 das Christkind darstellte, hat jetzt einen der Hirten übernommen, und die Rolle der Jungfrau Maria ist statt der inzwischen vermählten Elisabeth von Mansfeld einer jüngeren Schwester [?] Agnete von Mansfeld zugefallen. Trotz dieser und andrer auffälliger Beziehungen zu dem längst bekannten, um acht Jahre älteren Spiele weist die Herausgeberin in ihren Anmerkungen nirgends auf dieses hin. Dies machte mich stutzig und führte zu einer genaueren Untersuchung, auf Grund deren ich mich verpflichtet halte, vor einer Verwertung des nicht ohne Geschick aufgebauten und durchgeführten Werkleins in wissenschaftlichen Kreisen zu warnen, so wenig ich irgend jemandem die Freude daran verkümmern möchte. Mystifikationen mit alten Handschriften pflegt man ja Dichtern, die uns Begebenheiten vergangener Zeiten in deren Sprachcharakter vorführen möchten, nicht zu verargen; und für eine solche Mystifikation halte ich die in Privatbesitz befindliche Originalhandschrift, welche die Herausgeberin nur in das jetzt gebräuchliche Deutsch übersetzt haben will.

Zum Beweise betrachte man die auf S. 190 wörtlich abgedruckten Anfangszeilen:

„Hir hept sich an eyn Weynachtspil:
Erstliches Ereygnuß. Uff dem feldt.
Hirte: Es synkt zw tal dy sternennaht
ir brueder halt viel guete waht."

Verdächtig, weil dem poetischen Stile des 16. Jahrh. nicht entsprechend, erscheinen hier die Ausdrücke 'Sternennacht' und 'vielgute Wacht', unmöglich aber dünken mir die geschraubt klingenden und erst für das 18. Jahrhundert belegten Worte 'erstliches Ereignis', die einem lateinischen 'Actus primus' entsprechen sollen. Gegen die Echtheit spricht ferner das mehrfach verwendete daktylische und trochäische Versmass (auf S. 112f., 116f., 120) und vor allem die eingestreuten Liedertexte. Diese sind nicht etwa aus dem geistlichen Liederschatze der evangelischen Kirche des 16. Jahrh. entlehnt, sondern entstammen teils dem 15., teils dem 18.—19. Jahrhundert. Auf S. 115 stehen zwei Dichtungen Heinrichs von Laufenberg 'Ach döchterlin min sel gemeit' und 'In einem kripfly lag ein kind', die um 1597 sicherlich längst verschollen waren; erst Ph. Wackernagel hat sie aus der Strassburger Handschrift wieder hervorgezogen[1]). 'Kommt herab ihr Himmelsheere' (S. 120) ist ein neueres katholisches Kirchenlied, das im Strassburger Gesangbuch 1789 nr. 118 wohl zum ersten Mal gedruckt wurde[2]). Aus den um 1872 erschienenen 'Altböhmischen Gesängen für gemischten Chor' von Carl Riedel, Heft 2 herübergenommen sind 'Freu dich, Erd und Sternenzelt' (S. 113) und 'Laßt alle uns Gott loben' (S. 120), von denen das erste zwar schon 1841 im Leitmeritzer Gesangbuche begegnet, das zweite aber erst von Riedel den Noten untergelegt worden ist[3]). Ganz moderne Färbung trägt die Strophe 'Streuet Himmelsrosen' (S. 117).

1) Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied 2, 535 nr. 708 und 706. Die Melodien in Arnolds Ausgabe des Locheimer Liederbuches (Chrysanders Jahrbücher für musikal. Wissenschaft 2, 39—1867), bei Böhme, Altdeutsches Liederbuch nr. 697 und 520, Erk-Böhme, Liederhort nr 2157 und Bäumker, Das katholische deutsche Kirchenlied 1, 103.

2) Danach J. Mohr, Psälterlein 1891 nr. 151. Vgl. Bäumker 4, 685 zu nr. 344 1, 264 und 3, 108.

3) Vgl. Kothe, Ein altes Grafschafter Weihnachtslied (Vierteljahrsschrift für Geschichte der Grafschaft Glatz 1, 90. 1881) und Bäumker 4, 111 nr. 27.

Soll ich nun noch auf den weichlichen, lyrischen Charakter des Ganzen, auf die von dem biblischen Berichte abweichende Gliederung der Handlung, und die einem bequemen Effekt dienende Zusammenlegung der Anbetung der Hirten und der h drei Könige eingehen? Ich meine, das Vorgetragene genügt, um in dem angeblichen Texte von 1597 eine moderne Nachahmung der 1599 von den Prinzen und Prinzessinnen des kurfürstlichen Hofes zu Berlin gespielten 'Comödie von der Geburt des Herrn Christi' erkennen zu lassen. Auf S. 190 beruft sich Johanna Baltz auf eine genaue Beschreibung der Aufführung in der 'Fränkischen Chronik'. Da von einer solchen Chronik verschiedene Kenner der brandenburgischen Geschichte, die ich befragte, nichts wussten, möchte ich bis auf weiteres auch an dieser Angabe zu zweifeln mir erlauben.

Berlin. Johannes Bolte.

Bücheranzeigen.

F. Ohrt, Danmarks Trylleformler, I: Indledning og Tekst. Köbenhavn og Kristiania, Gyldendalske Boghandel (Nordisk Forlag). 1917. 540 S. 8°. (Folklore Fellows Publications, Northern Series Nr. 3.)

Während die grossangelegte Sammlung deutscher Segensformeln durch die Ungunst der Zeit verzögert wird, tritt jetzt neben die norwegische Sammlung Chr. Bangs (s. oben 14, 252) der Textband der dänischen Formeln. In der Einleitung führt der Versuch, das Stoffgebiet theoretisch abzugrenzen, zu keinem befriedigenden Ergebnis, so dass der mehr äusserlich praktische Grundsatz aufgestellt wird, nur solche Formeln in die Sammlung aufzunehmen, die in den Heil- und Zauberbüchern enthalten sind und von den mündlich überlieferten im wesentlichen nur solche, die den ersteren nach Form und Inhalt verwandt sind. So sind auch eine Anzahl von formelhaften Gebeten mit aufgenommen worden, wie das ja auch in deutschen Sammlungen geschehen ist (vgl. M. Müller, Über die Stilform der altd. Zaubersprüche, Diss. Kiel 1901, S. 7 f). Zum Hauptprinzip der Anordnung hat Verf nach gründlichen Erwägungen den Zweck der Formeln gewählt, wodurch die vergleichende Benutzung mit der norwegischen Sammlung erschwert wird. Es ist lebhaft zu bedauern, dass über diese wichtige Frage der Anordnung keine Einigung erreicht worden ist. Mir scheint das Verfahren Bangs, die Segen nach literarischen Typen zu ordnen, deshalb den Vorzug zu verdienen, weil damit die Stücke zusammenkommen, die organisch zusammengehören, während die Zwecksetzung etwas mehr Äusserliches, oft vom Zufall Abhängiges ist. So wird z. B. der Longinussegen, wie aus seinem Inhalt hervorgeht, ursprünglich zum Stillen einer Blutung gebraucht, später aber wird er auch angewendet, um Schlangen oder eine Feuersbrunst zum Stehen zu bringen. Der Segen von den drei Engeln müsste in einer Sammlung deutscher Segen über 20 Krankheiten und einige weitere Kapitel verstreut werden (s. oben 26, 129). Mit Recht misst Verf. für die Übersichtlichkeit einer so umfangreichen Sammlung dem Register einen grossen Wert bei, aber auch das scheint mir für eine Anordnung nach der Form der Segen

zu sprechen; denn ein Register kann wohl einen klaren Überblick über die verschiedenen Zwecke bieten, indem es die Namen der Krankheiten usw. verzeichnet, gegen welche die Formeln angewendet werden, aber es gibt keine Schlagwörter, die es ermöglichten, eine bestimmte Segensform mit Sicherheit aufzufinden.

Im zweiten Kapitel wird eine geschichtliche Übersicht über die älteren dänischen Arbeiten auf dem Gebiet der Zauberformeln gegeben. Während im 16. und 17. Jh. ausschliesslich eine theologische Betrachtungsweise der Formeln herrscht, setzt mit Peder Syv um 1700 das volkskundliche Interesse an diesen Dingen ein. Der Dichter Ludwig Holberg eröffnet die Reihe der rationalistischen Betrachter, die mit Verachtung auf diese abergläubischen Gebräuche sehen. Die Zeit der Romantik bringt in J. M. Thiele den ersten systematischen Sammler volkstümlicher Überlieferungen, dem im 19. Jh. eine Reihe bekannter Namen sich anschliesst. — Auf die Beschreibung der Quellen, aus denen das Material geschöpft ist — es sind etwas mehr als hundert — folgen dann die Texte. Ihre Zahl (1101 einschliesslich der lateinischen und einiger deutscher) ist nicht allzu gross zu nennen, wenn man sich erinnert, dass allein A. Schönbach schon i. J. 1893, d. h. 18 Jahre vor seinem Tode, eine grössere Zahl aus älteren theologischen Handschriften ausgezogen hatte und dass H. Losch 397 Nummern aus volkstümlichen Segenbüchern zusammengestellt hat. Was die Form der einzelnen Segen angeht, so ist der Unterschied von den deutschen grösser, als man von vornherein annehmen sollte. Zwar der Typus des zweiten Merseburger Spruches ist mit 49 christlichen Lesarten reichlich vertreten, aber die in Deutschland schon in früher Zeit so häufigen Segen, die sich auf die Bibel oder die Legende gründen, sind auffällig selten und in sehr zerrütteter Form vorhanden. Der Segen von den drei guten Brüdern findet sich nun in einer (lateinischen) Fassung. Der Jordansegen ist auf wenige Zeilen zusammengeschmolzen, und der ebenfalls sehr gekürzte Longinussegen weist beinahe in jeder Variante eine andere Form des Namens Longinus auf. Die Blutstillung von den drei Blumen findet sich nur einmal, die von den drei Frauen überhaupt nicht. Selbst der in Deutschland zu allen Zeiten so häufige Hiob-Wundsegen ist nur in ganz wenigen Fassungen vorhanden.

Eine gekürzte Inhaltsangabe des 1. und 2. Kapitels und ein Inhaltsverzeichnis in englischer Sprache sowie ein ausführliches zweisprachiges Register beschliessen den stattlichen Band. Der zweite Band soll diejenigen Formeln bringen, die aus sinnlosen Worten oder Buchstabenreihen bestehen, ferner eine vergleichende Studie über die Segensformeln. Wir sehen seinem Erscheinen mit lebhaftem Interesse entgegen.

Berlin-Halensee. Oskar Ebermann.

Notizen.

A. Aarne, Schwänke über schwerhörige Menschen, eine vergleichende Untersuchung. Hamina 1914. 91 S. (FF Communications 20—21). — Der Mann aus dem Paradiese in der Literatur und im Volksmunde, eine vergleichende Schwankuntersuchung. Hamina 1915. 111 S. (FF Communications 22). — Der reiche Mann und sein Schwiegersohn, vergleichende Märchenforschungen. Hamina 1916. 195 S. FF Communications 23). — Erst jetzt, nachdem der durch den Weltkrieg jahrelang aufgehobene Verkehr mit Finnland wieder eröffnet worden ist, gelangen diese neuen Untersuchungen des ausgezeichneten Forschers zu uns. Hatte er in den oben 24, 330 angezeigten Studien allgemeinere Fragen der Märchenforschung von grosser Tragweite behandelt, so wendet er sich in den vorliegenden drei Heften wieder dem Ursprunge und der Verbreitung einzelner Erzählungsstoffe zu. Überall in der Welt

und seit undenklichen Zeiten entstehen aus dem Bestreben schwerhöriger Menschen, ihre Taubheit zu verbergen und auf halb oder gar nicht verstandene Fragen Antwort zu geben, spasshafte Missverständnisse, die zu kleinen Schwänken zusammengefasst und so weiter erzählt werden. Aarne führt nicht weniger als 25 Gruppen an, von denen die meisten ein Gespräch zwischen einem gut Hörenden und einem Schwerhörigen vorführen, der an einer Brücke arbeitet, ein Vogelnest ausnimmt (Luther), einen Axtstiel schnitzt (Nordeuropa), Fische feil hat usw. Vorzugsweise im Orient verbreitet ist das Zusammentreffen mehrerer Schwerhörigen, die in Streit geraten und einen Richter aufsuchen, der ebenfalls halbtaub ist; doch auch ein griechisches Epigramm des Nikarchos behandelt diesen Stoff. Inwieweit im einzelnen Fall die Ähnlichkeit zweier Schwänke aus gleichen Vorbedingungen oder aus der Wanderung des Motivs entstanden, und wie sich die volkstümlichen Fassungen zu den literarischen verhalten, darüber lesen wir wohlüberlegte Bemerkungen. — Zweitens lockte der Schwank vom Mann aus dem Paradiese, von dem der Vf. allein aus Finnland 122 Versionen kannte, ihn zu einer Vergleichung der in ganz Europa und auch in Asien umlaufenden Volkserzählungen mit den älteren literarischen Gestalten, einem gewandt aufgebauten lateinischen Gedichte des 15. Jahrh., einem trefflichen Fastnachtspiele des Hans Sachs 'Der fahrend Schüler ins Paradeis' u. a. Die abendländische Urform ist vermutlich auf Grund eines wirklichen Vorfalles im Mittelalter entstanden; in den Volkserzählungen ist das Missverständnis Paris - Paradies oft durch andere Ortsnamen (im Dänischen Ringerige – Himmerige, im Finnischen Taivassalo — taivaansali) ersetzt, oder der listige Bettler singt 'Vom Himmel hoch, da komm ich her', oder er fällt der törichten Frau durch seinen beständig nach oben gerichteten Blick auf. Ferner sind auch andere Züge abgeändert oder neue Diebesstreiche angehängt. — Umfänglicher ist die dritte Untersuchung ausgefallen, die dem Grimmschen Märchen vom Teufel mit den drei goldenen Haaren gewidmet ist: ein reicher Mann hört die Prophezeiung, dass ein eben geborner armer Knabe zu seinem Schwiegersohn und Erben bestimmt ist, und sucht vergeblich das Kind durch Aussetzung und später den Jüngling durch einen ihm übergebenen Todesbrief und durch die (an Schillers Gang nach dem Eisenhammer gemahnende) Sendung zum Hochofen zu verderben; der letzte Mordversuch schlägt zu seines Sohnes oder seinem eigenen Unheil aus, sein Kampf wider das Schicksal ist umsonst. So lautete nach Aarne die indische Grundform des Märchens, für die schon Zeugnisse aus dem 3. Jahrh. vorliegen; in Europa erscheint es im 12. Jahrh. auf den Kaiser Heinrich III. oder Constantin übertragen und klingt in Saxos Bericht über Hamlet wieder. In verschiedenen europäischen Fassungen des Märchens wird damit ein andres indisches Märchen von den Fragen verbunden, die dem zu Gott oder dem Schicksale wandernden Helden unterwegs aufgetragen werden; er soll ermitteln, weshalb ein Baum verdorrt, wie lange ein Tier den Wanderern als Brücke dienen muss, wie das kranke Mädchen gesund wird, kehrt mit der erlangten Auskunft heim und wird reich. An diese Erzählung haben sich dann noch manche Motive aus andern Märchen und aus dem Aberglauben des Volkes angehängt. Man darf daher nicht von einem Märchen, das Anschauungen und Sitten aus der Urzeit enthält, ohne weiteres behaupten, es sei uralt, oder es als Hilfsmittel für mythologische Forschungen benutzen, bevor man durch vergleichende Forschung seine Geschichte festgestellt und die ursprüngliche Gestalt von den späteren Zusätzen geschieden hat. Dass wir somit allgemein wichtige Ergebnisse den sorgsamen Untersuchungen Aarnes verdanken, dürfte schon aus diesem flüchtigen Referat hervorleuchten. — (J. B.)

W. Ahrens, Mathematische Unterhaltungen und Spiele, 2. vermehrte und verbesserte Aufl. 2. Band. Leipzig, Teubner 1918. X, 455 S. — Der gelehrte Vf., dessen umfassende Studien über die magischen Quadrate oben 27, 173. 269 Erwähnung fanden, behandelt hier auf S. 1 - 54 denselben Gegenstand vom Standpunkt des Mathematikers; die zahlreichen Beziehungen zum Aberglauben und andern Gebieten hat er einer besondern Monographie vorbehalten. Von den übrigen

Kapiteln dürfte manchen unsrer Leser anziehen S. 118 das verbreitete Josephspiel, bei dem man 30 Personen so aufstellt, daß beim Abzählen die 15 vorher bestimmten ausscheiden; S. 226 das Boss Puzzle-Spiel, S. 261 das Dominospiel, S. 227 Zeit und Kalender, S. 298 seltsame Verwandtschaften. — J. B.

J. H. Albers, Das Jahr und seine Feste. 3. unveränderte Aufl. Stuttgart, J. E. G. Wegner 1917. VIII, 368 S. gr. 8°. 1,80 Mk. Das Buch ist eine unveränderte Neuausgabe der unter dem Titel 'Festpostille und Festchronik' 1907 erschienenen 2. Auflage. Es erübrigt sich daher, noch einmal näher darauf einzugehen, und genügt, auf das oben 20, 118 Gesagte zu verweisen. Besonders übel beraten ist der Verfasser auf dem Gebiet des klassischen Altertums; erwähnt seien hier nur die gänzlich unbegründete Herleitung der Vogelschiessenfeste aus dem Feste des Mars extra portam Capenam am 1. Juni (S. 226), die verwirrte Darstellung der Abraxasfrage (S. 251) und die unhistorische Behandlung der Saturnalien (S. 316). unerfreulich ist auch der Doppelschnitzer Kytheiron (S. 315). Nach dem Erscheinen der zwar weniger umfangreichen, aber wissenschaftlich einwandfreien volkstümlichen Behandlungen der Feste von Fehrle und Nilsson hat eine Kompilation wie die vorliegende kaum noch Daseinsberechtigung. — F. B.

Bericht über die Sammlung der Glockensprüche, Glockensagen und Glockenbräuche, April 1917 bis April 1918, erstattet vom Verband deutscher Vereine für Volkskunde. Freiburg i. B. 1918. 8 S. — Bericht über die Sammlung soldatischer Volkskunde, erstattet vom Verband deutscher Vereine für Volkskunde. Freiburg i. B. 1918. 16 S.

J. Bolte und G. Polívka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, neu bearbeitet. 3. Band (nr. 121—225). Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung 1918. VIII, 624 S. 13 Mk. — Der 3. Band des oben 24, 425 angezeigten Werkes bringt die eigentliche Erklärung der Grimmschen Märchen zu Ende. Sein Umfang (gegenüber 70 Seiten der 3. Auflage) erklärt sich durch die ausführlichere Besprechung einzelner Stoffe, wie Ferenand getrü, der Eisenhans, das Hirtenbüblein, der Hase und der Igel, die ungleichen Kinder Evas, der Meisterdieb, die Kristallkugel, und durch die Hinzufügung der lateinischen Gedichttexte, die dem Eselein und der Rübe zugrunde liegen. Es sind aber auch neun neue Märchen aus dem hsl. Nachlass der Brüder Grimm aufgenommen, die bereits den Lesern dieser Zeitschrift zum Teil vorgelegt wurden, darunter der dankbare Tote und die treue Frau. Angehängt ist ein alphabetisches Verzeichnis der angeführten Märchensammlungen, das die Benutzung der Nachweise erleichtern wird. Der noch ausstehende 4. Band soll eine kurze Geschichte der Grimmschen Sammlung und eine Übersicht über den Märchenvorrat der andern Völker enthalten.

Alfons de Cock, Volkssage, Volksgeloof en Volksgebruik. Versierd met 77 Platen. Antwerpen, G. Janssens 1918. 221 S. 4°. 12,50 Fr. — Der um die vlämische Volkskunde so hoch verdiente Forscher, dem wir eine Reihe trefflicher grundlegender Werke verdanken, wendet sich hier mit einer Reihe grösstenteils neuer Aufsätze an einen grösseren Leserkreis, dem er in anmutigem Plauderton die Ziele und Methoden unsrer Wissenschaft schmackhaft zu machen weiss. Wenn er dabei absichtlich in der Zahl der Parallelen und Literaturnachweise Maß hält, so gibt er doch ausreichende Belege für den nach weiterer Aufklärung begierigen Leser. Die einzelnen Arbeiten sind betitelt: 1. Soviel Kinder als Tage im Jahr (Grimm, DS. nr. 521). 2. Der japanische Steinhauer bei Multatuli (R. Köhler, Kl. Schr. 2, 51). 3. Teufelsglaube. 4. Menschenfresser im Kongogebiet und im Märchen. 5. Grausame Strafen der Vorzeit. 6. Fabelhafte Menschen. 7. Merkwürdige Urteile in der Sagenwelt. 8. Der h. Eligius in der Volkssage. 9. Weihnachtsglocken. 10. Sagen von der Erschaffung des Weibes. 11. Harnbeschauer. 12. Sagenbildung in der Gegenwart, auch im Weltkriege. 13. Weltkrieg und Aberglaube (von A. Hellwigs Schrift ausgehend). 14. Die Freimaurer im Volksglauben. 15. Die Fabel vom Esel in der Löwenhaut. 16. Niederländische Pflanzennamen. Überall weist der Vf. die Zu-

sammenhänge zwischen den Überlieferungen der verschiedenen Völker nach. Einen besonderen Schmuck des Buches bilden die zahlreichen Illustrationen. — (J. B.)

A. de Cock, Natuurverklarende Sprookjes, 1. deel: Huisdieren, zoogdieren. Gent, Ad Hoste [1911]. 111 S. 4° mit Zeichnungen von E. van Offel. — 2. deel: Vogels, lagere diersoorten, boomen en kruiden, levenlooze natuur. Ebd. 1912. 111 S. 4°. — Von demselben Plane wie Dähnhardt in seinen Naturgeschichtlichen Volksmärchen ausgehend, aber im einzelnen selbständig, stellt der vlämische Gelehrte hier eine grosse Zahl von europäischen und aussereuropäischen Märchen zusammen, welche die Entstehung auffälliger Eigenschaften und Merkmale der Tiere und Pflanzen, sowie der Gestirne mit Hilfe der Phantasie zu erklären suchen. Das seinen Enkelkindern gewidmete Werk ist für die Schuljugend bestimmt, wird aber, da überall sorgfältig die Quellen vermerkt sind, auch der wissenschaftlichen Forschung gute Dienste leisten. — (J. B.)

Arthur Christensen, Contes persans en langue populaire, publiés avec une traduction et des notes (Det kgl danske Videnskabernes Selskab, historisk-filologiske Meddelelser 1, 3). Köbenhavn, Höst & Sön 1918. 130 S. 2,90 Kr. — Die 53 hier mitgeteilten Schwänke hat C. 1914 in Teheran aus dem Munde seines persischen Lehrers aufgezeichnet, der sie seinerseits (bis auf die aus einem englischen Buche entlehnte nr 36) auf seinen Wanderungen im Volke vernommen hatte. Es sind Narrenstreiche des Nasreddin Hodscha, witzige Antworten, Frauenlisten, Stichelschwänke, auch Tierfabeln; für Märchen hatte C.s Gewährsmann nur Verachtung. Wenn nun auch das Milieu durchaus persisch ist, so sind die Stoffe, wie C. durch gute Nachweise dartut, zumeist international. Vgl. z. B. nr. 18 das Testament des Hundes, 19 das Urteil des Schemjäka, 48 der Streit der drei Frauen um den gefundenen Ring, 39 den allgemeinen Frieden (Kirchhof, Wendunmut 3, nr. 128. Lancaster in Publications of the Modern language association of America 22, 33). Schon im Mesnewi des Dschelaleddin Rumi begegnen nr. 7, der witzige Papagei (oben 13, 94 und nr. 9, der seiner Kleider beraubte Bauer (Bolte-Polívka, Anmerkungen zu Grimm KHM 3, 392. Zu 37 der Aufschneider) sei noch verwiesen auf Wisser, Plattdeutsche Vm. S. 71; zu 46 (Feigen als Gift) auf Bolte-Polívka 3, 337; zu 49 (Wem galt der Gruss) ebd. 3, 212; zu 52 Doktor Allwissend) ebd. 2, 401. — (J. B.)

Deutsche Volksspiele des Mittelalters. 1. Spiel vom Sündenfall. Paradeisspiel aus Oberufer bei Preßburg, 14.[!]Jahrh., mitgeteilt von K. J. Schröer. Leipzig, Breitkopf & Härtel 1917. 19 S. — 2. Totentanz. Bilderszenen nach Drucken des 15. Jahrh., zusammengestellt und für die Bühne eingerichtet von G. Haaß-Berkow und M. Gümbel-Seiling. ebd. 1918. 24 S. — 3. Christgeburtsspiel aus Oberufer bei Preßburg, mitgeteilt von K. J. Schröer. ebd. 1918. 71 S. — 6. Theophilus, der Faust des Mittelalters, Übertragung von M. Gümbel-Seiling. ebd. 1918. 64 S. — 7. Das Niederdeutsche Osterspiel aus Redentin v. J. 1464. Übertragung von M. Gümbel-Seiling. ebd. 1918. 95 S. — 10. Ein hübsch Spiel von St. Georg und des Königs von Lybia Tochter und wie sie erlöst ward, übertragen von M. Gümbel-Seiling. ebd. 1918. 64 S. je 0,50 M. — Unsere älteren Dramen weiteren Kreisen näher zu bringen ist der löbliche Wunsch des künstlerischen Volkstheaters in München. Es bietet neben Bearbeitungen mittelalterlicher Stücke auch einige neuerdings aus dem Volksmunde aufgezeichnete Schauspiele. Zu diesen gehört das aus Schröers Deutschen Weihnachtspielen aus Ungarn 1858) abgedruckte Oberuferer Adam- und Evaspiel, das, wie noch Klimke (Das Paradiesspiel 1902) ausführlich darlegte, fast ganz auf H. Sachsens Tragedia von der Schöpfung beruht, und das Oberuferer Weihnachtspiel. Beide Spiele sind um 1600 von österreichischen Bauern nach Ungarn gebracht und bis ins 19. Jahrhundert fortgepflanzt worden. — Der 'Totentanz' ist ein Versuch, die dramatische Grundlage der alten Bilder und Texte zu rekonstruieren; er ist bei dem Bestreben, die Eintönigkeit in den Reden der elf zum Reigen aufgerufenen Personen (König bis Amme) zu vermeiden, reichlich modern ausgefallen. So lauten die Schlusszeilen: 'Ich rufe euch alle zum Tanz heraus: das ist ein Sterben und ein Säen, ein Ernten und ein Auf-

erstehen'. — Dagegen liegt im 'Theophilus' eine wirkliche Übersetzung aus der Trierer und Helmstädter Fassung des mnd. Dramas vor, die allerdings eine Lücke in der Mitte aufweist, aber mit einigen Kürzungen in München zur Aufführung gelangt ist — Auch das eigenartige grosse Mecklenburger Osterspiel ist dort 1916 dargestellt worden; an dem 'allseitigen Erfolge' haben wohl die der ernsten Handlung folgenden drastischen Teufelsszenen starken Anteil, in denen die Vertreter der verschiedenen Stände von Lucifers Richterstuhl ihre Sünden bekennen müssen. In die nicht immer glatte Übersetzung sind Choräle eingeschaltet. — Das zuletzt von Keller in den Fastnachtspielen 4, 130 herausgegebene Legendendrama vom hl. Georg enthält trotz mancher Längen hübsche Züge. — (J. B.)

Mathilde Eberle, Die Bacqueville-Legende. Quellen- und Stoffgeschichte. Bern, A. Francke 1917. 101 S. 4,50 Fr. Sprache und Dichtung, Heft 20). — Die französische Ortssage vom Herrn von Bacqueville in der Normandie ist zuerst im 16. Jahrh. von dem Vielschreiber Belleforest in seinen noch nicht wieder aufgefundenen) Voyages de Hongrie und 1604 von dem Jesuiten L. Richeome in die Literatur eingeführt worden. Wie in der Thomaslegende bei Caesarius von Heisterbach und in der Ballade vom Möringer wird der in türkischer Gefangenschaft schmachtende Held an dem Tage, wo seine Gattin eine neue Ehe schliessen will, durch ein Wunder des h. Julian in die Heimat zurückversetzt. In Deutschland wurde die Legende durch eine lateinische Übersetzung von Richeomes Buch, durch kürzere Nacherzählungen von G. Stengel, Martin von Cochem, Abraham a S. Clara, durch eine auf Cochem fussende Ballade und durch mehrere dramatische Bearbeitungen verbreitet. Die beiden interessantesten unter diesen Schauspielen entstammen der Schweiz und waren bisher nur mangelhaft bekannt: ein unförmliches gereimtes Stück des Schwyzers Caspar Abyberg vom Jahre 1643 und ein um 1800 im Wallis von Lukas Deschallen verfasstes Alexandrinerdrama. Frl. Eberle hat beide hsl. Schauspiele zum Abdruck vorbereitet und bietet uns in der vorliegenden fleissigen Berner Doktorschrift eine ausführliche Übersicht über die Entwicklung der Legende und ihre verschiedenen Fassungen. Zu der S. 81 besprochenen Sage vom Grafen im Pflug, die der Walliser Dramatiker einflicht, verweise ich auf die Ausführungen oben 26, 26. — (J. B.)

Flämisches Liederbüchlein, eine Weihnachtsgabe für die Flamen in Deutschland. Als Manuskript gedruckt. Münster i. W. 1917. IV, 82 S. (Schriften der Deutsch-flämischen Gesellschaft 1). — Für die in den deutschen Gefangenenlagern befindlichen Flamen hat Prof. Jostes eine Lese von 71 beliebten flämischen Liedern samt den Melodien zusammengestellt, die gewiss mit herzlichem Danke begrüsst worden ist. Neben bekannten Volksliedern enthält sie Dichtungen von René de Clercq, Rodenbach, Gezelle, Hiel u. a.

Max Gmür, Schweizerische Bauernmarken und Holzurkunden. Bern, Stämpfli & Cie 1917. 3 Bl., 160 S. mit 3 Tafeln. 10 Fr. Abhandlungen zum schweizerischen Recht 77). — Seitdem durch Homeyers grundlegende Untersuchung über die Haus- und Hofmarken 1870) die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf diese für die Rechtsgeschichte und Volkskunde bedeutsame Erscheinung gelenkt war, ist die Vermehrung und Beleuchtung des Materials von vielen Seiten in Angriff genommen worden (so oben 4, 279. 16, 226. 22, 348). Eine treffliche, vieles Neue enthaltende Übersicht über das reiche und vielgestaltige Material der Schweiz liefert uns der Berner Rechtslehrer Gmür in dem vorliegenden Buche, das wir besonders willkommen heissen, weil der Gebrauch auch hier im Schwinden begriffen ist und die altertümlichen Hausmarken wohl in wenigen Jahrzehnten durch die Schrift verdrängt sein werden. Der Verfasser bespricht zunächst kurz Begriff, Geschichte und Verbreitung der Hausmarken in Mittel- und Nordeuropa, die er bis in die prähistorische Zeit zurückführt, um sich dann ihrer Verwendung und rechtlichen Bedeutung in der Schweiz zuzuwenden. Die auf geschlagenem Holz, Urkundenstäben, Geräten, Vieh usw. eingebrannten oder eingeritzten Hauszeichen müssen im Gegensatz zu den farbigen Wappen natürlich eine einfache lineare Gestalt haben; sie ähneln

meist einem Kreuz, Tisch, Geissfuss, Bundhaken u. dgl. und dienen in Ersetzung der Schrift als Vermögens- oder Personalzeichen. Sehr zweifelhaft bleibt der S. 31 erwähnte Zusammenhang mit dem Runenalphabet. Genauer besprochen werden dann die Viehzeichen, die nicht nur aus umgehängten Holz- oder Ledertäfelchen (Beiglen) bestehen, sondern häufiger als aus Kerben und Löchern zusammengesetzte Ohrmarken den Schafen und Ziegen eingeschnitten werden. Den Rindern brennt man das Zeichen ins Horn oder in den Fuss, schneidet es aus dem Rückenhaar aus oder tätowiert es ein; über diese Marken existieren in den einzelnen Gemeinden natürlich amtliche Register. Interessante Ausführungen erhalten wir S. 52 über die Bauernzahlen auf Kerbhölzern, zu denen auf unsre Zeitschrift 10, 186 und die Schweizer Volkskunde 7, 33. 81. 8, 13 verwiesen sei. In den §§ 7–20 geht der Vf. dann auf die vielen Gestalten und Verwendungen der Kerbhölzer ein, auf denen Kostanecki (Der wirtschaftliche Wert. 1900) ein ganzes, schwer verständliches nationalökonomisches System aufgebaut hat. Sie führen in der Schweiz meist den Namen Tessel (lat. tessera) oder Beigle, Beile, den E. Hoffmann-Krayer Schweizer Volkskunde 8, 49 einleuchtend aus lat. pagella, afrz. paielle Holzmass ableitet. Nach ihrem Zweck und Inhalt unterscheidet G. acht Gruppen: Loshölzer, die bei der losmässigen Zuteilung von Pflichten und Rechten benutzt werden, Zählstöcke und einfache Notizhölzer, Kehrtesseln oder Pflichthölzer z. B. bei Viehhut, Feuerwehrdienst, Backhausbenutzung), einfache, mehrfache und gespaltene Abrechnungshölzer beim Milchabtausch und bei der Kontrolle andrer Kaufgeschäfte, Quittungs- und Forderungshölzer, endlich Rechtsamehölzer der Wasser- und Alpkorporationen. Wesentlich juristischer Natur sind die Darlegungen in § 17–20 über das Verhältnis des Kerbholzes zur festuca, die einst bei den Franken und Alemannen von der einen Partei der andern als Zahlungsversprechen zugeworfen und später durch die Urkunde ersetzt wurde, zur Urkunde, zur Buchführung und zum Wertpapier. Anschaulich gemacht werden die Ausführungen des 17. durch eine grosse Reihe schöner Abbildungen, die zumeist aus seiner eignen Sammlung von Holzurkunden entnommen sind. — (J. B.

M. J. bin Gorion, Die ersten Menschen und Tiere. Jüdische Sagen von der Urzeit. — Abraham, Isaak und Jakob. Jüdische Patriarchengeschichten. — Joseph und seine Brüder. Ein altjüdischer Roman. Frankfurt a. M., Rütten & Loening 1917. 98, 99 und 100 S. 8°, kart. je 2,50 Mk. — Die ersten beiden Bändchen enthalten eine Auswahl aus dem oben 24, 97 und 332 eingehend besprochenen Werke Berdyczewskis über die Sagen der Juden. Das dritte ist eine Probe des von dem Verfasser vorbereiteten 3. Bandes der grossen Ausgabe, das unter dem Titel 'Die zwölf Stämme' erscheinen wird. Es handelt sich um die weitverbreitete Erzählung aus dem 'Sefer hajašar', über deren Geschichte und Ausgaben der Anhang eine kurze Zusammenstellung gibt. — (F. B.

A. Hauffen, Geschichte des deutschen Michel. Herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Prag 1918. 96 S. — Weit älter als die Bezeichnungen des englischen und amerikanischen Volkes durch die Typen John Bull und Bruder Jonathan ist der Name des deutschen Michels, unter dem schon Seb. Frank 1541 einen groben und dummen Menschen versteht. Streitig ist, ob der häufige Bauernname Michael zuerst von den Humanisten zu einer Schelte der Ungelehrten verwendet wurde, oder ob schon die Franzosen im 15. Jahrh. die frommen Wallfahrer, die aus Deutschland nach dem Mont Saint-Michel in der Normandie zogen, als einfältige Michelsbrüder verspotteten. Im 17. Jahrh. belebte der glänzende Kriegsheld Michael Obentraut die Erinnerung an die Abstammung von dem streitbaren Erzengel, dessen Bild einst auf der Reichssturmfahne dem Heere voranwehte. Als arbeitsamer, verträumter Bauernknecht erscheint Michel 1757 in einem Lustspiele Krügers. Eine politische Persönlichkeit wurde der deutsche Michel erst nach 1830, als die gutmütige, aber weltunläufige, schläfrige Art des Volkes von Heine, Hoffmann von Fallersleben und anderen politischen Dichtern gegeißelt wurde. Ausführlich hat H. nicht nur diese Entwicklung des

dass ein Stamm- oder Personenname um so undurchsichtiger zu sein pflege, je echter und älter er sei. In grammatischer Hinsicht stellt er fest, dass der Name Germani ein langes a habe und mit dem lateinischen Adjektivum germanus (= echt, unverfälscht) nur den Lauten nach übereinstimme; ethnologische Tatsachen von Interesse sind die von Plinius erwähnten Oretani Germani in Spanien und die von Orosius und Livius bezeugten Galli Germani sowie die Semigermanae gentes in den Westalpen. — (J. B.)

A. Olrik, Gudefremstillinger pa guldhornene og andre aeldre mindesmærker Danske Studier 1918, 1–35 mit 8 Bildertafeln. Die nachgelassene Abhandlung weist die drei urnordischen Hauptgötter Odin, Thor und Fröj in Denkmälern der Völkerwanderungs- und der Wikingerzeit nach. Ausser diesen erkennt Olrik auf den beiden Goldhörnern von Tondern und auf den Bronzeplatten aus Öland die Haddinge als ein Kriegerpaar, Alf als einen Mann mit zwei Dolchen, Tiu einen Menschen opfernd und den wolfsköpfigen Tyr. Unter den zwölf Göttern des Gundestruper Kessels zeigt Odin den Typus des gallischen Kernunnos und Thor den des gallischen Jupiter. Ferner bespricht der Vf., der in seinen Deutungen mehrfach Worsaae folgt, Darstellungen Odins zu Pferde und Tyrs mit dem Fenriswolf und die verschiedenen Göttersymbole. Nebenher ergibt sich, dass Odins Verehrung nicht erst in der Wikingerzeit aufgekommen ist. — J. B.

Ed. Otto, Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte. 3. Aufl. Leipzig, Teubner 1918. IV, 123 S., geb. 1.50 M. (Aus Natur und Geisteswelt 15). — Das Büchlein stellt einen wohlgelungenen Versuch dar, das deutsche Frauenleben von der Urzeit bis zum Beginn des 19. Jahrh. im Umriss zu zeichnen. O. weiss die wesentlichen Züge der acht Perioden, in die er diesen Zeitraum zerlegt, rechtliche Stellung, Beschäftigung, Tracht, Bildung, sittlichen Charakter, kurz und fasslich darzulegen und belebt die Darstellung durch Einzelbilder hervorragender Frauen wie Radegunde, Charitas Pirkheimer, Elisabeth Charlotte von der Pfalz, die Gottschedin, Elisa v. d. Recke, Bettina v. Arnim. Wenn auch der Kundige die eingestreuten Hinweise auf die benutzten Quellen zu deuten weiss, so wären vielleicht für manche Leser genauere Literaturangaben erwünscht. (J. B.)

Johannes Pesch, Die Glocke in Geschichte, Sage, Volksglaube, Volksbrauch und Dichtung. Dülmen i. W., A. Laumann [1918] 192 S. kl. 8°, kart. 1,80 M. Weiteren Kreisen wird das Büchlein willkommen sein, das ohne gelehrte Ansprüche allerlei Wissenswertes über die Glocken zusammenträgt. Der Forscher freilich wird genauere Literaturangaben und ein Zurückgehen auf die älteren Quellen vermissen. Das Ritual der katholischen Glockenweihe teilt P. in Verdeutschung mit, zahlreiche Glockensagen erscheinen in novellistischer Ausschmückung oder in metrischer Bearbeitung. Von den Glockenopfern, die der Weltkrieg erfordert, und von dem Glockenglauben der letzten Jahre handelt S. 140–146. Auch die den Schluss bildenden Proben der Glockenlyrik sind zumeist jüngsten Datums. — (J. B.)

J. Polívka, The life-tokens in folk-tales, custom and belief (čechisch aus: Národopisný Věstník československý 12). Prag 1917. 96 S. 8°. — Ausführlicher als E. S. Hartland in seiner 'Legend of Perseus' 2, 1–54 bespricht P. die Lebenszeichen und Todesahnungen in Volksüberlieferung, Aberglauben und Brauch, namentlich slavisches Material neu verwertend. Ein welkender Baum bedeutet eine Krankheit oder den Tod des Helden, aus dem Sieden oder der Veränderung von Blut, Milch, Wein, Wasser oder eines Tieres ergibt sich ein gleiches Vorzeichen. Ein im Baum steckendes Messer wird rostig, ein Ringstein trübt sich, ein Kleid verändert die Farbe usw. Besonders behandelt werden die abergläubischen Vorstellungen, die sich an Kerzen, Spiegel und Bilder knüpfen. — (J. Horák.

Jakobus Reimers, Das Adlerwappen bei den Friesen. Oldenburg, Gerh. Stalling 1914. 210 S. 8°. — Von den Geschlechterwappen der Friesen zeigt etwa die Hälfte neben den unterscheidenden Familienzeichen als gemeinsames Wappenbild im Schilde den halben Adler, der im übrigen Deutschland nicht entfernt so häufig vorkommt

Diese auffällige Tatsache sucht die Studie zu erklären. Der Adler, seit Karl dem Grossen das Reichshoheitszeichen, durfte von den Inhabern eines kaiserlichen Amtes, z. B. den Richtern, im Wappen geführt werden. Während im Reiche die Anzahl der Schöffenbarfreien, welche das Recht zum Richteramt besassen, unter dem Einfluss des Lehnswesens immer geringer geworden war, blieb in Friesland der freie Gutsbesitzerstand, der durch seine Güter zum Richteramt berechtigt war, bestehen. Die Bemerkungen über Wappen und Hausmarke sowie die ausführlichen Darlegungen über die friesischen Bevölkerungsgruppen sind auch für die Volkskunde von Interesse. — (O. E.)

M. Rothbarth, Volkskunde und Nibelungenlied (Zs. f. den deutschen Unterricht 32, 266–276). — Wie Samter (N. Jahrb. f. das klass. Altertum 31, 508) im Homerunterricht den augenscheinlichen Nutzen einer Heranziehung der Volkskunde erwiesen hat, so zeigt Fräulein R., wie das Verständnis des Nibelungenliedes durch Heranziehung der Etymologie, der Sagen und Märchen, der niederen Mythologie, des Aberglaubens und der Volksbräuche gefördert werden kann. — (J. B.)

Rubehn, Über Hauszeichen im Oderbruch (1865; hsg. von P. Hoffmann, Zs. f. Ethnologie 1918, 64–69).

H. Schneider, Uhland und die deutsche Heldensage. (Abh. der Berliner Akademie, phil.-hist. Kl. 1918, nr. 9). 91 S. 4°.

H. Spies, Englischer Kriegsaberglaube in Volk und Heer. Neue Preussische Zeitung 1918, 4. und 11. August, nr. 393 und 406).

F. Teutsch, Von unsern Glocken (Kbl. f. siebenbg. Landeskunde 41, 21–23).

J. Turi, Das Buch des Lappen Johan Turi. Erzählung von dem Leben der Lappen. Herausg. von Emilie Demant, übers. von Mathilde Mann. Frankfurt a. M., Rütten & Loening 1913. XIX, 262 S. 14 Tafeln. 8°. Geh. 5 Mk., geb. 6,50 Mk. — Das eigenartige Buch, verfasst von einem beredten Gliede des absterbenden Volkes in Europas hohem Norden, schildert das Nomadenleben der Lappen, ihre Sitten, Gebräuche, Sagen und Märchen. Das Bild, das wir auf diese Weise vom heutigen Volksleben der Lappen erhalten, weicht in manchen Zügen wesentlich von den früheren, wissenschaftlichen Darstellungen, besonders von J. A. Friis, ab und zeigt ein allmähliches Verblassen der ursprünglichen Farben und Eindringen fremder Bestandteile, ist aber immer noch äusserst fesselnd und eigenartig. Die Herausgeberin, die über ein Jahr lang mit Turi zusammen gelebt und ihn bei der ungewohnten Arbeit des Schreibens unterstützt hat, war bemüht, in der von ihr verfassten dänischen Übersetzung das Sprunghafte und zum Teil Ungelenke der Darstellung beizubehalten, worin ihr die deutsche Übersetzerin folgt. Vielleicht ist sie in dieser Beziehung bisweilen zu weit gegangen, so dass manches unverständlich bleibt. Besonderes Interesse verdienen die beigegebenen Zeichnungen Turis. Die Ausstattung des Buches ist sehr geschmackvoll. — (F. B.)

Wilhelm Wisser,

unser verehrter Mitarbeiter, feierte am 27. August seinen 75 Geburtstag. 1843 zu Klenzau bei Eutin geboren, studierte er in Leipzig klassische Philologie und wirkte als Oberlehrer lange Zeit am Gymnasium zu Eutin. Hier begann er die plattdeutschen Märchen seiner holsteinischen Heimat, die dort noch in reicher Fülle leben, zu sammeln und in wissenschaftlichem Geist und mit feinem Stilgefühl ausgewählte Stücke zu veröffentlichen. Seinen drei Bändchen 'Wat Grotmoder vertellt' (1904—1909) und seinen 'Plattdeutschen Volksmärchen' (1914) soll noch eine grosse Ausgabe mit Varianten und Anmerkungen folgen, zu deren Vollendung wir ihm von ganzem Herzen Gedeihen wünschen. J. B.

dass ein Stamm- oder Personenname um so undurchsichtiger zu sein pflege, je echter und älter er sei. In grammatischer Hinsicht stellt er fest, dass der Name Germani ein langes a habe und mit dem lateinischen Adjektivum germanus (= echt, unverfälscht) nur den Lauten nach übereinstimme; ethnologische Tatsachen von Interesse sind die von Plinius erwähnten Oretani Germani in Spanien und die von Orosius und Livius bezeugten Galli Germani sowie die Semigermanae gentes in den Westalpen. — (J. B.)

A. Olrik, Gudefremstillinger pa guldhornene og andre aldre mindesmærker Danske Studier 1918, 1–35 mit 8 Bildertafeln. — Die nachgelassene Abhandlung weist die drei urnordischen Hauptgötter Odin, Thor und Fröj in Denkmälern der Völkerwanderungs- und der Wikingerzeit nach. Ausser diesen erkennt Olrik auf den beiden Goldhörnern von Tondern und auf den Bronzeplatten aus Öland die Haddinge als ein Kriegerpaar, Alf als einen Mann mit zwei Dolchen, Tiu einen Menschen opfernd und den wolfsköpfigen Tyr. Unter den zwölf Göttern des Gundestruper Kessels zeigt Odin den Typus des gallischen Kernunnos und Thor den des gallischen Jupiter. Ferner bespricht der Vf., der in seinen Deutungen mehrfach Worsaae folgt, Darstellungen Odins zu Pferde und Tyrs mit dem Fenriswolf und die verschiedenen Göttersymbole. Nebenher ergibt sich, dass Odins Verehrung nicht erst in der Wikingerzeit aufgekommen ist. — J. B.

Ed. Otto, Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte. 3. Aufl. Leipzig, Teubner 1918. IV, 123 S., geb. 1.50 M. (Aus Natur und Geisteswelt 15). — Das Büchlein stellt einen wohlgelungenen Versuch dar, das deutsche Frauenleben von der Urzeit bis zum Beginn des 19. Jahrh. im Umriss zu zeichnen. O. weiss die wesentlichen Züge der acht Perioden, in die er diesen Zeitraum zerlegt, rechtliche Stellung, Beschäftigung, Tracht, Bildung, sittlichen Charakter, kurz und fasslich darzulegen und belebt die Darstellung durch Einzelbilder hervorragender Frauen wie Radegunde, Charitas Pirkheimer, Elisabeth Charlotte von der Pfalz, die Gottschedin, Elisa v. d. Recke, Bettina v. Arnim. Wenn auch der Kundige die eingestreuten Hinweise auf die benutzten Quellen zu deuten weiss, so wären vielleicht für manche Leser genauere Literaturangaben erwünscht. (J. B.)

Johannes Pesch, Die Glocke in Geschichte, Sage, Volksglaube, Volksbrauch und Dichtung. Dülmen i. W., A. Laumann [1918]. 192 S. kl. 8°, kart. 1.80 M. — Weiteren Kreisen wird das Büchlein willkommen sein, das ohne gelehrte Ansprüche allerlei Wissenswertes über die Glocken zusammenträgt. Der Forscher freilich wird genauere Literaturangaben und ein Zurückgehen auf die älteren Quellen vermissen. Das Ritual der katholischen Glockenweihe teilt P. in Verdeutschung mit, zahlreiche Glockensagen erscheinen in novellistischer Ausschmückung oder in metrischer Bearbeitung. Von den Glockenopfern, die der Weltkrieg erfordert, und von dem Glockenglauben der letzten Jahre handelt S. 110–146. Auch die den Schluss bildenden Proben der Glockenlyrik sind zumeist jüngsten Datums. — (J. B.)

J. Polívka, The life-tokens in folk-tales, custom and belief (čechisch aus: Národopisný Věstník československý 12). Prag 1917. 96 S. 8°. — Ausführlicher als E. S. Hartland in seiner 'Legend of Perseus' 2, 1–54 bespricht P. die Lebenszeichen und Todesahnungen in Volksüberlieferung, Aberglauben und Brauch, namentlich slavisches Material neu verwertend. Ein welkender Baum bedeutet eine Krankheit oder den Tod des Helden, aus dem Sieden oder der Veränderung von Blut, Milch, Wein, Wasser oder eines Tieres ergibt sich ein gleiches Vorzeichen. Ein im Baum steckendes Messer wird rostig, ein Ringstein trübt sich, ein Kleid verändert die Farbe usw. Besonders behandelt werden die abergläubischen Vorstellungen, die sich an Kerzen, Spiegel und Bilder knüpfen. — (J. Horák.

Jakobus Reimers, Das Adlerwappen bei den Friesen. Oldenburg, Gerh. Stalling 1914. 210 S. 8°. — Von den Geschlechterwappen der Friesen zeigt etwa die Hälfte neben den unterscheidenden Familienzeichen als gemeinsames Wappenbild im Schilde den halben Adler, der im übrigen Deutschland nicht entfernt so häufig vorkommt

Diese auffällige Tatsache sucht die Studie zu erklären. Der Adler, seit Karl dem Grossen das Reichshoheitszeichen, durfte von den Inhabern eines kaiserlichen Amtes, z. B. den Richtern, im Wappen geführt werden. Während im Reiche die Anzahl der Schöffenbarfreien, welche das Recht zum Richteramt besassen, unter dem Einfluss des Lehnswesens immer geringer geworden war, blieb in Friesland der freie Gutsbesitzerstand, der durch seine Güter zum Richteramt berechtigt war, bestehen. Die Bemerkungen über Wappen und Hausmarke sowie die ausführlichen Darlegungen über die friesischen Bevölkerungsgruppen sind auch für die Volkskunde von Interesse. — (O. E.)

M. Rothbarth, Volkskunde und Nibelungenlied (Zs. f. den deutschen Unterricht 32, 266–276). — Wie Samter (N. Jahrb. f. das klass. Altertum 34, 508) im Homerunterricht den augenscheinlichen Nutzen einer Heranziehung der Volkskunde erwiesen hat, so zeigt Fräulein R., wie das Verständnis des Nibelungenliedes durch Heranziehung der Etymologie, der Sagen und Märchen, der niederen Mythologie, des Aberglaubens und der Volksbräuche gefördert werden kann. — (J. B.)

Rubehn, Über Hauszeichen im Oderbruch (1865); hsg. von P. Hoffmann. Zs. f. Ethnologie 1918, 61–69.

H. Schneider, Uhland und die deutsche Heldensage. (Abh. der Berliner Akademie, phil.-hist. Kl. 1918, nr. 9). 91 S. 4°.

H. Spies, Englischer Kriegsaberglaube in Volk und Heer. Neue Preussische Zeitung 1918, 4. und 11. August, nr. 393 und 406).

F. Teutsch, Von unsern Glocken. Kbl. f. siebenbg. Landeskunde 41, 21–23).

J. Turi, Das Buch des Lappen Johan Turi. Erzählung von dem Leben der Lappen. Herausg. von Emilie Demant, übers. von Mathilde Mann. Frankfurt a. M., Rütten & Loening 1913. XIX, 262 S. 14 Tafeln. 8°. Geh. 5 Mk., geb. 6,50 Mk. — Das eigenartige Buch, verfasst von einem beredten Gliede des absterbenden Volkes in Europas hohem Norden, schildert das Nomadenleben der Lappen, ihre Sitten, Gebräuche, Sagen und Märchen. Das Bild, das wir auf diese Weise vom heutigen Volksleben der Lappen erhalten, weicht in manchen Zügen wesentlich von den früheren, wissenschaftlichen Darstellungen, besonders von I. A. Friis, ab und zeigt ein allmähliches Verblassen der ursprünglichen Farben und Eindringen fremder Bestandteile, ist aber immer noch äusserst fesselnd und eigenartig. Die Herausgeberin, die über ein Jahr lang mit Turi zusammen gelebt und ihn bei der ungewohnten Arbeit des Schreibens unterstützt hat, war bemüht, in der von ihr verfassten dänischen Übersetzung das Sprunghafte und zum Teil Ungelenke der Darstellung beizubehalten, worin ihr die deutsche Übersetzerin folgt. Vielleicht ist sie in dieser Beziehung bisweilen zu weit gegangen, so dass manches unverständlich bleibt. Besonderes Interesse verdienen die beigegebenen Zeichnungen Turis. Die Ausstattung des Buches ist sehr geschmackvoll. — (F. B.)

Wilhelm Wisser,

unser verehrter Mitarbeiter, feierte am 27. August seinen 75. Geburtstag. 1843 zu Klenzau bei Eutin geboren, studierte er in Leipzig klassische Philologie und wirkte als Oberlehrer lange Zeit am Gymnasium zu Eutin. Hier begann er die plattdeutschen Märchen seiner holsteinischen Heimat, die dort noch in reicher Fülle leben, zu sammeln und in wissenschaftlichem Geist und mit feinem Stilgefühl ausgewählte Stücke zu veröffentlichen. Seinen drei Bändchen 'Wat Grotmoder vertellt' (1904—1909) und seinen 'Plattdeutschen Volksmärchen' (1914) soll noch eine grosse Ausgabe mit Varianten und Anmerkungen folgen, zu deren Vollendung wir ihm von ganzem Herzen Gedeihen wünschen. J. B.

Register.

Die Namen der Mitarbeiter sind kursiv gedruckt

Aarne, A. 118
Aberglaube: Basilisk 43—49. Gans 7. Kobold 41—56. Krieg 157.
Abraham a S. Clara 132
Abzählreime 15. 21.
Adlerwappen 155.
Ägypten 13.
Ahrens, W. 149
Albanien 73
Albers, J. H. 150.
Albertus Magnus 47
Alexander der Große 45
Alraun 55
Ameisen 55
Arabien 48.

Baden 111.
Baltz, J. 145.
Basilisk 43—49.
Bauer in der Kirche 88—91 -leben 76—78. -marken 152.
Bayern: Lied 90f.
Berdyczewski, M. 153.
Berlin: Weihnachtspiel 145
Bickel 27.
Blick, böser 45.
Blumauer, A. 90 106.
Bock, H. 96.
Böhme, F., Notizen 150. 153. 157.
Böhmen: Aberglaube 49 Lied 71f. 73. Schwank 131f.
Bolte, J. H. 100. 150 Zum deutschen Volksliede 65 bis 78 Der Bauernjunge in der Landshuter Vesper 89—91. Volkslieder aus dem Odenwald, Anm. 92 bis 95. Hätts Gott nicht erschaffen 95f. Das Ringlein sprang entzwei 99 Kunstlieder 100 Drei deutsche Hausprüche und ihr Ursprung 113—120 Zu Bürgers Münchhausen 129f. Hessische Volksschwänke vom Jahre 1811 132—135. Die Scheune brennt 137. Das angebliche Berliner Weihnachtspiel von 1597 145—147. Notizen 148—157.
Bonnart 57
Bosnien 53.
Bousset, W. 154.
Brechenmacher, J. K. 117.
Brekel 27.
Bretagne 68. 74.
Brockelmann, C. 117.
Brunner, K. Die Garnweife oder Garnhaspel 56—63.
Buddha 119.
Bukowina 53.
Bulgarien: Lied 71. 75.
Bürger, J. G. 129.

Caland, W. 126
Castelli, J. F. 102.
Chardin 117.
Chidr 118.
China 48. 75
Christensen, A. 151.
Clauss-Mangler, L. Volkslieder aus dem Odenwalde 92—95.
Clemen, C. Der Ursprung des Martinsfestes 1—14.
de Cock, A. 150. 151
Čechisch: s. Böhmen.

Dalmatien 52.
Dänemark: Aberglaube 48. Lied 66. 73. 75. 91 Schwank 130f Segen 147.
Dankzeichen für Volkskunde 56.
Demant, E. 157.
Drache 54f.
Dreikönigstag 138.
Dreizehnerfest 138.
Dürer, A. 17.
Dux 91.

Eberle, M 152.
Ebermann, O. Eine Warnung vor dem Meineid 110—115. Bespr. 147. Notiz 156
Ei 11—56.
v. Eichendorff, J. 99.
Einschiebsel in Namen 15
Elias, Abt 115.
Empedokles 117
England: Aberglaube 48 55. 157. Fest 5. Lied 73.
Englert, A. Hätts Gott nicht erschaffen 95—96.
Erfurt 1.
Erk, L. 89f
Erntebräuche 4f

Feridedin 'Attar 118.
Feste des Jahres 150. Ernte 4. Martins 1—14.
Finnland: Kalewala 75
Firmenich, J. M. 110.
Fischart, J. 96.
Fischer, H. Ein studentischer Brauch 110.
Flämisch: Glaube u. Brauch 150. Lieder 152 Schwank 130.
Fliege 55
Frankreich: Aberglaube 48f Lied 67 73f. 95. Martinstag 5. Schwank 132.
Frauenleben 156.
Friesen 156.

Gans 1—14. Gansreiten 6. Heilkraft 7.
Garbe 5.
Garnweife 56 63 winde 62
Genée, R. 108.
Georg, der hl 151.
v. Geramb, V. Steirische Volksmärchen 120—121.
Germani 155.
Geschwisterliebe 75.
Glocken 150. 156. 157.
Gmür, M 152.
v. Goeckingk, L. 109.
Goethe, J. W. 75. 99. 119 139.
Gorion, M. J. bin 153.
Gregor der Große 11. G. von Tours 3.
Gregoriuslegende 75
Griechenland 74. 113.
Grimm, J. 129. J. u. W. 150.
Grisebach, E. 129.
Gümbel-Seiling, M. 151.

Haararbeiten 64.
Haaß-Berkow, G. 151
Hahn 5. roter 51. legt Ei 11f.
Hannover 79.
Haselwurm 49.
Haspel 58.
Hauffen, A. 153.
Haus-geist 49. 53. -inschriften 111—119. -zeichen 152. 157.
Heldensage 157.

Henne, schwarze 56
Hessen: Volksschwänke 133.
Hieronymus 116.
Hilka, A. 154
Hilte 28.
Hinterpommern 137
Hobelbank (Reime) 137
Hof am Habichtswald 133.
Hoffmann v. Fallersleben, A. H. 86.
Hoffmann, J. 157.
Holstein 135
Horák, J. 72. 75. Notiz 156.
Horapollo 43. 47.

Ibis 43
Immermann, K. 119
Indien 75. 119.
Iringsweg 154.
Island: Aberglaube 48
Italien: Aberglaube 49. Lied 68. 73f. Novelle 154.

Jostes, F. 152.
Juden: Sagen 153 Schwank 126.
Jüdischdeutsch: Lied 74.
Jüngst 79 - 81.
Jürgensen, W. 2

Kagerer, J. M. 91
Kalewala 75
Kampfgespräche 77.
Katalonien: Lied 69. 74.
Kaufmann, H. 57.
Keim, Ph. 101.
Keller, W. 151
Kind: Sprachspiel 15–25.
v. Kleist, H. 114. 119.
Klicker 32.
Klöppelmaschine 64.
Knöchel 26. -spiel 30
Knoop, O. Der Gesundheitsbrunnen 124–126. Schwänke aus Hinterpommern 137f.
Konrad von Würzburg 41.
Konvergenz 154
Kopp, A. Lieben kein Verbrechen 97f.
Korb verbrannt 9
Kote (Knöchel) 27.
Krause, F. 133.

Landshut 88.
Lappen 157.
Lebenszeichen 156.
Legende 152. 154.
Lemke, E. 26.
Lessing, G. E. 75.
Letten 52.
Liebe 95–97.
Lied: bretonisch 68 dänisch 66. 69. 71. deutsch 65 bis 113. flämisch 152. französisch 67. italienisch 68. niederländisch 71. 86 portugiesisch 68. schwedisch 70f. slawisch 71. spanisch 69. Kinderlieder 111–113. Kunstl. 99–110. Bauernleben 76. Der geschlagene Ehemann 94. Ein Schifflein sah ich fahren 79 Graf u. Nonne 85. Guter Mond 98. Heil. drei Könige 92. 139. Heimkehr des Geliebten oder Gatten 73f. Landshuter Vesper 88. Lieben kein Verbrechen 97. Marias Wandrung 93. Mordeltern 73. Schwester wiedergefunden 70 Versuchung 65 Weihnacht 146 Wildschütz 93.
Loewe, H. Der Schwank vom Zeichendisput 126–129.
Lübeck 136.
Lucke, W. Ein Schifflein sah ich fahren, Kapitän und Leutenant 79–88
Lüdtke, W. 153
v. Luschan, F. 153
Luther, M. 12. 95. 114. 119. 139.
Lynar, Graf R. F. 129.

Mann, M. 155
Märchen: deutsch 120–126 persisch 151 pommerisch 121. steirisch 120 Brüder Grimm 150. Bärenhäut 50 Brüderchen u. Schwesterchen 120. Der reiche Mann und sein Schwiegersohn 118. Fürchten lernen 123. Naturgeschichtlich 151. Wasser des Lebens 124.
Martin, der h. 1. Fest 1–14. Feuer 8f. Gans 1f.
Mecklenburg 126.
Megenberg, K. v. 45.
Meier, J. 79.
Meineid 140.
Meisinger, O. Wurstreime aus Baden 111–113.
Meissner, R. 154.
Meistersinger 76.
Memel, J. P. de 65.
Meyer, W. 151.
Michel, der deutsche 153
Milchstraße 154.
Minden, G. 56.
Mitzschke, P. 155.
Mölln 113.
Montenegro 53.
Müller, C. 111. J. S. 97.
Müller, Jos. Das Fangsteinchenspiel in den Rheinlanden 26–41.
v. Münchhausen, K. F. H. 129

Namen, sonderbare 135.
Nibelungenlied 154. 157.
Niederlande: Lied 8. 71. 73. 86.
Nilson, J. E. 59.
Norden, E. 155.
Norwegen: Lied 71. 95.

Odenwald: Lied 92 - 95.
Odin 156.
Ohrt, F. 147.
Olrik, A. 70 156
Opfer 6.
Orakel: Gans 7. Lebenszeichen 155.
Österreich 42.
Osterspiel 151.
Otto, E. 156

Pansiv, Le (Kell) 97.
Persien 117. 151.
Pesch, J. 156
Petrus 107
Pfarrius, G. 99.
Physiologus 11
Placidas-Eustachius 154
Plinius 43.
Polen: Aberglaube 50. Lied 71f. 74. Schwank 131. 137.
Polívka, G. 150. 156. Die Entstehung eines dienstbaren Kobolds aus einem Ei 41–56.
Pope, A. 97.
Portugal: Aberglaube 49. Lied 68. 71.
Posen 137.
Puk 42.

Quadrate, magische 149.
Quartettmetzelsuppe 140.

Rad, brennendes 8.
Raspe, R. E. 129
Redentin 151.
Reimers, J. 156
Reimspiel 15f.
Rheinland 12. 26 - 41. 138.
Rieheome, L. 152
Richter, P. E. Der Bauernjunge in der Landshuter Vesper 88f.
Rothbarth, M. 157.
Rubehn 157.
Rücklauf von Wörtern 23
Rügen 42.
Rumänien 73
Russland: Aberglaube 51. Lied 71f. Schwank 131f.

Sachs, H. 132 151.
Sagen: Alexander 45. Bacqueville 152. flämisch 150. jüdisch 153.
Salzburg 91.
Schauspiel: s. Osterspiel, Volksspiele, Weihnachtspiel
Schell, O. Das Dreizehnerfest in Windhagen bei Gummersbach 138 - 140.
Scheune brennt 135.
Schiller, F. 45. 75.

Schläger, *G.* Einige Grundfragen der Kinderspielforschung 15–25.
Schlange 131.
Schlesien: Spinnstube 56
Schneider, H. 157.
Scholz, O. 57. 62f.
Schragen 58.
Schröer, K. J. 151.
Schuchardt, H. 59.
Schultz, K. W 105
Schwank: hessisch 133–135. persisch 151. pommerisch 137f. Mann aus dem Paradiese 148. Münchhausen 129–132. Scheune brennt 135. Schulzenprüfung 137. Schwerhörige 148. Spielmannsmärlein 123. Wette des schweigenden Ehepaars 135. Zeichendisput 126.
Schweden: Aberglaube 41. 48. Lied 70 73.
Schweiz: Aberglaube 42. 49. Bauernmarken 152.
Segensformeln 147.
Serbokroaten 75.
Siebenbürgen 53.
Simrock, K. 2.
Skandinavien: Götterdarstellungen 156.
Slovaken: Aberglauben 50. Lied 71f.
Slovenen: Aberglauben 52. Lied 72f. 75
Sökeland, H. 58.
Soldaten 150
Spanien. Aberglauben 49. Lied 69. 71
Sperontes (Scholz) 97.
Spiegel 15. 131.
Spiel: Fangsteinchen 26–41. Gesellschafts- 150. Kinder- 15–25. Reim- 32f. Sprach- 15–25.
Spies, H. 157.
Spiritus familiaris 41.
Sprache: Geheim- 22. Mischung 24.
Sprichwort 9 154.
Spruch: Das Ringlein sprang entzwei 98. Hätts Gott nicht erschaffen 95. Hausssprüche 113. Lieben kein Verbrechen 97.
Stabreim 17.
Stade 79.
Steiermark: Lied 76. Märchen 120.
Sternsinger 92.
Stückrath, *O* Das Ringlein sprang entzwei 98f. Kunstlieder im Volksmunde 99 bis 110
Studenten: Brauch 140. Lied 95. 97.
Sulpicius Severus 8.

Tertullian 116.
Teufel 51.
Teutsch, F. 157.
Theophilus 151. Th. presbyter 44
Thomas Cantimpratensis 46.
Thor 156.
Totentanz 151.
Turi, J. 157.

Uhland, L. 157.
Ungarn: Aberglaube 7. 49

Vegetationsgeist getötet 7.
Vincentius Bellovacensis 46
Vokalwechsel 18.
Volksspiele 151

Weife 58.
Weifspille 63.
Weihnachtspiel 145–147. 151.
Weimar 151.
Weinitz, *F.* Schmuckgegenstände aus Menschenhaaren 61f.
Weise, Chr. 95. 97
Wenden: Lied 71f.
Wihl, L 107.
Windhagen 138.
Winterfeier 11
Wisser, *H.* 157. Die Scheune brennt! oder die sonderbaren Namen 135f.
Witz 155.
Wolf 3.
Wurstreime 111.

Zachariae, Th 147.
Zählsprüche 62.
Zahlbuchstaben gedeutet 137.
Zauberformeln 23.
Zeichendisput 126.
Zigeuner 48.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Bernburger Strasse 30.

GR
1
Z4
Jg.28

Zeitschrift für Volkskunde

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY